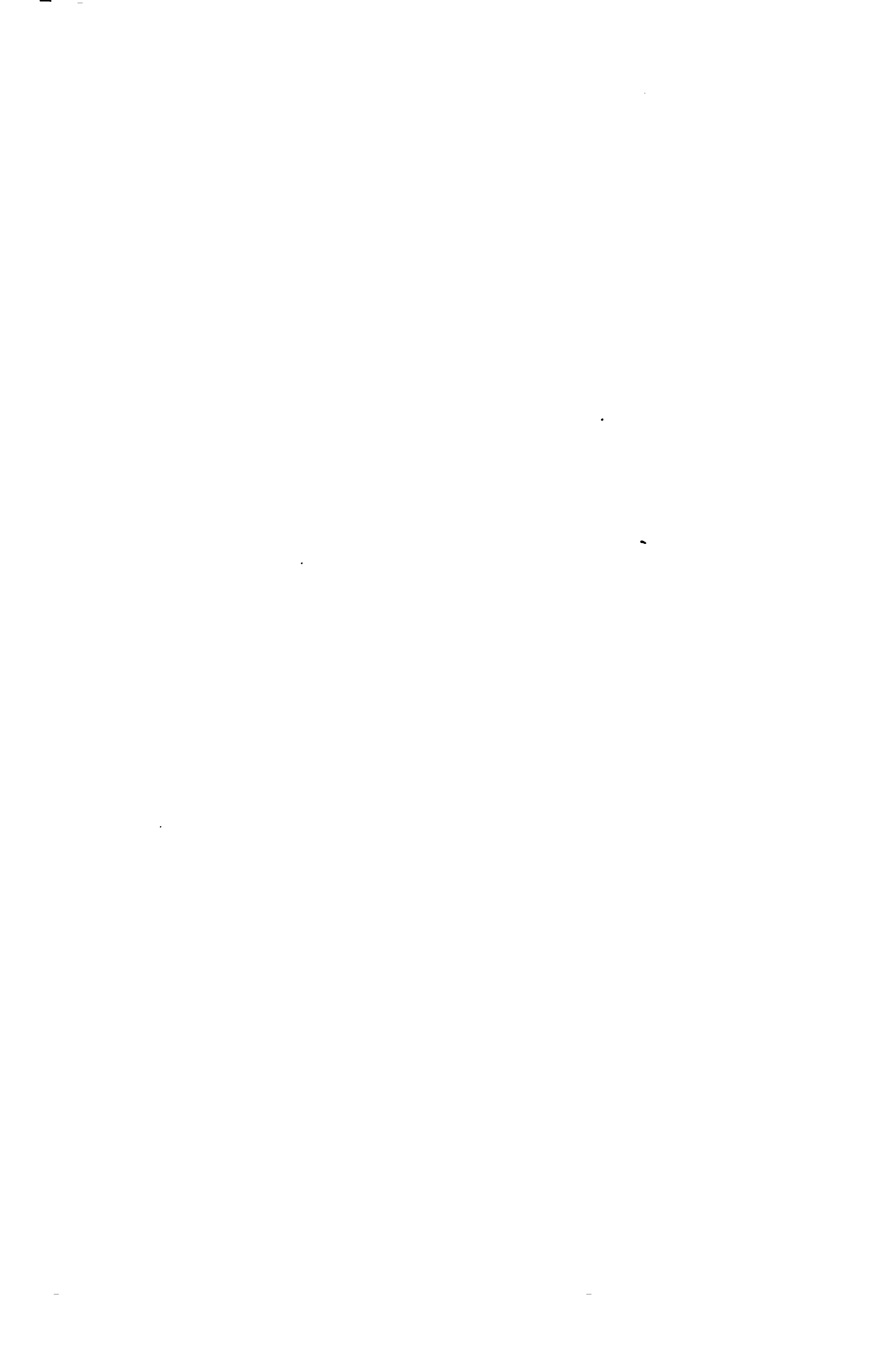





INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX







An den Grenzen Rußlands

Elf Abhandlungen
aus der Sammlung „Der Weltkrieg"

Der Krieg und die Polen (Bachem) ▪ Das russische Volk (Keyser) ▪ Die russische Kirche (Merkle) ▪ Kurland (Brentano) ▪ Der Weltkrieg und Litauen (Brunavietis) ▪ Litauen und Bessarabien (Schemaitis) ▪ Die Ukraine (Kisky) ▪ Die Russen in Lemberg (van Gember) ▪ Rumänien (Krauß) ▪ Bulgarien (Krauß) ▪ Rußland Serbiens Totengräber (Gopcevic).

Herausgegeben vom
Sekretariat Sozialer Studentenarbeit

Erschienen im Volksvereins-Verlag GmbH., M.Gladbach 1916

Den Umschlag zeichnete Adolf Schwindt (Darmstadt)

Preis ℳ 2.80

Inhalt



Der Krieg und die Polen

Julius Bachem (Cöln)

Die Erörterung der polnischen Frage hat in den ersten Stadien des Weltkrieges nahezu vollständig geruht. Gemeint ist hier zunächst die polnische Frage im engern Sinne: der Konflikt des preußischen Staates bzw. der preußischen Regierung mit der polnischen Bevölkerung des Staates Preußen. Der Verzicht auf die Erörterung dieser Frage gehörte auch zum „Burgfrieden". Unter Beiseitelassung grundsätzlicher Auseinandersetzungen hat man sich auf dem Boden der Tatsachen vertragen und Steine des Anstoßes beiderseits möglichst aus dem Wege zu räumen gesucht. Insbesondere sind schwierige kirchliche Fragen glatt und günstig erledigt worden; so ist die zweimalige Wiederbesetzung des Posen-Gnesener Erzstuhles erfolgt, ohne daß irgendeine beachtliche Äußerung der Unzufriedenheit von der einen oder der andern Seite laut geworden wäre.

Durch den Weltkrieg ist die polnische Frage in ihrer Gesamtheit in einer Weise in den Vordergrund geschoben worden, wie man es kaum ahnen konnte, weit mehr als vor hundert Jahren, wo Napoleon im Kampfe gegen Rußland mit Versprechungen gegenüber den Polen nicht kargte. Die französischen Versprechungen und die polnischen Hoffnungen wurden damals in den eisigen Wellen der Beresina begraben. Polnisches Land und polnische Leute sind nun im gegenwärtigen Weltkriege in ganz hervorragendem Maße in Mitleidenschaft gezogen worden. Auf polnischer Erde, in Galizien und in Russisch-Polen erstrecken sich die größten Schlachtfelder; überall wo der Russe seinen Fuß hingesetzt hat, besonders in Galizien, herrscht der Greuel der Verwüstung. Deutsche und österreichische Polen kämpfen gegen ihre russischen Landsleute. Für die Sache der Zweikaisermächte kämpfen die Polen mit Begeisterung, notgedrungen für die des Vierverbandes. Von den Mächten, welche eine starke polnische Bevölkerung besitzen, hat Österreich es am besten verstanden, die Polen zu gewinnen. Das Kronland Galizien nimmt eine einflußreiche Stellung im Gesamtorganismus der vielgestaltigen habsburgischen Monarchie ein; im Reichsrat ist die polnische Fraktion häufig aus-

schlaggebend. In Preußen stand die polnische Bevölkerung seit Jahrzehnten in scharfer Opposition gegen die Regierung. Sie hatte manche Beschwerde zu erheben. Rußland hat seine Polen meist schlecht, sehr schlecht behandelt. Die polnische Bevölkerung mußte dort Perioden ärgster Bedrückung, besonders auf religiösem Gebiet, durchmachen.

Je schwieriger sich jetzt die militärische Lage Rußlands gestaltete, um so eifriger zeigte sich die russische Regierung bemüht, die Sympathien der polnischen Bevölkerung zu gewinnen. Es wurde sogar eine besondere Kommission eingesetzt, welche die von den Polen beklagten Mißstände beseitigen und Vorschläge zu einer dieselben befriedigenden Neuordnung machen sollte. Der Posener „Dziennik Poznanski" meinte angesichts von Mitteilungen über die Arbeiten dieser Kommission: „Es drängt sich nur die Befürchtung auf, daß die polnisch-russische Kommission nicht weiß, für wen sie arbeiten soll, da sich inzwischen das ganze Königreich Polen in deutsch-österreichischen Händen befinden kann. Etwas spät haben sich die Russen entschlossen, den ersten Schritt zu tun." Das war geschrieben, ehe Russisch-Polen mit Warschau von den deutsch-österreichischen Truppen vollständig erobert worden war.

Zeitweise spielte die polnische Frage in der russischen Duma die Hauptrolle. Ministerpräsident Goremykin erklärte am 2. August 1915 feierlich: „Das polnische Volk, das ritterlich, edel, treu und tapfer ist, verdient unbegrenzte Hochachtung. Heute hat mich der Kaiser beauftragt, Ihnen zu erklären, daß er dem Ministerrat befohlen hat, Gesetzentwürfe auszuarbeiten, die den Polen nach dem Krieg das Recht gewähren, frei zu sein und ihr nationales, soziales und wirtschaftliches Leben auf der Grundlage der Autonomie unter dem Zepter des Kaisers von Rußland auszugestalten." Auch die preußische Regierung stellte eine Neuorientierung der Polenpolitik wiederholt in bestimmter Weise in Aussicht, ohne jedoch schon jetzt ein bezügliches Programm zu entwerfen, wie sie das ja auch auf andern Gebieten, auf denen nach dem Kriege ein Neues werden soll, nicht getan hat. Die Polen Österreichs und Preußens tun inzwischen in diesem Kriege in vollem Maße ihre Schuldigkeit, die galizischen Polen sogar ein mehreres, als die Pflicht gebietet. Sie haben unter Zustimmung der obersten Heeresleitung eine besondere polnische Legion, teilweise auch aus Russisch-Polen, gebildet, welche sich durch große Tapferkeit auszeichnet. Ohne Zweifel ist dasselbe bei den polnischen Soldaten der Fall, welche in den deutschen Heeren kämpfen. Es tritt hier nicht besonders in die Erscheinung,

weil es in Preußen Regimenter mit ausschließlich oder vorzugsweise polnischen Mannschaften nicht gibt, die polnischen Rekruten vielmehr auf die Truppen der verschiedenen Landesteile verteilt werden. Tapferkeit ist aber den Polen niemals bestritten worden; sie hat sich im Laufe ihrer wechselvollen Geschichte auf hundert Schlachtfeldern glänzend bewährt.

Der Konflikt zwischen der Staatsgewalt und der polnischen Bevölkerung in Preußen hat, wie gesagt, während des Krieges geruht; ausgetragen ist er nicht. In diesem Konflikt gaben vor dem Kriege mehr und mehr die radikalen, nurnationalen Elemente des Polentums den Ton an. Das war begreiflich, aber darum nicht weniger bedauerlich, auch im Interesse einer Ausräumung der berechtigten Beschwerden der Polen. Die maßvolle Richtung trat mehr und mehr zurück bzw. immer weniger in die Erscheinung; sie schien die Geltendmachung ihrer Anschauungen als nutzlos und hoffnungslos aufgegeben zu haben. So legte der hochverdiente Mäßigkeitsapostel Oberschlesiens, Pfarrer Kapitza, sein Reichstagsmandat nieder.

Unter der Einwirkung des Krieges ist hier eine Wandlung eingetreten, welche man, falls sie von Dauer ist und sich durchzusetzen vermag, nur freudig begrüßen könnte. Es liegen in dieser Beziehung Tatsachen vor, welche volle Beachtung verdienen. Den Ton hat hier ein viel bemerkter programmatischer Artikel des frühern Reichstagsabgeordneten Napieralski angegeben, welcher im Beuthener „Katolik" und in zahlreichen zum Konzern des „Katolik" gehörigen oberschlesischen Blättern erschienen ist. Dieser Artikel war gegen eine Auslassung des Posener „Kuryer Poznanski" gerichtet, des Hauptorgans der radikalen polnischen Nationaldemokratie. Der „Kuryer" hatte bezüglich der Orientierung der Polen gegenüber dem Deutschen Reich bemerkt: „Wir erfüllen unsere Pflicht gegenüber dem Staate. Die Regierung hätte uns Konzessionen machen können, sie hat es aber nicht getan. Allgemein ist eine Neuorientierung angekündigt. Wir müssen abwarten, wie sich die Dinge nach dem Kriege gestalten. Die Zukunft hängt davon ab, ob, wie und wann die Regierung ihre Versprechungen in die Tat umsetzt."

Von diesem Pessimismus, von diesem Abwarten in Untätigkeit will Napieralski nichts wissen; es erscheint ihm als etwas Unnatürliches und Beispielloses in der Geschichte der Völker. Die Polen müßten trotz schwieriger Verhältnisse alle Kräfte anspannen, um die Gestaltung ihrer Zukunft so positiv zu beeinflussen, wie es die Umstände erlaubten. Napieralski erklärt: Die Polen in Schlesien schenkten den Worten der Minister und der Vertreter des deutschen

Volkes volles Vertrauen. Angesichts dieser Hoffnung glaubten sie, daß „wir Polen neben der allgemeinen allen Bürgern des Staates gemeinsamen Pflicht auch einen besondern Grund haben — und zwar mit Rücksicht auf unsere eigne Sache — klar und rückhaltlos den Zentralmächten den Sieg zu wünschen und dem in schwerem Ringen befindlichen Staate diejenige Geneigtheit und Opferfreudigkeit zu zeigen, die man von den um die Zukunft des Landes besorgten Bürgern erwartet." Aber noch mehr. Deutschland habe in diesem Kriege so viel Kraft und Tüchtigkeit bewiesen, daß im Fall des Sieges seine Stimme das meiste Gewicht haben werde auch in der Frage Polens außerhalb der Reichsgrenzen. „Wenn wir für ein gutes Verhältnis der Polen im Reich zur Regierung und zum deutschen Volke sorgen, dann tragen wir viel dazu bei, daß auch diese Frage in einem für die Polen günstigen Sinne gelöst wird." Napieralski empfiehlt dann positive Arbeit für eine bessere Zukunft, anstatt sich mehr und mehr einem dumpfen Pessimismus hinzugeben.

In derselben Richtung wie die angeführten Napieralskischen Ausführungen bewegte sich ein Artikel des Herrn v. Zychlinski in der „Germania", der von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" als beachtenswert im Auszug wiedergegeben wurde. Herr von Zychlinski unterscheidet zwischen einer preußisch-polnischen Frage und einer „andern polnischen Frage", die der Weltkrieg gebracht habe. Die Vorbedingung, um eine deutsch-polnische bzw. preußisch-polnische Verständigung zu ermöglichen, sei seitens der Polen die aufrichtigste und ehrlichste Loyalität dem König von Preußen und dem preußischen Staat gegenüber. Das deutsch-polnische Verhältnis bedürfe einer gründlichen Revision, vieles müsse anders werden, und das Verhältnis auf gegenseitigem Vertrauen aufgebaut sein. Der Deutsche Kaiser werde sicherlich nach Vertreibung der Russen aus Kongreßpolen das Richtige für die Polen finden. „Die Kluft zwischen den Zentralmächten und Rußland ist durch den Weltkrieg unüberbrückbar geworden. Nur durch die deutsch-polnische Verständigung kann in Zukunft erfolgreich und für alle Zeiten die russische Flut aufgehalten werden."

Auf Herrn Napieralski und Herrn v. Zychlinski ist mit einem Artikel in der „Deutschen Tageszeitung" Fürst Drucki-Lubecki gefolgt und in einer größern Broschüre der (inzwischen in die Zivilverwaltung Russisch-Polens berufene) Graf Kwilecki auf Schloß Dobojewo. Letzterer betont insbesondere, daß die Polen von den Russen durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt sind, dagegen

durch ihr ganzes Wesen, ihre Geschichte, Kultur und Überlieferung mit dem Abendlande zusammenhängen und insbesondere von den Deutschen nur durch unschwer abzustellende, rein politische Mißstimmungen bisher getrennt waren. „Nicht griesgrämig", so schließt der Verfasser den das Verhältnis der Polen zu den Deutschen besprechenden Teil seiner Broschüre, „sollten Polen und Deutsche auf die gewesenen Mißhelligkeiten zurückschauen, sondern frisch zugreifen und eine neue, bessere gemeinschaftliche Zukunft begründen."

In einem ähnlichen Gedankengange bewegt sich ein Brief, den Herr v. Jackowski (Wrencyn, Provinz Posen) an das polnische Blatt „Goniec Wielkopolski" gerichtet hat. Auch er hebt hervor, daß die preußischen Polen mit den Deutschen, abgesehen von der gemeinschaftlichen Staatsangehörigkeit, die gemeinschaftliche Zugehörigkeit zur abendländischen Zivilisation und die Gemeinschaftlichkeit der kulturellen und ökonomischen Interessen vereinigen.

In sehr beachtlicher Weise sprach sich im „Tag" Dr. Joh. Graf Szoldrski (Pfarslin, Pr. Posen) aus. Er schildert die Gewaltherrschaft Rußlands gegenüber den polnischen Landesteilen und versäumt auch nicht, darauf hinzuweisen, daß die Art und Weise, wie in Lemberg und Ostgalizien während der vorübergehenden Besetzung durch die russischen Truppen die Schismatisierung und Russifizierung in Szene gesetzt wurde, einen kleinen Begriff der wahren Absichten Rußlands gebe. Bezüglich der Polenpolitik in Preußen bemerkt er: Der Radikalismus der Polen, der eine zwingende Folgeerscheinung der antipolnischen Politik, nicht aber eine Eigenschaft des polnischen Volkes sei (es gebe selten ein Volk, das von Natur konservativer gestimmt war als die Polen), werde mit dem Augenblick den Grund verlieren und in sich zusammenfallen, als eine polnische gemäßigte Politik greifbare Errungenschaften zeitigen werde. Auch Graf Szoldrski vertraut den Erklärungen der Regierung. Es wäre töricht und unpolitisch, die dargebotene Hand nicht zu ergreifen. Eine gemeinsame Arbeit auf Grund gegenseitigen Vertrauens sei möglich und werde auch von Erfolg gekrönt sein.

Auslassungen, wie die vorstehend zusammengestellten, erzeugten unter den Polen die richtige Stimmung, aus der heraus nach Beendigung des Weltkrieges an der Lösung der polnischen Frage, soweit das Deutsche Reich daran beteiligt ist, herangegangen werden kann. Diese vorbereitende Arbeit ist von der größten Bedeutung.

Nicht zu verwundern ist bei der Eigenart des polnischen Volkes, daß unter den Polen auch Stimmen laut werden, welche für die

Realität der Dinge keinerlei Verständnis zeigen und Zukunftspolitik ohne feste Unterlage treiben. Es hat unter den Polen stets Reiter auf dem Regenbogen gegeben. Für den Mangel an Wirklichkeitssinn in manchen polnischen Kreisen ist nichts bezeichnender, als daß man alsbald nach der Eroberung Warschaus polnischerseits daran ging, Russisch-Polen unabhängig von den beiden Zentralmächten, welche dieses Gebiet eben mit Waffengewalt den Russen entrissen hatten, polnisch-autonom zu organisieren, so daß die „Deutsche Warschauer Zeitung" am 14. September 1915 eine scharfe Bekanntmachung des Generalgouverneurs dagegen zu veröffentlichen hatte.

Kein Wunder, daß angesichts der militärischen Entwicklung im Osten in dem leicht erregbaren Polentum der nie erstorbene Gedanke eines alle Polen umfassenden großen unabhängigen Polenreiches mächtig wieder erwachte. Aber besonnene Realpolitiker müßten sich doch sagen, daß für die beiden Kaisermächte, welche in treuer Waffenbrüderschaft die russischen Heere weit nach Osten zurückgeworfen haben, das eigne Interesse für die Lösung des neu aufgeworfenen polnischen Problems vor allem entscheidend sein wird. Dieser Gesichtspunkt wird ihnen denn auch von wohlmeinender Seite immer wieder zum Bewußtsein gebracht.

Mit besonderm Ernste und in voller Rückhaltlosigkeit geschieht dies in einer Zuschrift Gustav v. Schmollers an die seit einiger Zeit in Berlin erscheinenden „Polnischen Blätter", Zeitschrift für Politik, Kultur und soziales Leben, in welchen man die Stimmungen und Strömungen in der polnischen Welt gegenwärtig wohl am besten studieren kann. Schmoller war von der Zeitschrift zu einer Äußerung über „Deutsche und Polen" aufgefordert worden und schreibt nun (im Heft 3 vom 20. Oktober 1915) unter anderm: „Es scheinen mir hauptsächlich zwei Voraussetzungen für eine dauernde Verständigung zwischen Deutschen und Polen gegeben, bei deren Erfüllung alle zukünftigen Reibungen immer nur eine untergeordnete Bedeutung erlangen können. Die eine Voraussetzung besteht darin, daß die Polen in ihrem ganzen Verhalten in Wort und Tat den Deutschen die Überzeugung beibringen, daß in aller Zukunft ihre kulturelle und politische Front nach Osten gewandt sein wird, daß die Deutschen niemals zu befürchten haben, die Polen könnten jemals mit den östlichen Nachbarn zusammen Stellung gegen Deutschland nehmen. Diese Voraussetzung für eine Verständigung zwischen Deutschen und Polen ist die wichtigste und größte. Die zweite ist daneben sachlich von geringerer Bedeutung, trotzdem aber vielleicht schwerer

für einen Teil der Polen zu erfüllen, weil hier schon andere Ideen sich eingewurzelt, in Überlieferungen und Organisationen sich festgesetzt haben: Deutschland muß eine Gewähr dafür haben, daß die Schwierigkeiten aufhören, die es in seinen bisherigen Grenzen seitens der dort ansässigen Polen gefunden hat. Die bisherige preußisch-deutsche Grenze gegenüber Russisch-Polen bedeutet ja das Mindestmaß an Gebiet, das aus Gründen der politischen Geographie Deutschland für sich in Anspruch nehmen muß, um sich in seinem Dasein nach Osten zu behaupten, wenn es dabei auf seine deutschen Kernlande in Schlesien und Ost- und Westpreußen nicht verzichten wollte."

Erfreulicherweise zeigen auch führende polnische Politiker für solche Erwägungen Verständnis. So schreibt in Heft 1 der „Polnischen Blätter" Konstantin v. Srokowski: „Es ist ganz klar, daß Deutschland, ehe es seine Einwilligung zur Begründung eines Staates auf dem von ihm eroberten Gebiete gibt, die Sicherheit erlangt haben muß, daß dieser Staat beständig in Einklang mit den politischen, positiven und negativen Interessen Deutschlands verbleiben und sich nie gegen dasselbe wenden wird. Selbstverständlich dürfen solche Garantien nicht nur auf einem schriftlichen oder mündlichen Abkommen beruhen." v. Srokowski findet die Hauptgarantie in der territorialen Gestaltung des neuen polnischen Staates. „Ein kleines und schwaches Polen könnte eventuell russophil sein. Ein in territorialer Hinsicht großes Polen müßte unbedingt ein antirussisches Gepräge tragen."

Naturgemäß haben die leitenden Staatsmänner Österreich-Ungarns und Deutschlands über ihre Stellung zu den polnischen Wünschen und Bestrebungen anfangs mit großer Vorsicht und Zurückhaltung sich geäußert. Noch waren die letzten militärischen Entscheidungen nicht gefallen, noch ist es nicht Zeit, das neue Europa auch nur theoretisch zu konstruieren. Der österreichisch-ungarische Minister des Äußern, Baron Burian, erklärte auf ein ihm vom „Obersten Polnischen Nationalkomitee" überreichtes Memorandum nach Besprechung einzelner Punkte dieses Aktenstückes: „Die Polen Österreichs haben der Regierung Seiner K. und K. Apostolischen Majestät stets loyales Vertrauen entgegengebracht und hatten es nicht zu bereuen. Sie mögen auch in diesem historischen Momente ihrem Schicksal mit Zuversicht entgegensehen. Die Entwicklungsmöglichkeiten, die ihnen bis jetzt geboten sind, werden nach einem glücklichen Kriege gewiß vervielfältigt werden. Die großen Opfer, die in diesem Kriege an Gut und Blut für das Vaterland gebracht worden sind, werden bestimmt ihre Früchte tragen." Baron Burian tat diese

Äußerung zu einem Zeitpunkt, wo die Eroberung von ganz Russisch-Polen militärisch noch nicht völlig gesichert erscheinen mochte.

Am 19. August 1915 sprach der deutsche Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg im Reichstage die vielbemerkten Sätze: „Geographische und politische Schicksale haben seit langen Jahrhunderten Deutsche und Polen gegeneinander zu kämpfen gezwungen. Die Erinnerung an diese alten Gegensätze mindert nicht die Achtung vor der leidenschaftlichen Vaterlandsliebe und Zähigkeit, mit der das polnische Volk seine alte westliche Kultur, seine Freiheitsliebe gegen das Russentum verteidigt und auch durch das Unglück dieses Krieges bewährt hat. Die gleißnerischen Versprechungen unserer Feinde ahme ich nicht nach, aber ich hoffe, daß die heutige Besetzung der polnischen Grenzen gegen Osten den Beginn einer Entwicklung darstellen wird, die die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Polen aus der Welt schafft und das vom russischen Joch befreite Land einer glücklichen Zukunft entgegenführen wird, in der es die Eigenart seines nationalen Lebens pflegen und entwickeln kann." Als allgemein politische Grundlage diente diesen Worten der Satz: „Wir sind es nicht, die die kleinen Staaten bedrohen. Wir wollen sein und bleiben ein Hort des Friedens, der Freiheit der großen und der kleinen Nationen. Ich sage das nicht nur in bezug auf die Völker germanischer Rasse."

Ein Mehreres durfte damals von dem verantwortlichen deutschen Staatsmanne niemand erwarten. Das ist auch von polnischer Seite anerkannt worden. So sagt Herr v. Jackowski in seinem schon angeführten Aufsatz: Was die polnischen Länder unter russischer Herrschaft betreffe, so könne diese Angelegenheit erst nach dem Kriege geregelt werden; sicherlich würden aber Deutschland und Österreich eine edle, die polnische Nation und ihre historische Eigenart würdigende Lösung der polnischen Frage bringen. Über die Einzelheiten werde wohl niemand vor dem Ende des Krieges zu diskutieren beabsichtigen. Das Organ des Obersten Polnischen Nationalkomitees, „Polen", bemerkte u. a.: „Die Rede des deutschen Reichskanzlers hat in der polnischen Gesellschaft tiefen und, wie wir gleich hinzufügen wollen, günstigen Eindruck gemacht. Wir geben uns völlig Rechenschaft darüber, daß der Reichskanzler nichts Entscheidendes über die Politik Polens sagen konnte. Ihre Bedeutung wurzelt in der Feststellung des Reichskanzlers, daß die Gegensätze zwischen Deutschen und Polen aufhören müssen, und daß dies auf dem Boden der Anerkennung der Rechte der Polen auf Freiheit und nationale Entwicklung geschehen wird. In Heft 1 der „Polnischen Blätter" sagte die Redaktion dieser Zeitschrift: Die Polen brächten aus einer harten

Lebensschule politischen Realismus mit, „der ihnen gebietet, die deutschen und preußischen Staatsgrenzen unbedingt zu respektieren, dagegen die Wiederaufrichtung des uralten polnischen Staatswesens auf ihrem größten historischen Territorium an der Seite der Zentralmächte zu erwünschen".

In diesem Zusammenhang ist von Interesse, was Professor Hans Delbrück, der in dem Konflikt des Staates Preußen mit seiner polnischen Bevölkerung wiederholt auf die Seite der Polen getreten ist, in den „Preußischen Jahrbüchern" anläßlich der Rede des Reichskanzlers ausführte. Er begrüßt dieselbe und sieht darin eine Bestätigung dessen, was er selbst vertreten hat. „Das ist ja", so schreibt er, „mein Programm, das seit Jahrzehnten in diesen Jahrbüchern immer von neuem als die von der Natur gegebene Aufgabe Deutschlands verkündet und verteidigt worden ist. Nicht nur einzeln, sondern auch in diesem Zusammenhang sind jene Sätze an dieser Stelle aufgestellt und in wiederholten Darlegungen durchgeführt worden: die Welt sei in Gefahr, zwischen Engländern und Russen aufgeteilt zu werden; das würde eine Verarmung der Menschheitskultur bedeuten, die auf der Vielheit der Nationen beruhe; keine andere Macht sei imstande, der fortschreitenden Ausbreitung des Angelsachsentums und des Moskowitertums sich entgegenzustemmen, als Deutschland, und Deutschland bewahre damit nicht nur sich selbst vor dem Herabsinken zum Kleinvolk, sondern schütze zugleich alle andern Nationalitäten vor der Herabdrückung zu bloßen Enklaven innerhalb und zwischen den beiden Weltvölkern. . . . Man hat so viel gesprochen von den Fehlern, die die deutsche Diplomatie begangen. Mag sein, daß sie diese Fehler begangen hat, aber für den schwersten aller Fehler, unsere falsche Nationalitätenpolitik, ist nicht die Diplomatie, sondern die öffentliche Meinung verantwortlich, die diese falsche Politik getragen und gefordert hat. Wenn heute in diesem Weltkrieg die neutralen Völker ganz überwiegend gegen uns Partei nehmen, so wirken gewiß dabei mancherlei Gründe zusammen, Fehler unseres Nationalcharakters ebenso wie manche Tugenden; wirtschaftliche und politische Gründe, Wahres und Falsches, durch systematische Verleumdungen unserer Gegner genährt. Ein nicht geringes Moment dabei ist aber auch unsere Dänen- und Polenpolitik, die immer und immer wieder in der ausländischen Presse gegen uns ausgespielt und zur Stimmungsmache gegen uns benutzt wurde und wird."

Was Delbrück über die Nationalitätenpolitik Preußens gegenüber den Polen sagt, kann ich im Grundgedanken nur unterschreiben.

In der „Kölnischen Volkszeitung" habe ich ja manches Jahr diese Politik als in mehrfacher Beziehung ungerecht und verfehlt bekämpft, was der genannten Zeitung im gegnerischen Lager die nichts weniger als freundlich gemeinte Bezeichnung Gazetta Bachemska eingetragen hat. Jetzt spricht auch der deutsche Reichskanzler davon, daß wenigstens das vom russischen Joch befreite polnische Land „die Eigenart seines nationalen Lebens" solle „pflegen und entwickeln" können.

Die Pflege ihrer nationalen Eigenart muß auch den preußischen Polen gewährt werden, allerdings, unbeschadet ihrer Stellung im Staatsganzen. National voll ausleben können sich die Polen nach Lage der Dinge in Preußen nicht. Obwohl im ganzen etwa vier Millionen zählend, bewohnen die Polen kein geschlossenes Gebiet; sie sind verteilt auf vier Provinzen: Posen, Westpreußen, Ostpreußen und Schlesien. In allen diesen Provinzen aber wohnen sie gemischt mit Deutschen. Selbst im Regierungsbezirk Posen, dem eigentlichen Sitz des Polentums in politischer Beziehung, ist etwa ein Drittel der Einwohnerschaft deutsch. Der Kreis mit dem stärksten Prozentsatz polnischer Bevölkerung (Adelnau) hat immer noch 10 Prozent Deutsche. Ganz anders und für die Polen in nationaler Hinsicht ungleich günstiger liegen die Verhältnisse in Russisch-Polen. Praktisch gilt es da das polnische Problem zu lösen. Einstweilen wird es Sache der polnischen Führer sein, die große Zeit richtig und klug zu nutzen und sich von unfruchtbarer und gefährlicher Projektenmacherei fernzuhalten. Vor allem müssen die Polen sich von dem Gedanken durchdringen, daß sie heute eine Besserung ihrer Lage und die Erfüllung berechtigter Hoffnungen nur von den verbündeten Zentralmächten zu erwarten haben. Wer es ihnen anders sagt, der täuscht sie.

Ein großes gemeinsames Interesse weist die Polen und die Zentralmächte auf eine Regelung hin, welche Dauer und Sicherheit verspricht: Es gilt, wie auch Graf Szoldrski am Schluß seines obenerwähnten Aufsatzes betont, „einen starken polnischen Wall, einen wirksamen Schutz für die westeuropäischen Kulturerrungenschaften" gegen den Ansturm des Ostens zu bilden. Aus diesem alles überragenden Gesichtspunkt heraus muß nach dem Kriege eine Lösung der polnischen Frage gesucht und gefunden werden. Leicht wird aber auch das nicht sein. Vor allem müssen diejenigen Polenkreise, welche sich leicht von ihrem Temperament hinreißen lassen, eine Zukunftspolitik zu treiben, für welche es an der realen Grundlage fehlt, die Mahnung des Grafen Szoldrski an seine Landsleute berücksichtigen, daß „in der Politik nicht Sentimente das entscheidende Wort haben".

Am 15. November 1915 hat sich in Warschau ein Ereignis von großer Bedeutung vollzogen, die Wiedereröffnung der beiden Hauptbildungsstätten: der Universität und der Technischen Hochschule. Der Festakt fand unter Teilnahme hervorragender Persönlichkeiten aus allen polnischen Kreisen in Anwesenheit des Generalgouverneurs v. Beseler, des neuen Erzbischofs v. Kakowski und des Kurators der neuen Universität Grafen Hutten-Czapski und des Stadtpräsidenten Fürsten Lubormierski statt. Auch drei Professoren, welche dem Lehrkörper der Universität bereits 1863 angehört hatten, waren unter den Ehrengästen.

Die Wiedererrichtung der beiden Hochschulen gibt dem Polentum zwei hochwichtige Bildungsanstalten zurück, welche von den Russen nach dem letzten großen polnischen Aufstande völlig russifiziert worden waren. Jetzt ist das Polnische wieder die Sprache der Universität und der Technischen Hochschule. Während unter der russischen Herrschaft den beiden Anstalten alle Selbständigkeit genommen war, sind ihnen durch die deutsche Verwaltung Satzungen verliehen worden, wie die westeuropäischen Universitäten sie besitzen, mit einem akademischen Senat an der Spitze, mit autonomer Organisation der Fakultäten.

Es ist ein in der Kulturgeschichte wohl einzig dastehendes Ereignis, daß eine solche Neuschöpfung entstehen konnte wenige Monate nachdem Warschau den Russen mit Waffengewalt entrissen war und während noch die Kanonen an den Fronten donnern. Das sind die deutschen „Barbaren"! Wo hat ein anderes Volk eine ähnliche Kulturtat unter ähnlichen Verhältnissen aufzuweisen?

Der deutschen Verwaltung in Russisch-Polen gebührt dafür der uneingeschränkte Dank des gesamten Polentums, dem mit der Wiedererrichtung der beiden Hochschulen geistige Mittelpunkte von größter Bedeutung geschaffen worden sind. Dieser Dank ist dann auch bei dem Festakte selbst in würdiger Weise abgestattet worden. Der neue Rektor der Universität, Professor v. Brudzinski, wandte sich an den Generalgouverneur in deutscher Sprache mit den Worten: „Die Warschauer Universität ist sich der Tasache bewußt, daß sie ihre Wiedereröffnung Ew. Exzellenz verdankt. Als Sohn eines großen Rechtslehrers haben Ew. Exzellenz erkannt, daß das Lernen allein der Jugend die richtigen Wege für das Leben weist. Diese neue Pflanzstätte der Wissenschaft, in welcher viele Generationen zu tüchtigen Männern und brauchbaren Bürgern erzogen werden mögen, bringt Ew. Exzellenz den Ausdruck bleibenden Dankes dar." Und der neue Rektor der Technischen Hochschule, IngenieurStraszewicz,

stellte auch seinerseits fest, daß der geschichtliche Augenblick der Eröffnung der Hochschule vor allem den Bemühungen des Herrn Generalgouverneurs zu verdanken sei und fügte in deutscher Sprache hinzu: „Ew. Exzellenz finden die schönste Genugtuung für eine gute und große Tat in der Freude der Mitmenschen, und ich hoffe, daß die tiefe Rührung, welche Sie in allen Gesichtern wahrnehmen, für Ew. Exzellenz den besten Dank bedeuten wird.“ Die polnische Jugend bekräftigte diese Dankesworte mit lebhafter Zustimmung.

Der Erzbischof von Warschau zelebrierte selbst das feierliche Heilig-Geist-Amt in der Kathedrale, an welchem das gesamte Domkapitel teilnahm. Die Festpredigt des hervorragenden Kanzelredners Dr. Schlagowski machte sichtlich einen tiefen Eindruck. Von deutschen Polen nahmen insbesondere der frühere Reichstagsabgeordnete Napieralski teil, der Führer des maßvollen Polentums in Preußen, der durch seine eingangs dieser Schrift erwähnte programmatische Kundgebung soviel dazu beigetragen hat, daß die Bemühungen, eine Verständigung zwischen Polen und Deutschen herbeizuführen, wieder einen breitern Boden fanden. Für den frühern Abgeordneten Napieralski war es eine Genugtuung, daß sich bei dem Empfang der Pressevertretung im Schloß der Generalgouverneur an ihn mit den Worten wandte: „Ihr Name ist mir bekannt. Ich kenne auch Ihre Zeitungen und hoffe, daß Ihre Bemühungen zum Wohle dieses Landes Erfolg haben werden.“

Die nationale und kulturelle Bedeutung der Wiedereröffnung der beiden Warschauer Hochschulen für das Polentum drängt sich auf. Den ihrer Nationalität treuen Polen war in Rußland der Zugang zur Verwaltung, zur Rechtsprechung, zum Offizierkorps, zur Diplomatie, kurzum die Gelegenheit zu kulturellem Schaffen im Interesse der polnischen Nation völlig verschlossen, und das in einem Lande, dessen Bewohner zu 80 Prozent polnischer Nationalität sind. Die eisige Hand Rußlands lag erstarrend auf dem Geistesleben der Polen. Jetzt sind sie mit dem westeuropäischen Kulturleben wieder in Verbindung gebracht, und diese Verbindung wird hoffentlich nie mehr unterbrochen werden.

Die Wiedereröffnung der Universität und der Technischen Hochschule in Warschau hat ja auch eine politische Bedeutung. Sie kann nur besagen, daß Russisch-Polen nie mehr unter die russische Herrschaft zurückkehren soll und darf. Man ruft keine großen Organisationen während eines Krieges ins Leben, um sie nach dem Kriege wieder der Vernichtung preiszugeben. Und das würde der Fall sein, wenn Warschau und das Land, dessen Hauptstadt War-

schau ist, wieder unter die russische Knute käme, die dann erbarmungsloser auf eine geknechtete und verwahrloste Bevölkerung niedersausen würde als zuvor. Nur der starke Arm der verbündeten europäischen Zentralmächte kann es verhindern. Davon müssen die Polen sich durchdringen und danach müssen sie sich einrichten, während des Krieges und nach dem Kriege, der ihnen so schwere Leiden und Bedrängnisse gebracht, aber auch so große Hoffnungen neu eröffnet hat. Wenn dieselben sich verwirklichen sollen, so wird dafür nicht nur der gute Wille des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns erforderlich sein, sondern auch ein großes Maß von Mäßigung und Klugheit auf polnischer Seite, wo man sich das Erreichbare stets vor Augen halten und nicht Zielen nachjagen darf, die leicht erregbare Gemüter fortreißen, aber keine solide Grundlage für eine haltbare Neuordnung der Dinge abgeben können.

Zu Anfang des Jahres 1916 haben sich inzwischen zwei Vorgänge abgespielt, welche man als klärende Ereignisse in der Gestaltung der polnischen Lage bezeichnen kann: die Reichsdumarede des russischen Ministers des Äußern Sasonow vom 22. Februar und die große Reichstagsrede des deutschen Reichskanzlers vom 5. April.

Der russische Minister ging jetzt in dem erneuten Liebeswerben um die polnische Volksseele gleich aufs Ganze, indem er versicherte, seit Beginn des Krieges habe Rußland „die Vereinigung der Teile des zerstückelten Polens" auf seine Fahne geschrieben. Deutschland und Österreich-Ungarn dagegen hätten durch die Teilung von Russisch-Polen ein Attentat gegen die „geheiligten Bestrebungen des ganzen polnischen Volkes" begangen. Wenn sie einigen untergeordneten Wünschen der polnischen Bevölkerung entgegengekommen wären, wie durch Gründung der polnischen Universität, so dürfe man nicht vergessen, daß die auf Befehl des Kaisers proklamierte „Autonomie Polens" polnische Nationalschulen aller Grade, den Universitätsunterricht eingeschlossen, mit sich bringe.

Erfreulicherweise haben die Polen sich durch die russischen Versprechungen nicht stören lassen. Die Sasonowsche Rede hat überall auf polnischer Seite eine unzweideutige und nachdrückliche Ablehnung erfahren. Alle namhaften Preßäußerungen kommen darauf hinaus, daß der Russe keinen Glauben verdiene, und viele geben dabei erneut zugleich der Überzeugung Ausdruck, daß die Polen nur von den Mittelmächten etwas zu erwarten hätten. Damit ist die notwendigste Voraussetzung und eine wesentliche Erleichterung der Lösung der Polenfrage gegeben, die nach dem Kriege gefunden werden muß.

Über diese Lösung hat sich nun am 5. April dieses Jahres der

deutsche Reichskanzler etwas konkreter geäußert; die Gestaltung der militärisch-politischen Lage im Osten gab ihm dazu die Möglichkeit. Die Kernsätze seiner bezüglichen Ausführungen sind die folgenden: „Unsere und Österreich-Ungarns Absicht ist es nicht gewesen, die polnische Frage aufzurollen. Das Schicksal der Schlachten hat sie aufgerollt. Nun steht sie da und harrt der Lösung. Deutschland und Österreich-Ungarn müssen und werden sie lösen. Den status quo ante kennt nach so ungeheuern Geschehnissen die Geschichte nicht. Das Polen nach dem Kriege wird ein neues sein. Das Polen, das der russische Tschinowik gebrandschatzt, das der russische Kosak brennend und raubend verlassen hat, ist nicht mehr." Und gegenüber dem englischen Ministerpräsidenten, der in seinen Friedensbedingungen vom Prinzip der Nationalität gesprochen hatte, erklärte Herr v. Bethmann-Hollweg: „Wenn er das täte und wenn er sich in die Lage des unbesiegten und unbesiegbaren Gegners versetzt, kann er annehmen, daß Deutschland die von ihm und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen der baltischen See und den wolhynischen Sümpfen freiwillig wieder dem Regiment der Reaktionäre Rußlands ausliefern wird, mögen sie Polen, Litauer, Balten oder Letten sein?! Nein, Rußland darf nicht zum zweiten Male seine Heere an der ungeschützten Grenze Ost- und Westpreußens aufmarschieren lassen. Nicht noch einmal auch mit französischem Gelde das Weichselland als Einfallstor in das ungeschützte Deutschland einrichten lassen."

Das ist ein klares und bestimmtes Programm, soweit es sich in diesem Augenblicke aufstellen läßt; es bekundet aufs neue den festen Willen, die befreiten fremdstämmigen Völker Rußlands, insbesondere die Polen, nicht wieder unter die russische Gewaltherrschaft zurückkehren zu lassen. Wie nicht anders zu erwarten war, begrüßen denn auch die polnischen Politiker die Reichskanzlerrede mit unverhohlener Befriedigung. Exzellenz Michael Lempicki, der mit Eifer und Umsicht publizistisch auf eine loyale und dauernde Verständigung von Polen und Deutschen im beiderseitigen Interesse hinarbeitet, bezeichnet sie in der „Wiener Neuen Freien Presse" als eine Rede von großem Stil, die Rede eines Staatsmannes und Denkers, dessen Blick die ferne Zukunft auffaßt, und der sich nicht nur durch Rücksichten und Wünsche des Augenblicks leiten läßt." Und seine Betrachtung klingt aus in dem Satze: „Im Bewußtsein der historischen Notwendigkeit und seiner Rechte und Pflichten erwartet das polnische Volk mit Ruhe die weitere Entwicklung der Ereignisse und die nähere Bestimmung von seiten der Regierungen der Zentralmächte der realen Formen der Lösung der polnischen Frage, immer zu opfern bereit, um eine bessere Zukunft für sich zu erringen."

Das russische Volk

Bruno Keyser (Berlin)

Die russische Großfürstenpartei ließ nach langer Hetzarbeit gegen Deutschland, dessen Kaiser unter dem russifizierten Namen Wassilij Iwanowitsch bei den Arbeitern äußerst beliebt war, Anfang August 1914 die Grenzen des Deutschen Reiches durch die zarischen Soldaten überschreiten und entfachte so den Weltkrieg. Das verantwortungslose russische Volk konnte anfangs für den Kampf durch die geplante Wiedervereinigung der Ukrainer Galiziens und die lang in Petersburg erträumte Aufpflanzung des orientalischen Kreuzes auf der Hagia Sofia in Konstantinopel begeistert werden. Die im Juni 1915 in Moskau ausgebrochenen bedenklichen Unruhen jedoch standen unter dem Losungsworte: „Nieder mit den Volksmördern, gebt uns Brot und Frieden.“ Die Moskau in den Volksaugen noch immer zugehörige leitende Rolle berechtigt mithin zu dem Schlusse, der Krieg habe die ihm künstlich angedichtete Zugkraft für die Massen verloren.

Die friedlichen, leitenden Ideen des russischen Volkes sind seit langem andere als die blutigen Pläne der Großfürsten und ihrer goldbetreßten Beamten, welche mit vereinten Ränken den Krieg heraufbeschworen, um durch diese letzte Gewaltprobe die zweite wohlvorbereitete Revolution wenigstens noch hinzuhalten, und den sonst unfehlbaren Bankrott der russischen Staatsfinanzen mit dem erhofften deutschen Golde gelegentlich der Kriegskosten zu verhüten. Der Fall Przemysls und die Einnahme Lembergs durch die Zentralmächte haben die Zuversicht gestärkt, das deutsche Volk werde seinem nordischen Feinde den Frieden diktieren. Die wirklich leitenden Ideen des russischen Volkes kennen zu lernen, ist somit für uns von größter Wichtigkeit.

1. Abschaffung der „Selbstherrschaft“ und Einführung einer ernsten, den Landesverhältnissen entsprechenden Volksvertretung mit dem Rechte der gesetzlichen Aufsicht über die Staatsverwaltung — diese Idee leitet heute vor allem den bewußten Teil des russischen Volkes.

Kenner jetziger Zustände des Zarenreiches wissen, wie der Titel des Selbstherrschers aller Reußen heute eben nur noch als Titel besteht. Mochte ein eiserner Charakter wie Alexander III. die wirkliche Selbstherrschaft anstreben, mochte die Adelspartei im eignen Interesse den strengen Kaiser schmeichelnd als Selbstherrscher preisen, so war und bleibt der eigentliche alleinige Gebieter Rußlands das ungeheure, festgefügte und unter sich wie verzweifelt festhaltende Beamtentum, welches wie eiserne Bande das ganze Zarenreich umschnürt. Handelt äußerlich der Beamte vom höchsten bis zum niedrigsten Tschin — dem russischen Beamtengrad — mit dem Namen des Zaren im Munde, vertritt so scheinbar Polizeimeister und Schutzmann seinen allerhöchsten Herrn, so weiß heute selbst der Arbeiter in der Stadt und der geweckte Bauer im Dorfe, daß Rußland nicht nach den vom Kaiser gegebenen Gesetzen, sondern nach den „erklärenden Ministerzirkularen" und deren willkürlicher Auslegung durch die unverantwortlichen Beamten regiert wird. „Gott ist hoch und der Zar weit," dieses freilich unwirksame Trostwort des so oft geschädigten russischen Volkes beweist das lebendige Verständnis für die selbstherrliche Mißwirtschaft der „Tschinowniks", der allmächtigen Beamten. Tatsächlich zerfällt das östliche Riesenreich dem bestehenden Unfuge nach in zwei Teile: die allmächtige Beamtenschaft und das ihr rücksichtslos unterstellte Volk. Der Beamte herrscht willkürlich, im Notfall mit Knute, Sibirien und „Pogroms", künstlich hervorgerufenen Metzeleien, das Volk gehorcht, die Beamtenschaft nimmt, das Volk hat zu geben. Dabei bilden die russischen Gewalthaber bereits durch stets sich erneuernde Familienbande eine Art besonderer Rasse, Beamte verkehren nicht nur fast ausschließlich mit Beamten, sondern verheiraten meist ihre Kinder nur unter sich. So festigt sich Lebensanschauung und Handlungsweise der Vorfahren in der Uniform beständig und nachhaltig durch Innenzucht bei den Nachkommen. — Schon vor Jahrhunderten übergaben die russischen Zaren ihren Beamten Landstriche „zum Unterhalt". Der Beamte vertrat nicht das Volkswohl, sondern die Füllung seiner Taschen. So ist auch heute noch der dem modernen russischen Tschinownik untergebene Volksteil einfach die Melkkuh, welche gemolken wird, bis ihr Besitzer sich zufriedengestellt fühlt und mit den entsprechenden Orden und Belassung der Uniform seine Pension erhält. Das Gold des geschädigten Volkes fließt dabei dem Beamten besonders durch Veruntreuung und geschickt erzwungene Bestechungen zu. Im Japanischen Kriege 1904 bis 1905 erhielten die russischen Soldaten Stiefel mit Borkensohlen anstatt des Leders,

dazu hatten sich damals in der vom Großadmiral Großfürsten Alexius geleiteten Marine Zustände eingebürgert, welche das Petersburger Sprichwort „Flott wie im Flottenministerium" treffend malte. Wenigstens nach der für Rußland schmachvollen Seeschlacht von Tsushima war es dann den Zeitungen endlich gestattet, wahrheitsgetreu zu gestehen, die den Japanern entgegengestellten Kriegsschiffe wären meist „alte Galoschen" gewesen, bei welchen nach den ersten Treffern das die vorschriftsmäßige Panzerung merkwürdig ersetzende Holzdeck alsbald in Brand geriet. Vom Soldatenstiefel bis zum Kriegsschiff wird also durch Veruntreuung schmählich gegen das russische Volk von seinen Beamten gesündigt. Ferner ohne „Handgeld", d. h. ohne Bestechung kann der Russe seinen Tschinownik sich einfach nicht vorstellen, die Staatsgehälter der Beamten sind niedrig, somit wird der Beamte nicht bloß durch die Tradition, sondern auch durch seine Notlage dazu gezwungen, vom Publikum zu „nehmen". Bekannt in ganz Rußland sind die durch Schutzleute den Bewohnern der Stadtviertel übermittelten „Weihnachts- und Ostergrüße" der Polizeikommissäre, welche von Hausbesitzern und Mietern dem Werte der Gebäude oder Wohnungen entsprechend bezahlt werden müssen, ebenso an der Tagesordnung sind die auf den Eisenbahnen ohne Fahrkarten weite Strecken befahrenden Reisenden, in Rußland „Hasen" genannt, welche statt des höhern Fahrpreises ein niedriges Bestechungsgeld in die Taschen der freilich elend bezahlten Schaffner fließen lassen. Der 1911 ermordete Minister Stolypin wollte durch streng durchgeführte Revisionen seine Beamtenschaft bessern, nach den ersten festgestellten und veröffentlichten Mißbräuchen riesiger Ausdehnung mußten jedoch die anfangs dem Minister viel Popularität verschaffenden Revisionen eingestellt werden, die damit betrauten Senatoren, Migliеder des höchsten russischen Gerichtshofes, sahen sich vor einer die ganze Beamtenschaft umfassenden allgemeinen Korruption, alle Beamten hätten bestraft werden müssen, wollte man überhaupt durch Strafen Besserung erzielen. So behielt der Moskauer Professor Trubetzkoi recht, der kurz vorher in einem Zeitungsartikel vor dem ganzen Volke erklärt hatte, die Beamtenschaft des Zaren sei jetzt einfach unverbesserlich, Beamte könnten doch nur durch Beamte gehoben werden, doch verfüge der Staat eben nicht über Männer, welche der Hebung ihrer Berufsgenossen fähig wären. — Außerdem hält die streng solidarisch auftretende Kaste der russischen Würdenträger streng daran fest, der Beamte dürfe höchstens für selbstverschuldete Bloßstellung vor dem gewöhnlichen Volke bestraft werden, sonst aber müsse der

Staat seine treuen Diener schützen und vor dem Volke den Grundsatz vertreten, ein Beamter sei stets einwandfrei, die Verurteilung eines einzelnen Beamten schädige die ganze selbstherrliche Maschine. — So erfolgte z. B. wohl 1910 die Entfernung des Moskauer Stadthauptmanns, Generals Reinbott, aus dem Amte nach Feststellung seiner Mitschuldigkeit mit einer Bande Eisenbahndiebe. Beim Gerichtsverfahren jedoch zu einem Jahr Gefängnis und zum Verlust aller Ehren und Orden verurteilt, wurde Reinbott von Nikolaus II. begnadigt — ein charakteristisches Bild der unerschütterlichen Beamtenallmacht im Zarenreiche.

Natürlicherweise wird also der Wunsch nach Befreiung von dem gemeinschädlichen Joche der Tschinowniks zur lebhaftesten Leitidee aller nicht zur Beamtenkaste gehörigen Klassen. Sagt doch das erbitterte Volk bei allen kaiserlichen Reformversprechungen in seiner derben Weise: „Der Zar schenkt, der Hundeknecht lenkt." Für jene tiefe Verbitterung sorgt das Beamtentum um so eingreifender und wirksamer, weil der Tschinownik bei dem weitgehenden Zentralismus versteht, sich in die geringfügigsten Kleinigkeiten einzudrängen. Ein einfaches politisches Unbescholtenheitszeugnis darf nur ein Beamter im Range des preußischen Oberpräsidenten ausstellen, bei ähnlichen Beamten ist die Erlaubnis zu Sitzungen mancher harmloser, bereits genehmigter Vereine, z. B. des Vinzenzvereins, zwei Wochen vorher nachzusuchen. Dabei ist das Beamtenheer groß, und macht sich so in allen Kreisen in unverleugbarer Eigentümlichkeit lästig; zu ihm gehören selbst die Popen, deren einer z. B. laut darüber klagt, daß in den Personalakten keiner andern russischen Beamtenkategorie eine Rubrik über das Verhalten zur Trunkenheit sich vorfinde, nur die orthodoxe Geistlichkeit sei damit bedacht. So wird der Russe in verschiedenster Form stets amtlich überwacht, kein Eisenbahnzug darf die Station verlassen, ohne daß der dort befindliche Geheimpolizeigendarm, der Repräsentant der gefürchteten „dritten Abteilung" im Ministerium des Innern, seine Zustimmung dazu gegeben habe. In dieser „dritten Abteilung", der höchsten Behörde der politischen Geheimpolizei, gipfelt sich die Selbstherrlichkeit des Beamtentums aus; ihr Leiter ist einfach allmächtig, nicht bloß Generäle und Minister, sondern auch selbst die Großfürsten unterstehen seiner Aufsicht und willkürlichen Gewalt. Ein wohlorganisiertes Netz von politischen Geheimpolizisten, mit zugehörigen Kellnern, Droschkenkutschern, Dienstboten und Prostituierten, steht den verschiedenen Filialstationen der dritten Abteilung in Stadt und Land zur Verfügung, Post und Telegraph müssen mit ihrem Reinertrag zum

Unterhalt der Spitzel und Lockspitzel beitragen, welche selbst wiederum keineswegs selten aus den Reihen früherer Verbrecher entnommen werden. Die Bevölkerung steht durch den jedem Russen notwendigen Paß unter der genauesten Kontrolle jener unheimlichen Beschützer; setzt sich doch nach der Ansicht des russischen Volkes der Mensch aus Leib, Seele und Paß zusammen. Jedes Haus muß unter den darin vorhandenen Dienstboten einen Hausmeister zur Überwachung der strengsten Genauigkeit des Paßbuches haben, bei selbst kleinen Reisen in andere Städte muß das Verweilen der betreffenden Person außerhalb der eigentlichen Heimat sofort in den Paß eingetragen werden, natürlich unter Mitwirkung der Polizei im Anfangspunkt und Endpunkt der Reise. Bei dem in den letzten Jahrzehnten häufig erklärten Zustande „des verstärkten Schutzes" mußte dieselbe Vorschrift selbst bei Zubringen einer einzigen Nacht außerhalb des eigentlichen Wohnhauses erfüllt werden. Die von der selbstherrlichen Beamtenschaft am meisten gefürchtete Volksklasse, die Studenten, mußten ihre Photographien in drei Abteilungen bei der Geheimpolizei niederlegen, um ihren Herren die Aufsicht zu erleichtern. Leider konstatiert der russische Philosoph Hertzen, daß der Gegensatz zwischen der gebildeten Klasse Rußlands und dem Beamtentum mit Erreichung des ersten Tschins, d. h. der ersten Beamtenrangstufe, aufhöre, der alles durchdringende Zentralismus der Regierer Rußlands assimiliert sich unschwer den einst freiheitsliebenden Akademiker. Als Staatsbeamter ist selbst der Pope unter Umständen gesetzlich zur Denunziation Verdächtiger nach den ihm aus der Beicht bekannten Tatsachen verpflichtet; man sieht, dem Tschinownik ist nichts heilig.

In dem ersten neuern Reformmanifest Nikolaus' II. aus der Weihnachtszeit 1904 und in den daran sich anschließenden Protokollen der Ministerberatungen während des ersten Halbjahrs 1905 ist erfreulicherweise nicht bloß einmal Rede von der „Willkür" und den „übertriebenen Freiheitsschmälerungen". Die Hoffnung des Volkes auf Abstellung der schreienden Mißstände stieg noch durch die kaiserliche Weisung, „die Besten des Volkes" durch Wahl zur Bildung einer Volksvertretung in der Gesetzgebung, der sogenannten Duma, zu berufen; das Manifest vom 30. Oktober 1905 versprach sogar, es solle fürderhin kein Gesetz ohne Mitwirkung der Volksvertreter in der Duma erlassen werden. Eine neue große Zeit schien für Rußland gekommen zu sein, das verknöcherte Beamtentum schien sich gezwungen zu sehen, von der leitenden Stelle abzutreten, um dem frischen Volkswesen Platz zu machen, alle Leiden russischer Freiheitshelden, alle jene kostbaren jugendlichen Leben, welche für

ihr Streben nach konstitutioneller Verfassung mit verantwortlicher Beamtenschaft in den Bergwerken Sibiriens oder in den dumpfen Gewölben der Festung Schlüsselburg oder am Galgen ein trauriges Ende gefunden hatten, schienen endlich eine herrliche Frucht gezeitigt zu haben. Doch wenige Tage vor dem Zusammentritt der Duma erschienen zur Bestürzung aller redlichen Patrioten die „Grundgesetze des russischen Reiches" ohne Mitwirkung der Duma und mit empfindlichen Einschränkungen ihrer Rechte. Noch gewaltsamer war der kaiserliche Wortbruch in dem nach Auflösung der ersten und zweiten Duma der Bevölkerung aufgedrungenen neuen Wahlgesetz vom August 1907, worin das Wahlrecht des Volkes bedeutend verschlechtert wurde. So blieben die Hoffnungen nach Beendigung der Beamtenherrschaft bitter enttäuscht, nannte doch die höhere Petersburger Beamtenschaft die Duma spöttisch nur die „Redestube". Dazu steht nach den russischen Grundgesetzen neben der Duma, dem Unterhause, als Oberhaus der Staatsrat mit zur Hälfte vom Kaiser ernannten, zur Hälfte wählbaren Mitgliedern. Bei unausgleichbaren Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden gesetzgebenden Körperschaften soll der Kaiser die freie persönliche Wahl des Anschlusses an die Duma oder den Staatsrat haben, wobei die Zusammensetzung des letztern von vornherein das Staatsoberhaupt auf seine Seite zieht. Dazu wurden die Wahlen zur dritten und vierten Duma unter ungeheuren Mißbräuchen der Beamtenschaft vorgenommen. Nach den gesetzlichen Bestimmungen darf das Wahlrecht nur im eigentlichen Heimatsgouvernement aktiv und passiv ausgeübt werden. Einige Tage vor den Wahlen erklärten also Gouverneure, in deren Amtsbezirk die Wahl eines der Regierung genehmen Kandidaten unsicher war, das ganze Gouvernement auf Grund der ihnen nach 1905 verliehenen diskretionären Gewalt in „verstärkten Schutz" oder gar in „außerordentlichen Schutz", d. h. in eine Art gemäßigten Belagerungszustandes. — In der Folge wurden alle der Regierung unsichern Wähler kraft der gesetzlichen Bestimmungen über die Rechte des Gouverneurs während des verstärkten Schutzes ohne weiteres auf „administrativem Wege" für die Dauer der Wahlen aus dem Gouvernement verbannt, mitunter in milder Weise nur in das nächste Grenzdorf eines fremden Gouvernements. So war offenbar die Wahl der Regierungskandidaten gesichert. Interpellationen über Mißbräuche der Beamtenschaft sieht die Regierung in der Duma höchst ungern, — die erste und zweite Duma waren ja gerade auch wegen der unliebsamen Anfragen über Beamtenmißbräuche aufgelöst worden, so mußte die dritte und vierte Duma

froh sein, wenn ihr Leben noch gefristet wurde, und nahm von den Ungeheuerlichkeiten der Wahlbedrückung keine amtliche Kenntnis. An der einst als Retterin begrüßten Duma selbst mußte demnach das russische Volk die ganze Wucht der seit 1906 einsetzenden Reaktion zugunsten der Beamtenwillkür erfahren, und die konstitutionelle Freiheit des Volkes mit verantwortlicher Beamtenschaft blieb nach wie vor nur ein ersehntes, sehr schwer erreichbares Ideal. Selbst die von Kaiser Alexander II. im Jahre 1864 eingeführten Landschaften für Selbstverwaltung in lokalen und provinziellen Angelegenheiten leiden bei anfangs freier und sehr gesegneter Entwicklung, besonders seit Alexander III., unter der peinlichsten und schädlichsten Einschränkung seitens der eifersüchtigen Staatsbeamten. So wurde z. B. jenen beim Volke sehr beliebten Landschaftsämtern während der in den Gouvernements Ufa und Orenburg 1912 herrschenden Hungersnot nicht einmal Freiheit für Ansammlung und Verteidigung der Hungernden belassen, welche bisweilen aus Not ihre Kinder förmlich verkauften und in beträchtlicher Zahl auf den Straßen hinstarben. Zudem wartet Rußland nunmehr schon ganze zehn Jahre auf die Erfüllung des 1905 vom Kaiser gegebenen Versprechens der gesetzlichen Unantastbarkeit der Person. Um gesetzliche Festlegung dieses Grundsatzes angegangen, hatte der Minister Stolypin 1910 die Kühnheit, zu antworten, der Zeitpunkt dafür sei noch nicht gekommen. Ohne Gewährleistung eines so selbstverständlichen und einfachen Rechts steht Rußland offenbar völlig außerhalb der Rechtsstaaten, und die Rechtsverletzungen werden mitunter ungeheuerlich. So wurde unlängst der Leutnant Lagowski ohne Gericht und ohne Untersuchung zehn Jahre in der Festung Schlüsselburg gefangen gehalten. Verbannungen ohne gerichtliches Verfahren, die sogenannten Verschickungen „auf dem Verwaltungswege", gehören zu täglichen Vorkommnissen. Obwohl Rußland durch sein Äußeres heute den oberflächlichen Beobachter, besonders den fremden Touristen gewaltig zu täuschen vermag, der im Lande, vielleicht zu seinem Erstaunen, alle modernen Errungenschaften vorfindet, wie bequeme Eisenbahnabteile, Fernruf und elektrisches Licht, um so bitterer wirkt auf den tiefer eindringenden Kenner die Enttäuschung, sobald die verrotteten innern Zustände des rechtlosen Volkes unter der dünnen äußern Scheinkultur grell hervortreten und die modernen Verkehrserleichterungen sich nur als bequeme Mittel erweisen, um den Tschinowniks, besonders durch die Hilfe des noch blinden Militärs, ihre unverantwortliche Selbstherrschaft zu sichern. Was der russische Schriftsteller Speranski vor 70 Jahren schrieb: „Die despotische

Gewalt kann nur der Kindheit der bürgerlichen Gesellschaft angemessen sein," fühlt heute nicht allein der russische Mittelstand, sondern auch das Volk; gerade die Mißstände der nach Bezwingung der ersten Revolution von 1905 gegen das Kaiserwort einsetzenden Reaktion der Beamtenwillkür sind dem Arbeiter und Bauern dafür die besten Lehrer und die wirksamsten Agitatoren für wahre Konstitution mit Beamtenverantwortlichkeit.

Übrigens weisen die ältesten geschichtlichen Überlieferungen des russischen Volkes gerade auf die freiheitlich konstitutionelle Staatsform hin und erwecken so durch ihren Gegensatz zur gegenwärtigen Wirklichkeit das Verlangen nach einer Verfassung nur noch lebhafter. Der von den normannischen Warägern gegründete russische Staatenbund mit dem Mittelpunkt in Kiew war so freiheitlichen Geistes, daß in dem zur Hansa gehörigen großrussischen Nowgorod trotz eines Fürsten an der Spitze die Regierungsform tatsächlich republikanisch war. Ähnliche Verhältnisse bestanden in den Nowgoroder Tochterrepubliken Pleskau und Wiatka. Im Großfürstentum Moskau hatte Johann III., einer der letzten Warägerfürsten nach Abschüttelung des Tatarenjoches (1480) die eigentlich altrussische freiheitliche Staatsregierung durch eignen Despotismus als erster „Selbstherrscher aller Reußen" ersetzt, doch beließ er den Rat der Adligen (Bojaren) die Duma, wenigstens zum Scheine, selbst die ersten Romanows bedienten sich derselben noch bei Regierungsgeschäften, bis unter Peter dem Großen ihr völliges Ende kam.

So führt die heute leitende Grundidee des russischen Volkslebens nur zur echt russischen Vergangenheit zurück und streift nur Fremdes von den Tataren Übernommenes ab, den Despotismus der Tschinowniks, sie verspricht gerade als spontan aus dem Volke entstandene nationale Bewegung, als natürliche Entwicklung der im Volksgeiste schlummernden uralten Traditionen, eine glückverheißende Zukunft.

2. Die konstitutionelle Freiheit Rußlands wird niemals den vollen erwünschten Erfolg ohne Regelung der Bauernfrage zeitigen. Die russischen Bauern waren bekanntlich in erdrückender Mehrzahl bis 1861 Leibeigene — etwa 40 Millionen nach dem damaligen Bevölkerungsstande. Die damals von Alexander II. dem armen Landvolke gegebene Freiheit ist jedoch nur eine sehr beschränkte, dem Bauer, wenigstens dem eigentlich großrussischen, fehlt das Landeigentum. Kommen auf jeden Kopf der Dorfbewohner Rußlands ungefähr 4 Hektar Land, so steht das Eigentumsrecht desselben der Gemeinde, russisch Mir genannt, zu,

welche durch Spruch des Gemeinderats die Parzellen zu bestimmten Zeiten unter die einzelnen vollberechtigten Bauern verteilt. Hat diese Verteilung nach den neuesten Bestimmungen nun alle zwölf Jahre stattzufinden, so wird sie im Interesse der Beamtenschaft oder der Dorfparteien noch immer weit häufiger vorgenommen und raubt so dem Bauern die Lust zur Bearbeitung des ihm zugefallenen Landstücks. In neuester Zeit geben Verfügungen den Mitgliedern der Gemeinde das Recht, von ihren Nachfolgern in der Nutznießung der Landparzellen für besonders gute Bewirtschaftung eine Entschädigung zu verlangen. Doch bleibt die Wirksamkeit dieses Rechts nur zu oft illusorisch. Weil ferner in der Gemeindefeldmark Land verschiedener Güte sich vorfindet, erhält der Bauer, behufs möglichst gleicher Verteilung des guten und minderwertigen Bodens, seinen Anteil in viele Stücke zerfetzt und mitunter 10 bis 20 Kilometer vom Dorfe entfernt. In der Mittelregion des eigentlichen Großrußlands besteht der Landesanteil der Bauern heute aus etwa 36 Stücken; in 12 Prozent der Dorfgemeinden gibt es dann nur etwa 1 Meter breite Schnurländereien in schmalen, aber so langen Streifen, daß der Bauer mitunter mit der in Westeuropa längstvergessenen Zoche, einem primitiven Pflug, einen halben Tag braucht, um den ganzen Streifen hin, und einen weitern halben Tag, um zurückzupflügen. Dazu ist er durch die Verhältnisse gezwungen, sich in Saat und Brache an seine Nachbarn zu halten, sonst frißt ihm von seinem Schnurstreifen das Vieh der Nachbarn alles weg. So ist es kein Wunder, daß der großrussische Bauer im allgemeinen arm dasteht, nicht die Rasse, sondern die wirtschaftlichen Verhältnisse bringen das Elend mit sich. Großrussische Kolonien nördlich vom Kaukasus mit normalem persönlichen Landeigentum erfreuen sich desselben Wohlstandes wie deutsche Kolonisten in Südrußland, anderseits kämpfen die deutschen Wolgakolonisten, bei ihrer Ankunft in Rußland, unter Katharina II. zur Annahme des Gemeindeeigentums gezwungen, wie der russische Bauer, oft genug mit harter Bedrängnis. Es scheint unglaublich, ist aber dennoch wahr, daß nur 8,9 Prozent der russischen Bauern sich einen wirklichen Viehstand leisten können, dabei ergaben die letzten Feststellungen, daß die Zahl der vielgespannigen Höfe sank, die der eingespannigen wuchs. So geht auch die Fleischernährung des Volkes zurück. Gegenwärtig besitzt das weite russische Agrarland nicht mehr Rindvieh auf den Kopf der Bevölkerung als Belgien und fast um ein Drittel weniger als Deutschland, es vermindert sich die Schafzucht, Pferdezucht und Schweinezucht, das Weideland wird zum Acker. Die Minister

Wyschegradzki und Witte trieben, um die Handelsbilanz auszugleichen, den Getreideexport gewaltsam in die Höhe, forderten von den Bauern die Steuern sofort nach dem Dreschen im Herbste ein, um den Landmann zum schnellen Verkauf der Feldfrucht zu zwingen, das Getreide bald aus dem Lande zu schaffen und fremdes Gold ins Land zu bringen. So ist der Bauer gezwungen, seine oft bescheidene Ernte nicht selten um Schleuderpreise zu verkaufen, der Steuereinnehmer drängt und mit ihm die Gemeinde, denn sie ist als solidarische Eigentümerin des Landes zugleich für die einzelnen Steuerzahler solidarisch haftbar, so daß gerade die fleißigen Bauern oft für die nachlässigen oder dem Trunke ergebenen mit ihrem Gelde eintreten müssen. Brachte die letzte Zeit dem Einzelbauern das Recht, aus der Gemeinde auszuscheiden, so blieb diese beneidenswerte Freiheit von der Zustimmung der Gemeinde abhängig und wurde so für die fleißigen Wirte einfach unerreichbar; wo werden denn die faulen Bauern einen strebsamen aus der Gemeinde so leichten Kaufes scheiden lassen, er zahlt ja im Notfalle für sie die Steuern. Ist das Getreide im Herbst für geringe Preise verkauft, so zwingt den Bauern die Not, später Korn zur Ernährung für seine Familie und zur Aussaat zu kaufen, beides muß er aber bei seinen frühern Herren teuer bezahlen. Die Teuerung wächst mit dem Herannahen des Frühjahrs, das Geld fehlt ihm, somit zahlt er mit Arbeitstagen und verfällt wieder in eine Art Leibeigenschaft der Grundbesitzer oder Wucherer. Wenn dann im Gutshofe der armen Bauersfrau die Asche, deren sie sich als Ersatz der Seife beim Waschen der Kleidung bedient, mit zwei Arbeitstagen angerechnet wird, steigt der Preis des dem Bauern selbst gewährten Getreides natürlich weit höher. Unschwer ersieht man, welch ein fruchtbares Feld für gewaltsame Umwälzungen in dem so gedrückten großrussischen Bauern stecken muß, daher die große Angst der Regierung vor dem Landvolke, dessen Erwachen sorgfältig durch möglichst strenge Absperrung von der Außenwelt verhütet werden soll. Doch die Not treibt den Bauern, Fabrikarbeiter zu werden, und aus dem Soldatenstande bringt er ebenso wie aus der städtischen Fabrik durch Zusammenleben mit andern volles Verständnis für sein Elend und helle Unzufriedenheit mit nach Hause. Leider ist sein größter Trost zumeist der von der Regierung monopolisierte Schnaps.

Solange die Lage der 120 bis 125 Millionen Bauern Rußlands im argen bleibt, wird unter ihnen stets die Quelle sozialer, hygienischer und moralischer Übel fortbestehen, ein Agrarland, wie Rußland es nun einmal ist, kann unmöglich ohne einen wenigstens erträglich lebenden Bauernstand existieren.

Leider war es die Regierung selber, welche seit 300 Jahren das frühere Privateigentum der Bauern allmählich aufhob und die allgemeine Haftpflicht der Gemeinde für die Steuer des einzelnen einführte, um so die Steuern recht bequem eintreiben zu können. In Nordrußland wurde der Privatbesitz der Bauern sogar erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufgehoben und die sich dagegen sträubenden Bauern einfach als Rebellen behandelt. Der autonomen, durch Alexander II. den Dorfgemeinden verliehenen Freiheit zuwider befindet sich jetzt die russische Bauernschaft unter der Willkür besonderer Landvögte, welche oft die gerechtesten Ansprüche der Gemeinde mißachten.

Das verarmte großrussische Dorf bietet somit dem Besucher ein trauriges Bild. Die aus Holz gebauten Häuser sind oft schon stark beschädigt, in den Wäldern wird Raubbau getrieben, und das Holz reicht dem Landvolke nicht mehr zum Flicken der Wohnungen aus; das mit Stroh oder Röhricht hergestellte Dach wird dem Bauern oft zur Bezahlung der ausständigen Abgaben versteigert, oder er hat es einfach dem Vieh in der Not als Futter verabreicht. Das Innere der Hütten birgt nur zu oft Menschen und Vieh zusammen in einer Wohnstätte. Ging doch in Sibirien eine aus Großrussen und Ukrainern bestehende Kolonie auseinander, weil die Großrussen dem Wunsche der reinlichen Ukrainer gemäß sich nicht von dem mit ihnen in demselben Hüttenraum untergebrachten Vieh trennen wollten. Auf den kotigen Dorfstraßen laufen die verwahrlosten, schmutzigen Kinder umher, erblich mit Syphilis, Schwindsucht, Rachitis, Krätze und andern ekelhaften Krankheiten belastet. Die wahre Aufbesserung des Bauernstandes muß somit schon deshalb eine der hauptsächlich leitenden Ideen sein, um die große Sterblichkeit der großrussischen Rasse zu vermindern, deren Bauern zwischen Dniepr und Ural am elendesten leben, trotzdem die fruchtbare „schwarze Erde“ von Beßarabien nach Samara durch einen beträchtlichen Teil Großrußlands zieht. Der russische Statistiker Schwanebach gibt die Bevölkerungszuwachsziffer von 1885 bis 1897 für die eigentlichen russischen Gebiete auf 0,26 Prozent an, dagegen für die westlichen polnisch-litauischen Gebiete auf 2,2 Prozent. Anderseits beträgt die Säuglingssterblichkeit bis zum ersten Lebensjahr unter den Großrussen nach dem Bericht des „Kaiserlichen Komitees für Verminderung der Kindersterblichkeit“ von 1905 ganze 80 Prozent. — Solange der jetzige Zustand den russischen Bauern umklammert hält, hungert das Dorf gerade auf dem Gebiete der herrschenden Rasse des Zarenreiches, und seine Beute fordert der Tod durch den Hunger.

3. Die in Deutschland weit bekannten Namen russischer Schriftsteller, Musiker und Maler weisen offenbar auf eine nicht geringe Befähigung der großrussischen Rasse hin. Dasselbe muß ohne Zweifel von den Ukrainern, Polen und Litauern gesagt werden, um nicht von den durch allgemeine Volksbildung rühmlich bekannten Esthen und Finnen zu sprechen.

Um so unglaublicher scheint der von den großstädtischen russischen Zeitungen 1910 veröffentlichte Ausweis, wonach im europäischen Rußland nur 23 Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben konnten, Polen und Finnland ausgenommen. Die Schuld an dieser Rückständigkeit und Schädigung des Volkes trägt zuguterletzt die russische Regierung allein, welche selbst die bescheidene Volksbildung mitunter als ein Übel betrachtete oder besonders in den nichtrussischen Grenzprovinzen die Schule durch Vermengung von Politik mit Unterricht der Bevölkerung höchst unsympathisch machte. So erhob sich in ganz Rußland in der Reformperiode laut die Forderung des seine innere Beanlagung wohl fühlenden Volkes nach allgemein leicht zugänglichen Volksschulen. Die bisherige Schulpolitik der Regierung war nur zu großen Schwankungen ausgesetzt. Die unter Alexander I. besonders in den westlichen Gouvernements entstandenen Schulen wurden unter Nikolaus I. wieder geschlossen. Als Alexander II. den von ihm geschaffenen Landschaften ein weites Recht zur Schaffung von Schulen verliehen hatte, wurde dieses Recht später wiederum verkürzt. Um das Volk der trefflich arbeitenden Landschaftsschule zu entziehen, wurden derselben die vom Oberprokurator der „Allerheiligsten" Synode geschaffenen Kirchenschulen entgegengestellt und letztere dem Volke durch das Ansehen der Popen besonders empfohlen. Diese mit sehr beschränktem Programm arbeitenden Anstalten halten ihren Schülern die allgemein bildenden Gegenstände planmäßig fern, vermitteln aber zum Ersatz dafür größere Kenntnisse der altslawischen Kirchensprache und Fertigkeit im Kirchengesange. So schätzbar beides ist, vermittelt es dem russischen Volke wenig Anwendbares für sein kümmerliches Leben. Weil dabei die in den Kirchenschulen als Lehrer wirkenden Popen oder niedern Kirchendiener meist keine gründliche pädagogische Schulung besitzen, stehen die Resultate denen der andern Schulen weit nach, und als die Geistlichen nicht mehr wie anfänglich umsonst unterrichten wollten, sondern für sie im staatlichen Kostenanschlag bedeutende Summen gefordert wurden, erhoben sich laute Proteste gegen jene Schöpfung Pobiedonoscews, des damals im Lande allmächtigen Oberprokurators. Allgemein betrachtete die Bevölkerung jene Kirchenschulen nun als

ein Mittel, um das Volk unter dem Deckmantel der Religion für die „Selbstherrschaft" des Zaren zu gewinnen. Versuche, die Kirchenschulen einfach dem Minister der Volksaufklärung zu unterstellen, mißlangen noch in letzter Zeit. Im ganzen zählt Rußland zwanzig verschiedene Formen der Elementarschule, von welchen die Landschaftsschule in 34 Gouvernements neben den andern Typen besteht. Außerdem haben noch die deutschen Kolonisten, Juden und Mohammedaner ihre eignen Schulen. Der Schulzwang ist, wie leicht verständlich, noch nicht eingeführt. Tritt derselbe, wie zu hoffen, mit entsprechendem Lehrprogramm und solider Erziehung ins Leben, so harrt des russischen Volkes eine schöne Zukunft. Merkwürdigerweise gaben sich besonders viele Sekten der russischen Staatskirche redliche Mühe um die Bildung und Erziehung ihrer Angehörigen. Als Lehrkräfte der freien Sektenschulen funktionieren häufig Mädchen, welche mit Freuden ihr ganzes Leben in Ehelosigkeit für die Bildung und Erziehung der Jugend opfern und bei ihren Glaubensgenossen sehr geehrt sind. Jedenfalls ist es auch dieser Erziehung zu verdanken, daß die durch Regierungspolitik streng abgesondert in der Verbannung gehaltenen Selktengemeinden wirtschaftlich und im allgemeinen auch sittlich ganz günstig dastehen, ein Beweis, daß der gegenwärtig bekanntlich mit wilden Instinkten auftretende russische Bauer den bessern nachhaltigen Einflüssen einer ernst erziehenden Schule sich keineswegs verschließt. Die dem gesitteten Europa drohende russische Gefahr wird so lange in weit verstärktem Maße wie ein tiefschwarzer Schatten über uns stehen, als die allgemein erziehende Schulung des zahlreichen Volkes zwischen Dniepr und Ural nicht Tatsache geworden ist. Dazu bedarf es freilich vor allem der gewissenhaften Lehrer. Ihre Beschaffung ist nicht bloß die leitende Idee, sondern die ernste Besorgnis aller ernsten russischen Patrioten; der Lehrer soll Rußland heben, aber woher aus dem tiefgesunkenen Rußland Lehrer entnehmen?

4. Die natürliche Entwicklung Rußlands erheischt ferner selbst nach dem Urteil verständiger großrussischer Politiker eine freie Betätigung wenigstens der größern Nationalitätengruppen des Riesenreiches. Eine irrtümliche Auffassung russischer Zustände läßt den Westeuropäer im Zarenreiche außer den echten moskowitischen Russen höchstens noch Polen, Finnen und baltische Deutsche annehmen. Das von der russischen Großfürstenpartei verächtlich „Flickmonarchie" genannte Österreich gilt als buntes Gemisch von Völkerschaften, während man sich den nordischen Koloß als völkischen Einheitsstaat vorstellt. Tatsächlich umfassen die Grenzen Rußlands über hundert

verschiedene Völkerstämme, unter welchen kaum 43 Prozent der russischen Nationalität zugehören, die wiederum in echte Moskowiter, Ukrainer und Weißrussen zerfällt. Das bureaukratische Beamtentum kannte keine andere rechtsgültige Regierungsform als die tote Nivellierung vom grünen Tische aus, eine Anpassung an die durch natürlichen Charakter und geschichtliche Entwicklung bedingte Verschiedenheit der einzelnen Landesstriche galt bei den berüchtigten „Tischobern", d. h. bei den Leitern der an demselben Tische arbeitenden Beamten als eine gefährliche Zersplitterung „der großen Erbschaft Wladimirs, des Apostelgleichen, des ersten christlichen Großfürsten Rußlands". — So mußten ungeheure in den einzelnen Nationalitätscharakteren schlummernde Kräfte unentwickelt bleiben und hingen nur, durch äußere Gewalt gezwungen, verkümmert am Ganzen, welches durch Belassung spontanen natürlichen Fortschritts gerade auf Grund der mannigfaltigen Anlagen der zahlreichen Nationalitäten zu bisher ungeahnter Kraft gelangen könnte.

In jüngster Zeit legt die russische absolut rücksichtslose Bureaukratie ihre Bärentatze bekanntlich auf das von Schweden her einst hochkultivierte Finnland, sogar ohne Achtung der dem Lande bei seinem Anschluß an das russische Reich durch Kaiserwort verbürgten staatlichen Autonomie. Das jeden Europäer anheimelnde reizende Land der tausend Seen soll eine Russenprovinz werden mit demselben Schmutz, mit derselben Armut, welche man hart an der östlichen Grenze des bedrängten Großfürstentums auf dem Gebiete der zarischen Nachbargouvernements findet. — In den 80er Jahren wurden unter Alexander III. die alten verbrieften Privilegien der baltischen Provinzen aufgehoben, die eingeborenen baltischen Richter mit ihrer weltbekannt treffenden Rechtsprechung durch importierte Russen ersetzt, ebenso mußten die heimatlichen Beamten mit ihrer genauen Kenntnis der örtlichen Verhältnisse und Liebe zur väterlichen Scholle fremden Tschinowniks aus dem fernen Osten weichen, so daß Ordnungszustände und Gesittung in Kurland, Livland und Esthland nunmehr nur ein Schatten der Vergangenheit sind. Russisch-Polen, mit Rußland durch den Wiener Kongreß vereinigt, und selbst durch Alexander I. und anfänglich auch durch Nikolaus I. als besonders von Rußland verschiedenes Reich betrachtet, erfreute sich in den letzten Jahrenzehnten vor dem Kriege der einzigen Eigentümlichkeit in der Verwaltung daß die echte Beamtenwillkür mit Unterdrückung aller Rechte, Veruntreuung und Bestechung daselbst alles in Rußland sonst Bekannte hoch überragte. Nach Polen wurden die brutalsten Beamten gesteckt, denen jedes Dienstjahr als vier

Jahre angerechnet wurde, so daß nach fünf Jahren Gewaltwirtschaft in dem unglücklichen Lande jeder Tschinownik pensionsberechtigt war. Dabei übertrafen die Gehälter der in Polen wirkenden Beamten weit die Bezüge der im eigentlichen Rußland angestellten, nebenbei zahlte die Bevölkerung Polens außer den für Rußland ungewöhnlich hohen staatlichen Abgaben[1]) noch 50 Prozent derselben besonders als Bestechungsgelder. Förderung des Wohles der Bevölkerung lag der russischen Regierung fern. Waren polnischer Herkunft zahlten beim Transport nach Moskau einen weit höhern Eisenbahntarif als Waren russischer Herkunft bei der Einfuhr in Russisch-Polen. Wege und Chausseen wurden nur nach Rücksichten der erfolgreich gegen Nachbarstaaten zu richtenden Angriffe gebaut, Eingeborene mußten behufs Erlangung eines mittlern Amtes meist nach Sibirien, Turkestan oder Kaukasien auswandern, die Bildungsstufe der sonst westeuropäisch zivilisierten hoch beanlagten Bevölkerung stand, wenigstens vor 1905, so niedrig, daß Polen 80 des Lesens Unkundige auf das Hundert seiner Bewohner zählte, selbst die staatlichen Volksschulen waren gänzlich russifiziert, die Lehrmethode im Russischen dieselbe wie in den östlichen Gouvernements am Ural, der beste Beweis der geradlinigen Nivellierung aller Geister des Zarenreiches. Ähnlich sah es in Litauen aus, wo bis 1905 nicht einmal litauische Texte mit eignen dem Lateinischen entnommenen Lettern gedruckt werden durften, sondern nur mit russischen. Der den Beamten höchst einträgliche Schmuggel allein brachte dem litauischen Volke Bücher mit litauischem Drucke aus dem ostpreußischen Tilsit, freilich nicht ohne Gefahr hoher Strafen im Betretungsfalle. Welche zahlreichen Geisteskräfte durch jene aufgezwungene russische Nivellierung tot dalagen, sieht man aus der nach Gewährung freien litauischen Druckes wie aus der Erde gestampften zahlreichen litauischen Literatur.

Das im Zarenreiche über 25 Millionen zählende ukrainische Volk mit seinem Wohnsitze zwischen San und Kuban hatte sich durch den Vertrag von Perejaslaw an das moskowitische Großfürstentum unter Wahrung eigner staatlicher Rechte angeschlossen; seine Sprache wurde selbst von der Kaiserlichen Akademie in Petersburg als eine eigne, von der russischen verschiedenen anerkannt. Heute ist das ganze ukrainische Staatsgebiet in einfache russische Gouvernements eingeteilt. Die ukrainische Sprache, in Deutschland gewöhnlich

[1]) Der Einwohner Polens zahlt durchschnittlich 15 Rubel, der eigentliche Russe kaum 5 Rubel.

als Ruthenisch bekannt, wurde durch besondern Ukas verboten. Die ukrainische Nation besitzt einzig in Österreich, keineswegs aber in Rußland, niedere und mittlere Schulanstalten, Gymnasien und Lehrstühle an Universitäten, in Rußland wird alles nivelliert. Jeder Ukrainer, der zu einem erträglichen Amte gelangen will, muß seinen guten ukrainischen Namen russifizieren, aus dem ukrainischen Korolenko z. B. muß ein großrussischer Korolenkow werden. Die um Minsk, zwischen Wilna, Grodno und Smolensk wohnenden, heute etwa 6 Millionen zählenden Weißrussen fühlen ihre völkische Verschiedenheit von den eigentlichen Großrussen um so mehr, weil gerade der weißrussische Volksteil vor 600 Jahren den damals heidnischen und wilden Litauern zuerst christliche Gesittung brachte, so daß sogar als Hofsprache des litauischen Großfürsten das Weißrussische diente. Die russische Regierung machte jedoch die weißrussischen Gouvernements zum Schauplatz mitunter entsetzlicher Repressalien. Um nicht von den auf uralte christliche Kultur sich stützenden Armeniern und Georgiern Kaukasiens zu reden, welche die Russifizierung als allgemeine Erniedrigung verabscheuen, sind es gerade die russisch sprechenden Sibirier, welche gegen die bureaukratische Uniformität lauten Einspruch erhoben. Mag der unabhängige Charakter dieses Volkes seinen Grund in der Abstammung von meist hochgebildeten politischen Verbannten haben oder in der beständigen Freiheit von der im europäischen Rußland bis 1861 eingebürgerten Leibeigenschaft, genug, der russisch sprechende Sibirier hat es nicht gern, einfach Russe genannt zu werden, sondern nennt sich mit Vorliebe Sibiriak. Das Bewußtsein und der rechtliche Anspruch völkischer Eigentümlichkeit lebt also mit uns im Westen ungeahnter Frische, wo wir es kaum zu glauben vermochten, selbst die von den Russen mißachteten altfinnischen Stämme der Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen am mittlern Laufe der Wolga halten äußerst zäh an ihrer Eigenart fest, zu welcher freilich so manche natürliche Tugend gehört, u. a. die Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit. Tscheremississche Droschkenkutscher in Kasan z. B. nehmen außer dem ausbedungenen Lohne das sonst in Rußland übliche Trinkgeld um keinen Preis an. — Die finnischen Permiaken im Gouvernement Perm haben durch Bestehen auf ihren nationalen Sonderheiten die russische Regierung sogar zur Gründung eigner orthodoxer permischer Klöster gezwungen, ein Zugeständnis, dessen sich die Ukrainer und Weißrussen trotz ihrer Zugehörigkeit zur russischen Staatskirche nicht erfreuen. — Die Idee der „Vereinigten Staaten Rußlands", eines Bundes der verschiedenen Nationalitäten des Zarenreiches auf Grund freier Ent-

wicklung der einzelnen völkischen Eigentümlichkeiten, mit Wahrung gemeinsamer Interessen und einer gemeinsamen Bundessprache, taucht immer lebhafter auf und scheint vielen Kennern der agrarischen, industriellen und merkantilen Vorteile einer Einigung der Volksarten der gewaltigen osteuropäischen Tiefebene vielversprechend. Ein Hinweis auf Nordamerika genügt. Die großrussische Rasse würde alsdann trotz ihren relativen numerischen Überlegenheit über die andern Volksstämme und trotz der bisherigen politisch überwiegenden Machtstellung keineswegs fremde Eigenart unterdrücken. Der völkisch reine, vom Tschinownikgeist nicht angesteckte Großrusse hört mit Freuden von seiner „Weitherzigkeit" sprechen und gerät in aufrichtigen Unwillen, wenn Polen oder Litauer von den in ihrer Heimat für jene Volksstämme bestehenden Einschränkungen, z. B. bei Kauf und Verkauf von Liegenschaften berichten, es lebt eben im Großrussen trotz der durch den Verlauf der Geschichte bedingten Beimischung von finnischem und tatarischem Blut immer noch ein guter Teil slawischer Gutmütigkeit, welche erst in der Beamtenrasse und im Kosakengesindel Brutalität und Gefühllosigkeit nur zu oft weiten Platz einräumt.

5. Die Dezentralisation der Verwaltung und vernünftige Berücksichtigung der berechtigten Interessen der Nationalitäten Rußlands war eine der lauten Forderungen der Reformperiode von 1905. Ist zur Verwirklichung dieser leitenden Idee bisher noch viel zu wenig geschehen, so wartet ein anderes wichtiges Problem ebenfalls noch seiner ernsten Lösung, die Gewissensfreiheit. Vom Zaren in beschränktem Maße am russischen Osterfeste 1905 verkündigt und im Oktobermanifest desselben Jahres als „wirkliche Freiheit" unter den von der Regierung zu erfüllenden Aufgaben in Aussicht gestellt, harrt die freie Betätigung der religiösen Überzeugung in Rußland noch immer ihrer klaren gesetzlichen Formulierung. Die an Gewissenszwang der Bürger gewöhnte Beamtenschaft wählte bisher zu allen Erlassen behufs Erfüllung des kaiserlichen Versprechens bezüglich der Gewissensfreiheit stets ungenügende oder leicht vielfach zu deutende Ausdrücke, welchen später nach Belieben der Tschinowniks bald der eine, bald der andere Sinn unterstellt werden konnte. Gegenwärtig ist der Übertritt von der russischen Staatskirche zu andern christlichen Bekenntnissen nach vorher eingeholter Erlaubnis des zuständigen Gouverneurs allen Volljährigen gestattet. Von einer wirklichen Gewissensfreiheit kann mithin noch lange nicht die Rede sein, um so weniger, weil lästige Formalitäten an den oben bezeichneten Übertritt geknüpft sind. Selbst Übertritte

Angehöriger der nicht staatlich-orthodoxen christlichen Bekenntnisse untereinander bedürfen der staatlichen Erlaubnis. Israeliten, welche etwa katholisch oder protestantisch zu werden wünschen, sind gezwungen, sich mit einer ganzen Sammlung, mitunter schwer zu beschaffender Aktenstücke um die Erlaubnis an den Minister des Innern zu wenden. Gerade die auf unverwüstlichem Rechte beruhende Gewissensfreiheit ist somit ein sprechendes Beispiel, wie geschickt die russische Bureaukratie auf dem Papier bestehende Rechte praktisch zur Unmöglichkeit zu machen versteht.

Nach der vom Zaren im Oktober 1905 versprochenen „wirklichen Gewissensfreiheit" verlangen vor allem die seit der Regierung des Vaters Peters des Großen, Alexius Michailowitsch, von der Staatskirche getrennten russischen Altgläubigen und die sich an dieselben anlehnenden Sekten. Gab die regierende Synode der Zarischen Kirche früher die Zahl der Altgläubigen und Sektierer auf 2 Millionen an, so setzte bereits vor 1905 Prof. Prugawin diese Zahl nach amtlichen Angaben der Gouvernementsarchive auf wenigstens 20 Millionen an. Vielen Sektierern war als Wohnort nur Sibirien oder Kaukasien gestattet, die altgläubigen Priester und noch mehr ihre Bischöfe wurden vor der Verkündigung der immer noch beschränkten Gewissensfreiheit von der Polizei mit dem größten Eifer aufgespürt und mit harten Strafen belegt, die Laien jener Bekenntnisse, welche im allgemeinen das Recht der Einmischung des Staates in innerkirchliche Verhältnisse bestritten, waren durch die mannigfaltigsten bürgerlichen Beschränkungen belästigt. Unter dem Zaren Alexius Michailowitsch (1645—1676) und auch in spätern Zeiten gingen viele Altgläubige für ihre Überzeugung in den Tod. Noch heute, wo diese von der Staatskirche streng geschiedenen Russen zum besten Beweise für zahlreichen Bestand und innere Kraft bei allen noch bestehenden Einschränkungen in der bedeutendsten ihrer zahlreichen Abzweigungen einen Erzbischof und 14 Bischöfe zählen, weigern sie sich, die amtlich-russische Kirche orthodox, d. h. rechtgläubig zu nennen, sondern bezeichnen sie als die „herrschende Kirche" ihres Landes.

Nach wirklicher Gewissensfreiheit ohne Einschränkung verlangen Millionen von Nachkommen der dem katholischen Glauben gewaltsam entrissenen Ukrainer, Weißrussen und Litauer. Schon Katharina II. erzwang durch Drohungen, Mißhandlungen und List den Anschluß von 8 Millionen Katholiken des slawischen Ritus, den sogenannten Unierten, an die russische Staatskirche. Nikolaus I. vereinigte, wie die betreffende Denkmünze verkündigt, „durch Liebe" weitere

3½ Millionen Katholiken mit seiner Staatskirche. Die dabei gegen die im Gewissen vergewaltigten angewandten Qualen und Martern, amtlich auf der erwähnten Denkmünze als „Liebe" bezeichnet, konnten nach Berichten russischer Augenzeugen nur mit den Christenverfolgungen der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung verglichen werden. Unter dem sonst freisinnigen Alexander II. setzte 1875 die panslawistische Partei die Vernichtung des letzten Restes der Katholiken slawischen Ritus in Rußland in dem unlängst gegen die Bestimmungen des Wiener Kongresses von Polen abgetrennten Cholmer Lande durch. Die völlige Unterdrückung der religiösen Überzeugung unter den äußerlich fortan der russischen Staatskirche zugehörigen Unierten schien, besonders durch fortgesetzte peinliche polizeiliche Überwachung, den russischen Tschinowniks Tatsache geworden zu sein; um ihre Ernte zu sichern und zu mehren, wurden selbst zahllose lateinische Kirchen ihren rechtmäßigen Besitzern entrissen und einfach abgerissen oder zu schismatischen Kultuszwecken verwandt, lateinische Polen, Weißrussen oder Litauer, welche aus Mischehen zwischen Unierten und lateinischen Katholiken, selbst aus fernen Generationen entstammten, mußten ebenfalls mit ihrer ganzen Familie der russischen Staatskirche beitreten. Der nur noch spärlich in den von ehemaligen Unierten bewohnten Gebieten belassenen katholischen lateinischen Geistlichkeit wurde die Pastoration der eignen Gläubigen unglaublich erschwert und die persönliche Freiheit durch ausgesonnene Drangsalierungen erschwert. Gendarmen forderten vor den Beichtstühlen die Pässe der Gläubigen ab, um sich zu überzeugen, ob nicht etwa ein zwangsbekehrter Unierter bei dem lateinischen Pfarrer Trost suche; unter sich durften Nachbargeistliche ohne Erlaubnis des Kreishauptmanns keine Besuche abstatten, die nachgesuchte Erlaubnis erfolgte mitunter erst nach langen Wochen.

Um so größer war das Entsetzen der Beamten, als nach der von Nikolaus II. 1905 verkündeten Freiheit des straflosen Austritts aus der russischen Staatskirche ungefähr ½ Million der Nachkommen ehemaliger unierter Zwangsbekehrter sich der katholischen Kirche zuwandte. Die Folge dieser dem offiziellen Rußland unerwarteten Bewegung waren die bereits erwähnten, bei dem Verlassen der Landeskirche vorgeschriebenen Formalitäten, welche dem einfachen Volke die gewährte Gewissensfreiheit illusorisch machen. Selbst die Bemühungen der dritten, sonst dem Beamtengeist ergebenen Duma, um der Gewissensfreiheit näher zu treten, blieben erfolglos. Der russische Beamtenstaat will so leicht nicht eines seiner bisher wirk-

samen Mittel, den Gewissenszwang zugunsten seiner Tschinownik-konfession, aus den Händen lassen.

Nicht bloß durch Formalitätenzwang im russischen Schisma äußerlich gehaltene Unierte, sondern Millionen anderer Mitglieder der russischen Staatskirche können ihr Gewissen um so weniger mit dem ihnen aufgenötigten Bekenntnis in Einklang bringen, weil in demselben das dem ernst religiösen Menschen und besonders der russischen Seele notwendige innere Leben, die anregende Belehrung, gar nicht gepflegt wird. Eine Menge ukrainischen Landvolkes, dessen Zahl schwer ermittelt werden dürfte, schloß sich im Bestreben einer lebendigen Betätigung der Religion den in Südrußland bestehenden protestantischen Gemeinden, besonders in ihren Bibelstunden, an. Der trockne Formalismus der Staatskirche mit den stets wiederkehrenden Zeremonien, ohne durch Belehrung vermitteltes Verständnis, genügte selbst den einfachen Bauern nicht, so entstand die sehr verbreitete Gemeinschaft der Stundisten (von den Bibelstunden so benannt), welche oft nicht einmal als besonderes religiöses Bekenntnis hervortreten, sondern nominell „orthodox" bleiben, innerlich aber gerade der „Orthodoxie" fernstehen. Die Beamtenschaft regiert eben noch, rachebereit und mächtig, die religiöse Freiheit bleibt noch zu sehr eine leitende Idee des russischen Volkes allein, welches im religiösen Streben sich selbst überlassen, in der Zersplitterung in etwa 100, oft selbst wunderliche Sekten leider nur zu oft auf Irrwege geriet, jedenfalls aber, mitunter sogar unter großen Opfern, den ehrlichen Willen des Suchens nach Wahrheit und sein festes Verlangen nach polizeilich ungehemmter Betätigung seiner Überzeugung vor der ganzen Welt zum Ausdruck bringt. Das Kiewer Höhlenkloster, in welchem bald nach Einführung des Christentums die im Orient und Okzident als Heilige verehrten Antonius und Theodosius mit ihren Gefährten in der Tiefe der Erde vollkommene Weltflucht und völlige Hingebung an das Übernatürliche zu üben bemüht waren, beweist die ganze religiöse Tiefe und den Heldenmut der unverfälschten russischen Seele und die Tragweite der dem Russen so heiß ersehnten wahren Gewissensfreiheit.

„Was führt unsere Regierung gegen Japan Krieg," fragte das russische Volk 1904, „bei uns im Lande gibt es so viel zu verbessern." Seit jener Zeit trat eine ernste Besserung im Lande nicht ein, oft hörte man bei den furchtbaren Repressalien 1905 und 1906 die Klage: „So schlimm war es selbst früher nicht bei uns." — Das russische Volk fühlt in seinem Elend tief die Verbesserungsbedürftig-

keit und weiß, daß dem Lande nicht durch neue Eroberungen oder glänzende Siege geholfen werden könne, sondern nur durch Heilung der innern zahlreichen und großen Schäden, welche wir in kurzem dargelegt haben. Nur müssen die mit der Heilung Rußlands betrauten Männer an den zwei nachweisbar dem Lande stets verhängnisvollen Klippen glücklich vorbeikommen, an der Scheinreform und an der Reaktion.

Die maßgebenden Politiker der Großfürstenpartei waren stets Meister der Scheinreformen. Mit Befriedigung lesen wir in den von Nikolaus II. ohne Duma veröffentlichten Staatsgrundgesetzen von der Rechtsgleichheit aller Russen. Doch die Ultranationalisten halten an der Dreiteilung des russischen Volkes in Adel, Städter und Bauern wie an einem ererbten unveräußerlichem hohen Nationalschatz fest und machen somit die wirkliche Rechtsgleichheit aller Russen zu einem Schein. Die Mitglieder des von der Großfürstenpartei gegründeten Verbandes der „echt russischen Leute" erklärten bei den Gerichtsverhandlungen wegen der von ihnen verübten Untaten den Richtern frech spottend ins Gesicht, sie fürchteten sich vor keiner Verurteilung, weil Nikolaus II. die Begnadigung der Mitglieder des Bundes des „schwarzen Hunderts" in allen Fällen als sicher versprochen hätte. Der Erfolg gab den Leuten recht und dem übrigen weiten Rußland den Beweis der nur scheinbaren Rechtsgleichheit.

Die neue Ära von 1905 hob die Zensur auf und verlieh dem russischen Volke Versammlungsfreiheit. „Erläuternde Zirkulare" erklärten jedoch dem russischen Volke, die Zensnr bestehe weiter für Annoncen. So wurden im Annoncenteil der Zeitungen unbarmherzig die Versammlungen betreffenden Anzeigen unterdrückt und die scheinbare Versammlungsfreiheit wurde für weitere Kreise des Volkes ein unerreichbares Ziel. — Der Übertritt von der Staatskirche zu einem andern christlichen Bekenntnis wird scheinbar freigegeben, doch die „erläuternden Zirkulare" der Minister fordern die Beibringung des Taufscheines des Übertretenden behufs Nachweises der gesetzlichen Volljährigkeit. Was ist einfacher, als daß die staatskirchlichen Popen behördlich angewiesen werden, bei etwaiger Beantragung eines Taufscheines nach dem Gebrauchszweck zu forschen und bei Feststellung des geplanten Übertrittes, z. B. zur katholischen Kirche, die Verabfolgung des Dokumentes möglichst zu erschweren oder einfach zu verweigern? Die langjährige Standespraxis hat die russischen Beamten ungemein findig in der Politik der kleinen Mittelchen gemacht, um selbst etwas so Heiliges wie die Gewissensfreiheit zum reinen Schein herabzuwürdigen.

Die Reaktion folgte in Rußland bisher stets jedem Aufschwung zum Höhern. Selbst die Autorität Peters des Großen fiel vor der Reaktion zusammen; tagte doch unter seinen Nachfolgern der Hof wieder in dem alt-zarischen Moskau, nicht in dem neuen Petersburg. Schon dreimal setzte nach kurzem Ansatz zum Bessern die Reaktion in Rußland mit dem dreifachen Alpdruck des Losungswortes „Selbstherrschaft, Orthodoxie und Nationalität" ein, zum letzenmal unter Nikolaus II. nach Verkündigung der vorgeblichen Freiheiten des 30. Oktobers 1905.

Alles hängt davon ab, daß das russische Volk die Einführung gesunder Reformen durch entsprechende Volksvertreter zu seinem Gesamtwerke mache, dann dürfen wir auch hoffen, daß dasselbe Volk in seiner Gesamtheit ebenfalls die Wacht an dem teuer errungenen Schatze der Reformen übernehmen und jedem widerstehen wird, der Miene macht, den Schatz der Reformen zu schmälern.

Die bittern Erfahrungen der russischen Niederlagen bei Sewastopol und Mukden brachten eine kurze Zeit schöner Hoffnungen des lang geschädigten russischen Volkes mit einem bald alles vernichtenden Drucke der Reaktion. — Je mehr die Erfahrungen von Tannenberg, Przemysl, Lemberg, Warschau, Iwangorod, Kowno und Nowo-Georgiewsk an Bitterkeit Sewastopol und Mukden übertreffen, werden sie hoffentlich um so dauernder Rußland eine bessere Zukunft bescheren.

Die russische Kirche

Sebastian Merkle (Würzburg)

Die orthodoxe Kirche Rußlands ist eine Tochter der byzantinischen. Diese hat, als sie bereits dem Marasmus senilis verfallen war, dem Kinde das Leben gegeben — die wohltätige Ordnung der Natur, daß die Greisin nicht mehr Mutter wird, gilt auf geistigem Gebiete nicht immer —, und diese erbliche Belastung zeigt sich bei der russischen Staatskirche nach den verschiedensten Richtungen. Nicht nur, daß sie schon in jungen Jahren greisenhafte Züge aufwies; der Mangel an Initiative, das Mißtrauen gegen jede Verbesserung und allen Fortschritt, die Scheu vor dem Kampfe und vor einer Auseinandersetzung mit der Welt, die unbegrenzte Nachgiebigkeit gegenüber den gewalttätigen Eingriffen des Staates, die Neigung, sich abzuschließen, das Vorurteil gegen frische Luft — alles das gehört ebenfalls zum Erbe eines spätgeborenen Kindes.

Gleichwohl hat auch diese Kirche, was bei der hohen Bedeutung der Religion für ein Volk nicht wundernehmen darf, einen tiefgreifenden Einfluß auf ihre Gläubigen geübt. Manche Eigenheiten des russischen Volkscharakters lassen sich nur aus seiner Religion erklären. Darum ist deren Kenntnis für Beurteilung und Verständnis unseres östlichen Nachbarreiches unbedingt notwendig.

* * *

Seit der Teilung des alten Römerreiches in eine östliche und westliche Hälfte und besonders seit der Erhebung von Byzanz zur zweiten Hauptstadt durch Konstantin den Großen (weshalb die Stadt seitdem auch Neurom und Konstantinopel hieß) entwickelten sich auch die beiden Kirchenhälften, die griechische und die römische, jede nach eigner Art, ohne die frühere enge Fühlung. Der Gegensatz zwischen Hellenismus und Romanismus führte ebenso wie die Rivalität der Bischöfe von Alt- und Neurom zu endlosen Reibereien. Bald stritt man sich um den Besitz kirchlicher Provinzen, bald um die Herrschaft

über neubekehrte Völker (namentlich Bulgaren und Serben), bald um Besonderheiten in Lehre, Gottesdienst oder Kirchenzucht, zuletzt auch um weltliche Rechte. Der ebenso durch Gelehrsamkeit wie Chauvinismus hervorragende Patriarch Photius von Konstantinopel wußte in seinem zunächst rein persönlichen Streite mit Papst Nikolaus I. (858—867) „den Osten so aufzuwiegeln, daß nunmehr für die Masse der Eindruck entstand, im Westen habe man ein anderes Christentum als im Osten". Der endgültige Bruch zwischen den beiden Kirchen erfolgte Mitte des 11. Jahrhunderts (1054). Die griechische nennt sich mit Stolz und nicht ohne Seitenblick auf die römische „die orthodoxe anatolische Kirche".

Erwägt man nun, daß das russische Volk das Christentum gegen Ende des ersten Jahrtausends von Byzanz aus erhielt, und daß seine kirchliche Leitung Jahrhunderte hindurch in den Händen von Griechen lag, so erscheint die Erziehung des noch völlig rohen Volkes in byzantinischem Geiste und in der Abneigung gegen das Abendland als selbstverständlich. Dies wurde auch nicht anders, als die russischen Herrscher seit dem 15. Jahrhundert anfingen, den Metropolitanstuhl mit Einheimischen zu besetzen und sich auch sonst vom Patriarchen zu Konstantinopel unabhängiger zu machen. Jedem Versuch einer Union mit der römisch-katholischen Kirche zeigten sich die Russen immer aufs äußerste abgeneigt, und Prälaten, die einem Anschluß ans Abendland das Wort redeten, mußten ihre Stellen aufgeben. Je tiefer die Macht des griechischen Reiches sank, um so eifriger suchte Rußland sich an dessen Stelle zu setzen auch in kirchlicher Hinsicht. Nach dem Falle von Konstantinopel und der Eroberung des oströmischen Reiches durch die Türken im Jahre 1453 nahm der Großfürst (das war damals der Titel der russischen Herrscher) Jwan III. den zweiköpfigen Adler der byzantinischen Kaiser in sein Wappen auf, um sich als deren Nachfolger zu kennzeichnen; 1472 heiratete er die Nichte des letzten Kaisers, um jenen Anspruch zu verstärken. Jwan IV., der Schreckliche, legte sich im Jahre 1547 auch den Titel Kaiser (Zar = Caesar) bei, 42 Jahre später folgte dieser Rangerhöhung des weltlichen Herrschers die des Kirchenoberhauptes. Der Metropolit von Moskau wurde zum Patriarchen erhoben und von seinem nunmehrigen Kollegen von Konstantinopel geweiht. Trotz ihrer nach unsern Begriffen allzuweitgehenden Gefügigkeit gegenüber dem Zaren wurden diese schattenhaften Hierarchen jenem lästig. Peter der Große hob 1721 das Patriarchat auf und ersetzte es durch den „allerheiligsten dirigierenden Synod", ein Kollegium, dessen Name an eine altkirchliche Einrichtung gemahnte, das aber tatsächlich dem Protestantismus abgesehen wa

Neben hohen Kirchenfürsten umfaßt es auch Laien, und gerade sein allbeherrschender Vorsitzender, der Oberprokurator (Oberprocureur), ist ein Laie. Vom Zaren ernannt, ist er dessen Werkzeug zur Regierung der Kirche. So ist der Zar alles in allem: Cäsaropapismus.

* * *

Während die auch an sich nicht tiefgreifenden Unterschiede in der Lehre zwischen der griechisch-russischen und der römisch-katholischen Kirche zumal einem geistig unentwickelten Volke, wie dem russischen, kaum zum Bewußtsein kommen, tritt die orthodoxe Eigenart in der Feier der Liturgie und in der Gottesverehrung überhaupt noch deutlicher hervor. Bei uns sind die Gläubigen gewöhnt, dem Priester am Altar nicht nur mit Aug und Herz zu folgen, sondern oft genug auch durch gemeinsames Gebet oder durch Gesang sich an der heiligen Handlung zu beteiligen. In der griechischen Kirche wäre eine so aktive Mitwirkung der Gemeinde undenkbar. Hier tritt in der Liturgie der Charakter des Geheimnisvollen auch äußerlich hervor. Die Bilderwand (so genannt, weil sie mit großen Heiligenbildern geschmückt ist) scheidet das Schiff der Kirche von dem Chor. In der Mitte dieser Wand ist zwar ein Gitter, das den Durchblick auf den Altar ermöglicht; aber fast während der ganzen heiligen Handlung, die 2—3 Stunden dauert, ist auch dieses Gitter durch einen Vorhang verdeckt. Die Teilnahme des Volkes äußert sich nur durch fortwährendes Sichverbeugen und Sichbekreuzen, Sichniederwerfen und Wiederaufstehen. Protestantischerseits wirft man der katholischen Kirche oftmals vor, sie lehre eine magische Wirksamkeit der Sakramente. Mit ganz anderm Rechte ließe sich das von der orthodoxen Kirche behaupten. In ihr ist die ganze Liturgie eine Art Zauber, der nur dann wirkt, wenn alles bis ins einzelnste genau nach Vorschrift gemacht wird Der eifrige Russe sieht das Heil in der peinlichsten Beobachtung der äußerlichsten Kleinigkeiten, auch wenn diese, wovon er natürlich nichts weiß, erst spät aufgekommen sind. So ließ im Jahre 1667 der Patriarch Nikon die slawischen Kirchenbücher, weil sie im Laufe der Zeit durch oftmaliges Abschreiben sehr verderbt waren, nach den alten griechischen Handschriften der Athosklöster verbessern. Dieses Zurückgehen auf das wirkliche Altertum schien aber dem unwissenden Eifer ein Abfall von der alten Überlieferung. Darum sagten sich die „Altgläubigen" von der Staatskirche los, wodurch die größte Spaltung in der russischen Kirche entstand, von der die Geschichte weiß. Besonders stießen sich jene Eiferer daran, daß sie nach den griechischen Kirchenbüchern den Jesusnamen nunmehr „Jissus"

sprechen sollten, während sie ihn vorher „Isus" gesprochen hatten, und daß sie das Kreuzzeichen mit den drei ersten Fingern der rechten Hand machen sollten, während ihre Väter nur Zeige- und Mittelfinger dazu benutzt hatten. Nach dieser rudimentären Auffassung der Religion liegt eben die Zauberkraft in dem Namen, dem Zeichen; auf den Namen Jissus hört der Angerufene nicht, und das mit drei Fingern gemachte Kreuz wehrt die bösen Geister nicht ab. So glaubten die Kurzsichtigen durch die vermeintliche Neuerung sich um die Segnungen des Christentums betrogen.

Daß die Heiligen- und Bilderverehrung in der russischen Kirche selbst bei den Gebildeten Formen angenommen hat, wie in der abendländischen kaum beim niedrigsten Volke, ist eine anerkannte Tatsache. Über dieses Kreuzschlagen und Herumrutschen auf den Knien vor Heiligenbildern wissen alle Reisenden zu erzählen. Vor allem in der kirchlichen Kunst zeigt sich der starre Traditionalismus, der schon betont wurde. Darstellungen Gottes oder der Dreifaltigkeit sind überhaupt strenge untersagt; Christus, weil er im Fleische erschienen, darf abgebildet werden, aber auch er nur in Gemälden oder Mosaik. Eine plastische Figur wäre ein „Götze". An den russischen Christus- und Heiligenbildern fällt wie an den byzantinischen dem abendländischen Beschauer sofort das Fremdartige, Unpersönliche auf. Diese Eigenschaften sind nicht etwa nur durch das Unvermögen des Künstlers bedingt, sondern entsprechen der kirchlichen Vorschrift. Der Heilige sieht nach russischem Glauben aus seinem Bilde heraus, was um ihn vorgeht, er wirkt als Freund und Helfer mit, Daher die vielen Heiligenbilder nicht nur in Kirchen und Häusern sondern auch an Straßen und öffentlichen Plätzen; daher die Heiligenbilder, welche der Zar seinen Offizieren ins Hauptquartier brachte. Wäre nun der Heilige nicht getreu im Bilde dargestellt, so könnte er auch nicht in demselben gegenwärtig und durch dasselbe hilfreich sein. Je fremdartiger, altertümlicher aber ein Bild aussieht, um so glaubhafter ist es dem Russen. Ebenso beruht das Starre, Bewegungslose des byzantinisch-russischen Heiligenbildes auf dogmatischer Grundlage. Jede Bewegung nämlich deutet auf Gemütswallung, während nach jener Auffassung der Heilige von aller Erregung und Leidenschaft frei ist. So kann gerade die Seite der Heiligenverehrung, welche in der römisch-katholischen Kirche die fruchtbarste ist, nämlich die Erbauung und Belehrung durch den Wandel, die Kämpfe und die ganze innere Entwicklung eines Heiligen, die Nachahmung seines uns näher gebrachten, erreichbaren Tugendbeispiels, in der russischen Frömmigkeit nicht zur Geltung kommen.

Jenen Kirchen- und Weltverbesserern in unserer Mitte, welche in der bei uns im 18. Jahrhundert vorgenommenen Verminderung der Feiertage auch heute noch eitel Rationalismus, in der durch Pius X. verfügten eine bedauerliche Nachgiebigkeit gegenüber dem Weltgeiste sehen, allen jenen ferner, die über Säkularisation des kirchlichen Geistes und über Zurückdrängung, wenn nicht völlige Ausschaltung des Übernatürlichen aus dem religiösen und bürgerlichen Leben jammern, kann man nur raten, sich nach Rußland zu begeben und die Wirkungen dessen, was ihnen Supranaturalismus und erstrebenswert dünkt, dort mit eignen Augen zu beobachten. Haben etwa die 117 Feiertage — nahezu ein Drittel des Jahres! —, mit denen die russische Kirche gesegnet ist, und von deren Reduktion bei ihrem schrullenhaften Traditionalismus keine Rede sein kann (als ob die alte Kirche mehr als den zehnten Teil der heutigen Feste gekannt hätte!), haben all die endlosen Gottesdienste, mit denen sie begangen werden, die zahllosen Kniebeugungen usw., die zu ihrer Feier gehören, dem russischen Volke etwa den Ruf gesünderer Religiosität, weitergehender Durchdringung mit dem Geiste Christi, soliderer bürgerlicher Tugend eingebracht? Von allem verlautet das Gegenteil. Gewiß ist der Russe, soweit er noch gläubig ist, was allerdings bei den obern Zehntausend zu den Seltenheiten gehören soll, bei der Feier der Liturgie ergriffen, sie rührt ihn zu Zähren; die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes tritt ihm da gleichsam leibhaftig vor Augen, und sie erfüllt ihn auch mit Liebe gegen seinen Nebenmenschen. Es ist anerkannt, daß die Wohltätigkeit nirgends umfangreicher und freudiger geübt wird als in Rußland. Aber im ganzen werden die praktischen Folgerungen, zu denen der christliche Glaube drängt, nirgends so peinlich vermißt wie bei den bigotten Russen, hat der Sauerteig des Christentums das Leben so wenig durchdrungen wie bei ihnen. Dieser bedenkliche Mangel rührt von dem Fehlen jeder ernstlichen religiösen Unterweisung her.

* * *

Ein zweiter augenfälliger Unterschied des römisch-katholischen Gottesdienstes vom orthodoxen liegt nämlich in der **Predigt**, ohne die ein regelrechter Pfarrgottesdienst bei uns undenkbar ist, während die orthodoxe Kirche sie auf dem Lande gar nicht und auch in Städten nur ausnahmsweise kennt. Ja ihre Hierarchie zeigt eine ausgesprochene Abneigung gegen die Predigt. Als in verschiedenen Städten Rußlands wie auch anderer Länder im Bereich der orthodoxen Kirche einzelne Geistliche Predigten veranstalteten, strömte zwar das Volk

freudig hinzu, von oben herab aber wurde das Beginnen möglichst erschwert, wenn nicht ganz untersagt. Vielleicht, um nicht den verhaßten Abendländern ähnlich zu werden, vielleicht auch, weil die Predigt sich großer Beliebtheit bei den zahlreichen russischen Sekten erfreut, die durch sie hauptsächlich Anhänger gewinnen. Freilich sollte man meinen, daß eben diese Beobachtung für die Großkirche ein Antrieb sein müßte, auch ihrerseits dieses Mittels sich zu bedienen, um ihre Kinder festzuhalten und den Sektierern den Wind aus den Segeln zu nehmen. Aber zu der Erkenntnis, daß nur eine Festigung von innen heraus, durch Unterweisung und Belehrung, die Gläubigen gegen Verführung schützt, hat sich die russische Hierarchie noch nicht erschwungen, oder sie fühlt sich zu einem solcher Erkenntnis entsprechendem Handeln außerstande. Durch Absperrung und Polizeimaßregeln, mit denen man es früher teilweise auch bei uns zum eignen Schaden versuchte, glaubt sie ihre Schäflein schützen zu können. Wie trügerisch diese Hoffnung ist, zeigt die stets wachsende Zahl und der stets zunehmende Anhang der Sekten. Schutzlos der Agitation der Sektierer preisgegeben, wird das Volk allzuleicht ein Opfer jedes geistlichen Abenteurers, der sich als Gottgesandter einführt. Priester wie der bekannte Gapon, welche der Hierarchie spotten und auch vor der sonst heilig gehaltenen Person des Zaren nicht haltmachen, gewinnen zahlreiche Anhänger und werden der Kirche und dem Staate gleicherweise gefährlich. Es zeigt sich auch hier, daß die Predigt und der religiöse Unterricht der Gradmesser ist für die Bildungsstufe eines Volkes überhaupt. Der höchsten Schätzung erfreut sich die Predigt in Deutschland, wo auch die Volksbildung die höchste ist und Analphabeten zu den Ausnahmen gehören. Vielleicht hat hier das Nebeneinander der Konfessionen, die Notwendigkeit beständiger Auseinandersetzung einen günstigen Einfluß geübt. Indem hier die öffentlichen Schulen einen systematischen Religionsunterricht in ihren Lehrplan aufgenommen haben, unterscheiden sich die Länder deutscher Zunge zu ihrem großen Vorteil von denen aller andern Staaten. Die romanischen Länder zeigen weder dieses Interesse für eine geordnete religiöse Unterweisung der Jugend noch für eine regelmäßige Predigt, entsprechend dem niedrigern Stande des Volksschulwesens und der viel größern Zahl der Analphabeten. In Rußland beträgt diese nach O. Hoetzsch, einem der gründlichsten Kenner des Landes, „sicher erheblich über 80 Prozent, im europäischen Teile 77 Prozent". Also das schon angedeutete Verhältnis zwischen religiösem Unterricht und allgemeiner Volksbildung auch hier. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt der Kampf unseres östlichen Nachbars

zugunsten der Kultur gegen deutsche Barbarei eine besonders interessante Beleuchtung.

Zur Erteilung des Unterrichts gehören freilich die entsprechenden Kräfte, und hier zeigt sich der tiefste Grund aller Bildungsmängel im russischen Volke. Im Abendlande hat, lange bevor Staat und Gemeinde sich ihrer Pflicht nach dieser Richtung besannen, die Kirche die Erziehung der Völker und die Bildung der Jugend in die Hand genommen. Kloster-, Dom-, Stifts- und Pfarrschulen waren die ersten und lange einzigen Stätten, wo die Unterrichtsgegenstände unserer heutigen Volks-, Mittel- und Hochschulen gelehrt wurden. Was leistet in diesem Punkte der russische Klerus?

* * *

Zur Beantwortung dieser Frage sind einige Worte zu seiner Charakteristik nötig. Er zerfällt, wie der römisch-katholische in einen säkularen und regularen, in Welt- und Ordensklerus, auch weißer und schwarzer Klerus genannt. Der erstere steht in jeder Hinsicht tiefer. Genügt ja für den niedern Kirchendienst (bis zum Diakon) schon das geringe Maß von Kenntnissen, wie sie eine Dorfschule vermittelt. Von dieser geht der Knabe über in eines der 58 Seminare, wo er Wohnung, Kost und Unterricht unentgeltlich erhält. Letztern hat man freilich nicht unzutreffend Abrichtung genannt. Er reicht gerade aus, daß der Pope die Kirchenbücher notdürftig versteht und die liturgischen Funktionen besorgen kann; zu einer systematischen Predigt, zu einem apologetischen Vortrage oder gar zur Auseinandersetzung mit einem wohlgeschulten Gegner reicht er nicht aus. Das hat für Griechenland auch der Metropolit von Athen anerkannt, indem er gleichzeitig die Notwendigkeit der Predigt zugab; denn nicht alle Kleriker können die gutbesetzte theologische Fakultät der Universität Athen besuchen. In Rußland aber gibt es überhaupt keine Universität mit theologischer Fakultät. Nur vier geistliche Akademien bestehen (in Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan), an welchen eine kleine Zahl begabterer und strebsamerer Theologen, nachdem sie das Seminar durchlaufen haben, eine höhere Bildung erlangen können. Übrigens sind die Zöglinge dieser Akademien nicht zum geistlichen Berufe gezwungen, weshalb viele nachmals zu einem weltlichen übergehen. Wenn man aus deren späterm Verhalten einen Rückschluß auf den Geist machen darf, der in jenen Räumen umgeht, so fällt nach einem Kenner der Verhältnisse das Urteil in hohem Grade ungünstig aus. Eine nicht geringe Zahl von Nihilisten, Ungläubigen, Materialisten haben die empfänglichen und eindrucksfähigen Jünglingsjahre, die fürs ganze Leben entscheidend werden, in diesen Anstalten verbracht — eine

bei geistlichen Erziehungsanstalten auch sonst bisweilen zu machende Wahrnehmung: das Zuviel von Überwachung und religiösen Übungen und das Zuwenig an kritischer Schulung führt die Sklaven, wenn sie die Kette gebrochen, leicht ins andere Extrem. An Widerstandsfähigkeit gegen die Anfechtungen des Unglaubens hat der deutsche Priester, der entweder an der Universität mit den Kandidaten anderer Berufe, oder an einem Seminar durch Professoren mit Universitätsschulung seine Ausbildung erhalten hat, stets seine Überlegenheit über die Zöglinge abgesonderter theologischer Fachschulen bekundet, und daneben den größten Einfluß aufs Volk wie auf die gebildeten Stände geübt.

Der mangelhaften Ausbildung des russischen Popen entspricht seine soziale Stellung und seine Bezahlung. Letztere ist so kläglich, daß nicht einmal er, geschweige seine Familie — denn er muß verheiratet sein — davon leben kann. So ist er auf Nebeneinkünfte (z. B. für Hauseinsegnung an Ostern und Neujahr) angewiesen, die vielfach in Naturalien, womöglich auch Schnaps bestehen, wodurch der Pope ans Trinken gewöhnt und durch die in seinem Stande sehr häufige Trunkenheit zum Gespötte der Gemeinde wird. Ehrenwerte Ausnahmen vermögen die Regel nicht umzustoßen, die durch die amtlichen Konduitenlisten mit ihrer ständigen Frage über diesen Punkt tatsächlich bestätigt wird. Ein Verhängnis für die weiße Geistlichkeit war der bis vor kurzem bestehende Zwang, daß die Popensöhne den Beruf des Vaters ergreifen mußten, ohne daß man gefragt hätte, ob sie sich für ihn eignen oder ihn lieben. Durch solche Verkehrtheit wurde ein geistliches Proletariat gezüchtet, das einen Umsturz der bestehenden Verhältnisse herbeisehnte, durch den es nur gewinnen und nichts verlieren konnte. Die infolgedessen seit Jahrzehnten im russischen Klerus angehäufte Unzufriedenheit kam in der Revolution von 1905, zu welcher Popensöhne ein erschreckend starkes Kontingent stellten, zu elementarem Ausbruch. Wo die ganze Lage so nach Hilfe schreit, wie im Seelsorgeklerus Rußlands, da ist die Stimmung zur Revolution natürlich. Namentlich weil dem Popen nach der bisher bestehenden kirchlichen Ordnung jede Möglichkeit einer Beförderung oder Besserstellung abgeschnitten ist. Die höhern Kirchenstellen, etwa das Amt eines Bischofs oder auch nur eines Lehrers an einer geistlichen Akademie, sind ihm verschlossen: Sie werden ausschließlich mit Angehörigen des schwarzen, das heißt des Ordensklerus, besetzt. Hier zeigt sich ein eigentümlicher Widerspruch in der Auffassung der orthodoxen Kirche. Wenn die Ehe für den Weltklerus obligat ist, so muß sie doch nicht nur an sich gut sein, sondern auch den

Vorzug vor dem Zölibat verdienen. In der Tat rühmt sich die morgenländische Kirche, daß sie diesen nicht hat, und macht ihn der abendländischen zum Vorwurf. Warum ist aber dann dem Bischof die Ehe nicht gestattet, warum ist der verheiratete Geistliche vom Bischofsamt ausgeschlossen, warum darf der verwitwete Pope nicht wieder sich verehelichen?

Sei dem wie ihm wolle, die Ordnung besteht einmal, und sie gibt dem Klostergeistlichen tatsächlich einen höhern Rang als dem Weltgeistlichen. Jener stellt denn auch die Aristokratie im Klerus dar und vertritt einen starren Konservatismus, weil er an der Erhaltung des Bestehenden ebenso interessiert ist, wie sein minderer Amtsbruder an dessen Umsturz. Der bösen Welt steht er schroff ablehnend gegenüber, für die Bedürfnisse der Gegenwart, für die berechtigtsten Forderungen einer Verbesserung ist er schlechthin unzugänglich. Mit dem abendländischen Ordensstande ist dieses griechisch-russische Mönchtum gar nicht zu vergleichen. Selbst jeder Entwicklung bar, die Mönchsregeln des vierten Jahrhunderts ohne jede Änderung beibehaltend, hat es keinerlei Sinn für eine Entwicklung, einen Fortschritt in Kirche oder Staat. Während die abendländische Kirche entsprechend den Verhältnissen und Bedürfnissen der verschiedenen Zeiten neue Orden hervorgebracht hat, während von einem hl. Benedikt, einem hl. Bernhard, einem hl. Franz von Assisi, Dominikus, Ignatius von Loyola u. a. lebendige Segensströme ausgingen, ist im Orient alles stabil geblieben. Das griechische Mönchtum ist nur *eines*, die Gliederung in verschiedene Orden mit verschiedenen Aufgaben und Pflichten ist ihm unbekannt.

Gleichwohl besteht ein beträchtlicher Unterschied zwischen Kloster und Kloster wie zwischen Mönch und Mönch nach Lebenshaltung und Bildungsgrad. Manche Klöster in rauher Gegend bieten ihren Insassen nur ein kümmerliches Dasein, und auch aus solchen gehen bisweilen einzelne besonders Strebsame hinweg, um in Waldeseinsamkeit auch bei strengster Winterkälte in ärmlichster Hütte zu leben und nur am Sonntag oder gar nur an hohen Festen im Kloster zu erscheinen und sich bescheidenen Lebensunterhalt zu holen. Andere Klöster aber besitzen ein fürstliches Vermögen, dessen Verwaltung sie tief in die Händel der Welt hineinzieht. Unter ihren Mönchen begegnete ein Besucher „gar manchem, der in jungen Jahren den Lebenskelch rasch genossen und früh ermüdet und erschöpft, auch in seinen Geldmitteln, nun einen gemächlichen, sorgenlosen Lebensabend hinter Klostermauern verbringen will". In solchen Klöstern fehlt natürlich die *Stimmung* für Wissenschaft oder Kunst, in andern, wo täg-

lich 12 und 14 Stunden auf gottesdienstliche Übungen verwandt werden, Zeit und Kraft. Welche Verdienste hat sich der Orden des hl. Benedikt um Erhaltung der Reste griechischer und römischer Literatur und deren Überlieferung auf eine spätere Zeit erworben, wie machtvoll steht der Bau der Scholastik, hauptsächlich von Angehörigen der Bettelorden aufgeführt, vor unsern Augen, und mit welcher Bewunderung schaut der Kunsthistoriker zu den Werken auf, die ein Frà Angeliko und zahllose andere „Kunstgenossen der Klosterzelle" geschaffen haben! Von all dem in russischen Klöstern wenig oder gar nichts. Am ehesten noch von Erzeugnissen der Kunst. Aber daß sich auch auf diesem Felde keine Blüte entfalten könne, dafür sorgen schon die erwähnten Anschauungen und Vorschriften. Dagegen auf dem Gebiete der Wissenschaft, sogar der theologischen, hat das russische Mönchtum ebenso wie das spätere griechische überhaupt so gut als nichts geleistet. Die ganze Gottesgelehrtheit der morgenländischen Kirche ist mit dem hl. Johannes von Damaskus im 8. Jahrhundert zum Abschluß gekommen. Als im Mittelalter der Versuch gemacht wurde, die abendländische Scholastik, diese nach der Meinung mancher so ganz verknöcherte Theologie, den Griechen zu vermitteln, wurde diese als — Rationalismus zurückgewiesen. Auf dem Gebiete weltlicher Wissenschaften darf man natürlich noch weniger etwas erwarten. Das zeigen schon die traurigen Bibliotheksverhältnisse. Büchersammlungen hat der protestantische Theologe Dalton in den meisten von ihm besuchten Klöstern Rußlands kaum vorgefunden, und wenn, so standen sie an entlegenen Orten unbenutzt, verstaubt. Die russischen Mönche, meint er ironisch, scheinen mit Eifer auch der Welt entflohen zu sein, die sich in den Büchern erschließt. Welcher Unterschied auch hierin gegenüber den abendländischen Klöstern! Diese hatten im Laufe der Jahrhunderte Handschriften- und Bücherschätze aufgehäuft, die heute, nachdem die stillen Stätten literarischen Schaffens längst dem Zeitgeiste zum Opfer gefallen sind, die Zierde und der Stolz unserer staatlichen Bibliotheken und Gegenstand eifrigen Studiums für unsere Gelehrten sind.

Unsere großen Benediktiner- und Chorherrenstifte waren aber nicht nur Freistätten der Wissenschaft, sie waren zugleich, wie schon angedeutet, Institute der Jugenderziehung. Neben den Dom- und Pfarrschulen standen in regem Wetteifer die Klosterschulen. Die Namen Fulda, Reichenau, St. Gallen fürs Mittelalter, St. Blasien, St. Emmeram für die neuere Zeit gemahnen an ruhmvolle Epochen christlicher Wissenschaft. Vergebens sucht man ihresgleichen unter den russischen Klöstern. Nicht einmal das berühmte, altehrwürdige

Höhlenkloster in Kiew, von welchem die Christianisierung Rußlands ausging, kann den Vergleich aufnehmen, so groß auch seine Verdienste auf kirchlichem Gebiete sind. Ist es nicht beschämend, wenn O. Hoetzsch feststellt, daß aus den nach Hunderten von Millionen zu berechnenden Mitteln der russischen Klöster noch unmittelbar vor dem Kriege ganze 700 000 Rubel für Unterrichtszwecke verwendet wurden? Nicht nur, daß die russische Kirche dem Staate in Gründung von Schulen nicht vorangegangen; auch in unsern Tagen entschloß man sich zur Schaffung von Kirchengemeindeschulen nur, um den Semstwos (Selbstverwaltungskörperschaften in Gouvernements und Kreisen) nicht das Unterrichtswesen allein zu überlassen. An Leistungen stehen die kirchlichen Schulen hinter den weltlichen ohnehin weit zurück. Ein solches Verhalten des Klerus in einem unermeßlichen Reiche, das an Kultur so arm ist, erklärt die weitgehende Entfremdung zumal der Gebildeten von der Kirche und namentlich auch die Abnahme des Zuzugs zu den Männerklöstern, die auf die gebildeten Kreise angewiesen sind, während die Nonnenklöster ihre Aufgaben besser zu erkennen und wahrzunehmen pflegen, darum auch genügenden Nachwuchs erhalten. Dem einfachen Volke freilich ist auch der Mönch immer noch eine Art höheres Wesen, viel mehr als der Pope; nicht an diesen, sondern an jenen wendet es sich in einem Anliegen: er ist der Freund Gottes, dem nicht leicht ein Gebet unerhört bleibt, und darum Vertrauensmann des Volkes. Allerdings hat man auch beobachtet, wie eine Bäuerin einem Mönch eine Gabe reicht, damit er vor einem Heiligenbild für sie bete, sie selbst aber steht während seines Gebetes teilnahmlos daneben — ein weiteres Symptom für den Glauben an eine magische Wirksamkeit des Gebetes.

* * *

Von einer Kirche, die sich um die kulturelle Hebung des Volkes so wenig bemüht, von einem Klerus, der sich teils hinter Klostermauern zurückzieht, teils selbst nicht merklich über das Bildungsniveau seiner Gläubigen emporragt, läßt sich ein Einfluß auf die gebildete Welt, wie er bei uns vom geistlichen Stand ausgeht, selbstverständlich nicht erwarten. So ist denn ausgesprochener Atheismus und Materialismus in der russischen „Gesellschaft" gang und gäbe, oft sogar bei solchen, die sich vor den Heiligenbildern bekreuzen. In den Tagen der Jugend und Gesundheit kümmern sich viele Russen wenig oder gar nicht um die Kirche, die dem Gesunden, Tätigen nichts zu sagen hat, in die erst der Schwache, der Hinfällige sich flüchtet. Sie hat ihre Kinder zum Leiden und Dulden erzogen,

das in einem Staate wie Rußland so wichtig ist; alle Kräfte, die sie erzeugt, sind mehr aufs Ertragen als aufs Schaffen angelegt. Daß man mit Gottes Hilfe eine Umgestaltung der Verhältnisse anstreben könnte und dürfte, daran denkt der Russe nicht leicht, das würde er wie Unzufriedenheit mit Gottes Fügung empfinden. „Der Unterschied zwischen Ruhe und Bewegung, Beschaulichkeit und Arbeit, passivem Dulden und aktivem Kampfe gegen das Böse — das ist es, was die griechisch-orthodoxe Kirche von dem Katholizismus und Protestantismus trennt; und da die Religion die Seele der Nation ist, so trennen diese Gegensätze auch Rußland von den westeuropäischen Völkern."

Freilich glaubten die sogenannten Slawophilen, die unter Nikolaus I. und Alexander II. über den von beiden Zaren ausgehenden Druck zu trösten und die Forderungen der sogenannten Westler zu bekämpfen suchten, in diesem Gegensatze geradezu den Ruhmestitel Rußlands sehen zu sollen. Wie namentlich Alexei Chomjakow (1804—1860) beweisen wollte, ist die russische Kultur der westeuropäischen überlegen, und zwar hauptsächlich infolge der Religion. Indem das Zarenreich das Christentum in der reinen Form der orthodoxen Lehre übernahm, habe es mit deren Hilfe eine höhere und vollkommenere Kultur erreicht als Westeuropa. Diesen idealen Zustand habe Peter der Große, der sein Reich der abendländischen Kultur öffnen wollte, gestört, und es sei notwendig, von seinen Reformen, in denen die „Westler" das Heil sehen, auf den alten Weg zurückzukehren. Der „verfaulten Kultur des Westens" hielten sie die „unverdorbene Natur" des russischen Volkes entgegen. Auch heute regen sich wieder solche slawophile Gedanken. Sie wären berechtigt, wenn die französischen pornographischen Romane, die man den Russen übersetzte, die prägnantesten Vertreter westeuropäischer Kultur wären, wovon sie weit entfernt sind. Wahre Kultur hat derlei Erzeugnisse entrüstet abgelehnt. Gegenüber solch zweifelhaften Leistungen konnte man leicht die Russen als die bessern und zivilisiertern Menschen hinstellen; ein objektiver Vergleich wird zu ganz andern Ergebnissen gelangen. Der wirkliche Grund der Absperrung ist nicht selten das Bewußtsein der großen Überlegenheit der Abendländer, von welcher z. B. der russische Bauer darum keine Ahnung haben darf, um nicht zur Erkenntnis seiner traurigen Lage zu kommen.

Daß die orthodoxe Kirche eine hohe Sittlichkeit in ihrem Volke begründet habe, kann ohne eklatante Verletzung der Wahrheit nicht behauptet werden. Das liegt auch gar nicht in ihrer Tendenz. Sie ist gegen die reale Welt durchaus gleichgültig; sie hat gar kein

Bedürfnis und keine Neigung, dem religiösen Lichte den Weg zur Materie, zum Leben, zu den menschlichen Beziehungen zu bahnen. Bezeichnend hierfür ist, daß die griechisch-orthodoxe Theologie mit einer wissenschaftlichen Behandlung der christlichen Moral sich nie befaßte. Die Mystik, die in den Klöstern gepflegt wurde, bot hierfür keinen Ersatz. Die östliche Kirche hat von jeher ihr ganzes Bemühen auf die Entwicklung der trinitarischen und christologischen Lehren, auf die Theologie im engsten Sinne beschränkt. Sie hat keinen Augustinus hervorgebracht, der dieser die anthropologischen Lehren ergänzend zur Seite gestellt, die Brücke zwischen göttlicher Leitung und menschlicher Handlung gewiesen hätte. Aber nirgends ist diese Trennung von Religion und Sittlichkeit auffälliger als in der russischen Kirche. Hier findet sich gelegentlich neben eifrigster Beobachtung der kirchlichen Zeremonien die tiefste sittliche Verkommenheit, Verlogenheit und Betrügerei. Unterschlagungen sind ja in allen europäischen Ländern vorgekommen, aber die öffentliche Stimme ist darüber einig, daß sie nirgends so im großen und so ohne alle Scham betrieben wurden wie im orthodoxen Rußland, dessen Beamte im Ruf einer unglaublichen Bestechlichkeit stehen. Auch wußten die Zeitungen zu berichten, wie die zur Propaganda für ihre Kirche nach Galizien gesandten russischen Geistlichen durch große Diebstähle und durch Unsittlichkeit schweres Ärgernis gaben.

Noch abstoßender wurde die Verletzung des christlichen Sittengesetzes, wenn sie unter dem Aushängeschild der Ausbreitung und Verteidigung der reinen Lehre begangen ward und durch diesen guten Zweck geheiligt werden sollte. Rußland hat bei all seinen Eingriffen in die Türkei und bei allen seinen Kriegen mit dieser den Schutz der orthodoxen Glaubensbrüder als Grund angegeben und damit das Wort des Völkerapostels, daß Frömmigkeit zu allem nütze sei, in seiner Weise auch für die Politik bewahrheitet. Es ist aber bekannt, daß kaum ein zweites Land so frei von allen Skrupeln war bei der Wahl seiner Mittel wie eben das glaubenseifrige Zarenreich. Immer kamen Christenverfolgungen in der Türkei vor, wenn Rußland sie brauchte, um den Vorwand zu einer Einmischung zu finden, und der Meuchelmord ist längst zum geläufigen Hausmittel moskowitischer Politik geworden. Wie die Massen„bekehrungen" zum orthodoxen Glauben seit vielen Jahrzehnten herbeigeführt wurden, ist bekannt, wenn auch selten einem Zaren die Wahrheit darüber so rückhaltlos und so beschämend gesagt wurde, wie einem Nikolaus I. von Gregor XVI.

Einzig in seiner Art ist schließlich das Verhältnis der russischen Kirche zum Staat. Im Osten war es früher

zum Grundsatz geworden — römischerseits nannte man ihn das mal byzantin, die byzantinische Krankheit —, daß eine selbständige Nation auch ihr selbständiges Kirchenoberhaupt haben müsse. So besitzt denn nicht nur Rußland, sondern auch jeder einzelne der im 19. Jahrhundert vom Türkenreich losgerissenen Balkanstaaten seinen eignen Patriarchen bzw. Metropoliten, der indes den Zusammenhang mit dem ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel in der Weise wahrt, daß er jenem den Ehrenvorrang zuerkennt und meist auch von ihm das Myron (heiliges Salböl) bezieht. Nur Rußlands und seit 1882 auch Rumäniens Kirche bereiten letzteres selbst, während jene Bulgariens es von Rußland erhält. Die Abhängigkeit einer Kirche, deren Grenzen mit denen des Staates zusammenfallen, von dem Gutdünken der weltlichen Macht, ihre Erniedrigung zum gefügigen Werkzeuge der Politik, liegt nahe genug. Aber in keinem andern Staate ist diese Sklaverei so ausgesprochen wie in Rußland, in keinem freilich auch so wenig empfunden wie hier, weil man längst an sie gewöhnt ist. Die Hierarchie ist ganz von politischen und bureaukratischen Gesichtspunkten geleitet, sie arbeitet durchweg im Einverständnis und mit Unterstützung des Staates, der in der Einheit der Religion eine Bürgschaft der nationalen Einheit erblickt. Tatsächlich hat denn auch die russische Kirche dem Staate überaus viel genützt, indem sie durch das Band der Religion die verschiedenartigen Bestandteile des Reiches zusammenhielt und bei ihrer engen Verbindung mit dem Staate die ihr entgegengebrachte Liebe und Anhänglichkeit auch auf diesen übertrug. Als selbstverständlichen Entgelt hierfür hat sie die Mitwirkung des weltlichen Armes um so unbedenklicher jederzeit angenommen, als sie, stets auf das weltliche Schwert vertrauend, das geistige Schwert zu führen völlig verlernt hat. In erster Linie ist es denn auch der Staat, welcher die gewaltsame Überführung der römisch-katholischen und protestantischen Untertanen zur orthodoxen Religion betrieb, weil er in dieser auch einen politischen Schutz gegen die andersgläubigen christlichen Nachbarn sah. Die restlose Vermischung kirchlicher und staatlicher Interessen hat bewirkt, daß das Volksgefühl und das religiöse Gefühl dem Russen völlig eins ist. Seine Heimat ist ihm das „heilige Rußland", der Zar der Statthalter des himmlischen Herrschers, sein Volk um des wahren Glaubens willen das von Gott vor allen andern bevorzugte, das ein Recht auf Weltherrschaft besitzt. So haben die gewaltigen Ausdehnungsbestrebungen dieses Reiches einen Rückhalt im Volke, entsprechen dessen Vorstellungen von seinem weltgeschichtlichen Berufe.

Seit Peter dem Großen (1689—1725) war es das Ziel der russischen Politik, die Türken aus Europa zu vertreiben und Konstantinopel zur zweiten Hauptstadt Rußlands zu machen. Mittel zur Erreichung dieses Zweckes war die Schwächung und Zerstückelung des osmanischen Reiches durch Loslösung der christlichen Balkanstaaten. Indem nun die Nachfolger Peters diese Loslösung unter dem Vorwande betrieben, die christlichen Glaubensbrüder vom Joche der Ungläubigen zu befreien, machten sie ihre Politik nicht nur im eignen Lande populär, sondern hatten auch nach außen den doppelten Vorteil, einmal dem Gegner am Bosporus ein Stück seiner Macht um das andere zu entreißen, sodann aber als Schutzherren der orthodoxen Kirche die Sympathien und die Dankbarkeit der Balkanvölker und damit maßgebenden Einfluß auf ihre Staaten zu gewinnen. Diese sollten zu einem Staatenbunde unter Führung des nordischen Reiches zusammengeschlossen und, wenn die Saat dieser Politik gereift, ihm einverleibt werden. Zur Unterstützung des durch die gemeinsame orthodoxe Religion geschaffenen kirchlichen Bindemittels konnte die Zugehörigkeit zur einen slawischen Völkerfamilie, die ebenso die Russen wie die Balkanvölker und viele österreichische Untertanen in sich schließt, benützt werden. So ging aus dem System der Slawophilen der Panslawismus hervor, der in verschiedenen Formen auftritt und am gegenwärtigen Kriege wesentlich mitschuldig ist.

Jenem Programm gemäß hatte Rußland bei den Unabhängigkeitskämpfen aller Balkanstaaten seine Hand im Spiele. Die Taktik war überall dieselbe. Zuerst wurden Verschwörungen und Aufstände unter dem Deckmantel der Religion angezettelt, und deren Niederschlagung durch die türkische Herrschaft wurde dann als Christenverfolgung bezeichnet und gab dem nordischen Schutzherrn den Vorwand zum Eingreifen. England ist erfolgreich bei seinem ehemaligen Rivalen und heutigen Bundesgenossen in die Schule gegangen. Die Notwendigkeit, für die neuen Staaten auch die kirchliche Selbständigkeit zu schaffen, konnte mit der weitgehenden Abhängigkeit des Konstantinopolitanischen Patriarchen vom Sultan begründet werden. Für die Staatsweisheit an der Newa hatte sie aber noch einen viel wichtigern Grund. Die in der türkischen Hauptstadt um den Patriarchen sich scharenden Griechen (Phanarioten genannt nach dem Stadtteil Phanar, den sie bewohnten) hatten nämlich bald nach deren Eroberung durch Muhammed II. (1453) das Ziel ins Auge gefaßt, das Reich der Osmanen zu zerschlagen und auf dessen Trümmern das alte griechische Kaiserreich wiederherzustellen, in das auch die übrigen Balkanvölker wie ehemals hereingezogen werden sollten.

Zu diesem Zwecke betrieb man unablässig die Hellenisierung der letztern, besonders durch Besetzung ihrer Bischofsstühle mit Griechen. Solchem Bestreben arbeitete Rußland am wirksamsten entgegen, indem es die neuen Staaten auch kirchlich selbständig machte und sie dadurch von der Herrschaft des ökumenischen Patriarchen, durch den die Hellenisierungsarbeit geschehen war, endgültig befreite. Noch wertvoller war es für die Petersburger Pläne, daß der Phanar die bulgarische Kirche für schismatisch erklärte und ihr Oberhaupt in den Bann tat, weil dadurch der alten nationalen Spannung der Bulgaren gegen die Griechen Bestand gesichert wurde. Das Myron, mit welchem der allerheiligste Synod freundnachbarlich aushalf, war natürlich nicht nur zur religiösen Einsalbung der Bulgaren bestimmt. So war den Träumen der Panhellenisten der reale Boden entzogen. Aber auch Bulgarien sollte erfahren, daß der Zar keine fremden Götter neben sich dulde. Als es zu den großbulgarischen Aspirationen zurückkehrte, zu deren Verwirklichung die Herrschaft über den Balkan mit Einschluß von Byzanz gehörte, wurde durch Intrigen (Verdrängung des Fürsten Alexander von Battenberg) und Meuchelmord (Minister Stambulow) die Sicherheit des Staates unterwühlt, und als alles erfolglos war, sollte der zweite Balkankrieg durch den Treubruch der Bundesgenossen Bulgarien so schwächen, daß ihm für immer die Lust verginge, gegen den russischen Stachel zu lecken. Die Novemberstürme 1915 haben freilich eine ganz andere Lage geschaffen. Wäre umgekehrt Serbien durch den von Rußland mitheraufbeschworenen Weltkrieg emporgestiegen und hätte seine großserbischen Pläne wiederaufzunehmen vermocht, so wäre ihm zweifellos die Petersburger Diplomatie mit derselben Gewalttätigkeit in den Arm gefallen, wie vordem dem Hause Obrenowitsch. Auch Rumänien, das im türkischen Kriege die Kastanien für Rußland aus dem Feuer geholt, erfuhr die orthodoxe Bruderliebe, indem es zum Dank für alles 1878 das südliche Bessarabien für die minderwertige Dobrudscha austauschen mußte.

Mag es dem russischen Volke ernst sein mit dem Eifer für den orthodoxen Glauben, seiner Regierung ist er sicher nur Aushängeschild. Sie hat durchweg nach dem Grundsatz divide et impera gehandelt, hat eine Nation und eine Nationalkirche ganz nach augenblicklichen politischen Zwecken gegen die andere ausgespielt. So groß auch die Unterschiede zwischen Rußland und England sind, in puncto Heuchelei ist eines des andern würdig. Aber es scheint fast, als ob das Sprichwort, daß ehrlich am längsten währt, endlich sogar in der Politik Geltung erlangen sollte.

Ob die russische Kirche aus dem diesmaligen Weltkriege Gewinn ziehen wird? Sicher nicht nach außen; denn die von der Politik Rußlands so schnöde betrogenen Serben werden auch mit dessen Kirche so wenig einen Bund eingehen wollen, wie die dem russischen „Schutze" glücklich entronnenen Bulgaren. Diese werden auf das Myron aus Petersburg gerne verzichten und es sich lieber selbst bereiten. Griechen und Rumänen aber, bei denen ohnehin das Band gemeinsamen Slawentums nicht in Betracht kommt, werden in der Zugehörigkeit zum orthodoxen Glauben nur so lange eine Aufforderung zum engern Anschluß an die Kirche Rußlands sehen, als ihnen politische Vorteile winken. Solche aber sind für jene Völker, die den Besitz von Konstantinopel als wesentlichen Bestandteil der Verwirklichung ihrer nationalen Träume betrachten, von dem selbst nach der Perle des Bosporus lüsternen Zarenreich schwerlich zu erhoffen. Einsichtsvolle Staatsmänner werden sich nicht der Illusion hingeben, daß der russische Bär bei endgültiger Teilung der Beute gegen die kleinern Jagdgenossen rücksichtsvoller verfahren würde als der Löwe in der Fabel. Rumänien hat seine Erfahrungen in dieser Hinsicht schon gemacht.

Ein innerer Gewinn für die russische Kirche durch den Krieg scheint ebenso ausgeschlossen. Die Verarmung, die seine notwendige Folge sein wird, läßt sie noch weniger für Ausbildung des Klerus und eine nur dadurch mögliche kulturelle Hebung des Volkes tun. Einzig zu trösten und zum Dulden anzuhalten wird sie imstande sein; aber die Kreise derer, die dadurch zufriedengestellt werden können, dürften immer enger werden. Ja, wenn neue Semstwo-Schulen entstehen und durch sie die entsetzlich hohe Zahl der Analphabeten zurückgeht, wird die Entfremdung von der Kirche sicher weitere Fortschritte machen. Eine wirkliche Erneuerung ist nur möglich durch Beseitigung alles dessen, was zu den bisherigen Mißerfolgen geführt hat. Vor allem ist die Heranbildung eines Klerus anzustreben, der der heutigen Welt etwas zu bieten, sie mit dem Sauerteige des Christentums zu durchdringen vermag und sich nicht mehr von ihr abzuschließen braucht. Sodann muß aber auch die Absperrung nach außen, zumal gegen die westeuropäische Kultur durchbrochen werden. Vae soli! Wenn sich die russische Kirche nicht zutraut, ihren Gläubigen die Vorteile der modernen Errungenschaften und zumal das Nachahmungswerte an den abendländischen Religionsgemeinschaften zugutekommen zu lassen, ohne sie in der Treue gegen sich wankend zu machen, dann hat sie sich selbst das traurigste Armutszeugnis ausgestellt. Gelingt ihr aber jene Förderung ohne diese Schädigung, lernt sie,

sich auf eigne Füße zu stellen, so kann sie durch kriegerische Miß-
erfolge niedergedrücktes Volk nicht nur trösten, sondern es auch
befähigen, selbst eine größere Zukunft heraufführen zu helfen.

Kurland

Hanny Brentano (Wien)

Als gleich nach Kriegsbeginn, Anfang August 1914, der deutsche Kreuzer „Augsburg" die kurische Hafenstadt Libau — oder, nach russischer Bezeichnung: den Kriegshafen Alexanders III. — beschossen hatte, richtete sich mit einem Schlage die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf das Baltenland, die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands: Est- Liv- und Kurland. Bis dahin hatte man sich — abgesehen von einem vorübergehenden Aufhorchen während der lettischen Revolution 1905/06 — herzlich wenig um das Schicksal dieser Provinzen bekümmert und war selbst in ihrem deutschen Mutterlande sehr schlecht über sie unterrichtet. Man wußte so gut wie nichts von dem kraftvollen Blühen deutscher Kultur drüben am Westrande des gewaltigen Zarenreiches, und man blieb gleichgültig, wenn hier und da einmal die Kunde vom tapfern Kampfe dieser kleinen Insel des Deutschtums gegen das grimmig heranflutende Russentnm herüberkam. Jetzt ist die südlichste der drei Provinzen, **Kurland**, seit Monaten in deutschem Besitz; die Grenze zwischen dem Deutschen Reiche und dem „Gottesländchen"[1], wie der Kurländer gern seine Heimat nennt, ist gefallen, um hoffentlich nie wieder aufgerichtet zu werden; und nun wendet sich ein begreifliches Interesse den zurückgewonnenen Stammesbrüdern zu, man will Näheres von ihnen, ihrem Lande, ihrer Geschichte hören, um sie in ihrer Eigenart, die sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet hat, zu verstehen.

Wie Kurland in diesem Kriege bisher ein anderes Schicksal hat als Est- und Livland, so war seine Geschichte auch in der Vergangenheit zeitweise ganz von jener der beiden Schwesterprovinzen getrennt,

---

[1]) Die Bezeichnung soll aus dem 16. Jahrhundert stammen. Damals habe Zar Iwan der Schreckliche bei einem Überfall auf Livland dem Herzog von Kurland sagen lassen, er werde „seines Gottes Ländchen" verschonen. In neuerer Zeit ist die Bezeichnung durch den kürzlich verstorbenen baltischen Schriftsteller Theodor Pantenius, der den 4. Band seiner gesammelten Schriften „Im Gottesländchen" betitelte, volkstümlich geworden.

und es nahm eine selbständige Entwicklung. Der echte Kurländer von altem Schlage betrachtet sich daher auch heute noch, nachdem die alles gleichmachende Russifizierungswalze über alle drei „Gouvernements" hinweggerollt ist, als etwas Besonderes.

Der längst ausgestorbene finnisch-ugrische Volksstamm der kriegerischen, seeräuberischen Kuren, dem das Land seinen Namen verdankt, bildete mit den stammverwandten Esten und Liven die Ureinwohnerschaft des Gebiets an der Dünamündung, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Lübecker Kaufleuten entdeckt wurde. Auch die Letten, indogermanischen Stammes, müssen damals weiter im Lande schon ansässig gewesen sein. Die Ankunft der Lübecker Kaufleute, die auf der Suche nach neuen Absatzgebieten für ihre Waren hinkamen, bildet den Anfang der deutschen Besiedlung des Landes, und so entstand dort am Dünastrande, wo jetzt die deutschen Truppen den russischen gegenüberstehen, die erste deutsche Kolonie. Es ist die älteste Tochter des Deutschen Reiches, die jetzt wieder ins Mutterhaus zurückkehrt.

Von jener ersten Besiedlung angefangen, herrschen durch bald acht Jahrhunderte deutscher Geist und deutsche Sitte im Baltenlande, obgleich die Feinde kein Mittel unversucht ließen, das dem Deutschtum hätte den Tod bringen können, und obgleich die nichtdeutsche Bevölkerung ständig zunahm. Selbst jetzt noch, da von den etwa 750 000 Einwohnern Kurlands nur 6 Prozent Deutsche sind und der übrige Teil aus Letten (76 Prozent), Russen, Juden, Polen, Litauern besteht, macht das ostseeumspülte „Gottesländchen", besonders in seinen Städten und Städtchen, den Eindruck eines deutschen Landes. Ein Beweis für die Lebenskraft und Wurzelfestigkeit dieses unausrottbaren baltischen Deutschtums, das, anstatt mit den Jahrhunderten mürbe zu werden und zu zerbröckeln, nach jedem Angriff nur noch zunahm an Selbstsicherheit und Entwicklungsfähigkeit und die Überlegenheit seines Einflusses auf die Umgebung immer wieder geltend machte. — — —

Etwa um 1180 schloß sich den Lübecker Kaufleuten bei einer ihrer Fahrten ins neuentdeckte Land der Augustinermönch Meinhard aus Holstein an: er wollte den Heiden an der Düna das Christentum bringen, hatte jedoch trotz zehnjähriger eifriger Missionsarbeit wenig Erfolg. Er starb als „Bischof der Liven"; seine Gebeine ruhen in der Domkirche zu Riga, wohin sie in späterer Zeit aus der von ihm erbauten Kirche von Üxküll überführt wurden. Nach ihm bemühte sich der Zisterzienserabt Berthold um die Christianisierung des Landes, aber als der eigentliche Begründer Livlands, wie die junge Kolonie

genannt wurde, gilt Bischof Albert, Domherr von Bremen, der im Frühling 1200 einen Kreuzzug dahin unternahm, 1201 die Stadt Riga erbaute und bald darauf den Orden der Schwertbrüder[1]) begründete, um in ihm bei der Unterwerfung des Landes eine Hilfe zu haben. Auf seinen Ruf kamen stets neue Scharen von Kreuzfahrern ins Land: Edelleute aus Niedersachsen und Westfalen, Handwerker, Kaufleute, Geistliche. Bald entstanden Ritterburgen, Kirchen, Städte; das erorberte Gebiet erstreckte sich bis an den Finnischen Meerbusen und gehörte teils — als Reichslehen — dem Bischof, teils dem Schwertorden. Ruhe aber herrschte noch nicht im Lande; die einheimischen Völker, besonders die Esten, Kuren und der kleine Lettenstamm der Semgallen, der später nach Litauen auswanderte, empörten sich immer wieder gegen die Eroberer und brachten ihnen zuweilen empfindliche Niederlagen bei. Trotzdem konnte Bischof Albert, als er 1229 starb, sich sagen, daß sein Unternehmen geglückt sei: Die Deutschen hatten im Lande Fuß gefaßt. Leider aber begannen nach Alberts Tode die Streitigkeiten zwischen Orden und Bischof, die sich durch Jahrhunderte fortsetzten. Der Schwertorden vereinigte sich 1237 mit dem Deutschen Orden, der kurz vorher mit der Christianisierung Preußens begonnen hatte, nahm mit päpstlicher Erlaubnis dessen Tracht und Regel an und erhielt von ihm Verstärkung und einen eignen Ordensmeister, der jedoch dem Bischof von Riga unterstellt war. Die hieraus entstehenden Zwistigkeiten arteten wiederholt zu erbitterten Kämpfen aus, schwächten das Land, das sich gleichzeitig gegen zahlreiche äußere Feinde — Russen, Polen, Litauer, Dänen, Schweden — zu verteidigen hatte, und endeten erst 1452 mit dem Vertrag von Kirchholm, nach welchem Ordensmeister und Erzbischof sich in die Oberhoheit über Riga zu teilen hatten.

Nach dem Zusammenbruch des preußischen Ordenszweigs durch den polnisch-litauischen Sieg bei Tannenberg (15. Juli 1410) und die ein halbes Jahrhundert später erfolgte Unterwerfung des Ordens unter Polens Oberhoheit, war der livländische Orden auf sich allein angewiesen. Zu hoher Kraftentfaltung gelangte er unter dem Ordensmeister Walter v. Plettenberg (1494—1535), der es verstand, alle Kräfte zu vereinigen und sich mit Moskau — nachdem er die herandrängenden Scharen Iwans III. besiegt hatte — auf guten Fuß zu stellen. Um den Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche, der durch den Untergang des preußischen Ordens gefährdet war, zu

[1]) So genannt nach ihrer Tracht: Weißer Mantel, auf der linken Brusthälfte ein rotes Schwert, überragt von einem roten Kreuz.

sichern, ließ Plettenberg sich auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 zum Reichsfürsten erheben und mit den Hoheitsrechten über Livland betrauen.

Unter Plettenberg begann der Abfall des Ostseegebiets zum Luthertum, trotz aller Gegenbemühungen des Rigaer Erzbischofs Johann v. Blankenfeld. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war das ganze Land bereits lutherisch. Seither ist die Bevölkerung von Est-, Liv- und Kurland bis zum heutigen Tage protestantisch; der katholischen Kirche gehören nur die ins Land gekommenen Polen und Litauer und ein verschwindend kleiner Teil der Letten an. Im allgemeinen ist in Kurland „katholisch" gleichbedeutend mit „polnisch"; daß es auch deutsche Katholiken gibt, ist vielen Kurländern unbekannt, ja unfaßlich. Jedoch hört man viel seltener abfällige Urteile und Verleumdungen über Katholiken als in manchen andern Ländern.

Nach dem Tode Plettenbergs ging es mit der Macht des Ordens schnell abwärts. Die Moskowiter unter Iwan IV., dem Schrecklichen, drangen in das Land und wüteten darin auf das grausamste (1458), die deutschen Einwohner ermordend oder in Gefangenschaft schleppend. Dänen und Schweden benützten die Gelegenheit, um das unglückliche Land auch ihrerseits zu überfallen. Vergebens bat der Orden bei Kaiser und Reich um Schutz und Hilfe — das Mutterland ließ seine älteste Tochter im Stiche. Damit war die eigentliche Loslösung vom Deutschen Reiche gegeben, wenn Riga auch noch eine Zeitlang freie Reichsstadt blieb.

Unter Mitwirkung Polens, an das sich der Ordensmeister Gotthard Kettler in seiner bedrängten Lage gewandt hatte, kam es 1561 zur Säkularisierung des Ordens: der Ordensstaat wurde aufgelöst, die heutigen Provinzen Liv- und Estland kamen in schwedischen Besitz, das Land am linken Dünaufer aber wurde zum Herzogtum Kurland und Semgallen unter polnischer Lehnsherrschaft, und Gotthard Kettler wurde der erste Herzog. Er wählte Mitau zu seiner Residenz. Die Burg Mitau war in den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts durch den Ordensmeister Konrad v. Medem in der weiten, fruchtbaren Ebene an den Ufern der Kurischen Aa und ihres Nebenflusses, der Drixe, erbaut worden. Die Ansiedlung, die allmählich ringsum die Burg erstand, wurde 1435 zur Stadt erhoben. Dreihundert Jahre später wurde auf einer Insel zwischen Aa und Drixe von Rastrelli das jetzige weitläufige Schloß erbaut, in dem die Herzöge prunkvoll Hof hielten, und das im Anfang des vorigen Jahrhunderts auch Ludwig XVIII. mehrere Jahre zum

Aufenthalt diente. In der unterirdischen Grabkammer des Schlosses ruhen die einbalsamierten Leichname der Herzöge und Herzoginnen in ihren kostbaren Prunksärgen. Das Schloß soll im jetzigen Kriege bisher nicht viel gelitten haben.

Während Gotthards Regierung (1561—1587) wurde Kurland von äußern Feinden in Ruhe gelassen. Der Herzog tat viel für die Ausgestaltung des Städtewesens und die geistige Entwicklung seines Volkes, hatte jedoch mit den Großen des Landes manchen Streit zu bestehen. Die Zwistigkeiten zwischen Herzog und Adel, die das Verhängnis des kurischen Herzogtums waren und vielleicht damit zu erklären sind, daß die Ritter die aus ihren eignen Kreisen hervorgegangenen Herzöge nicht als ihre unumschränkten Herren anerkennen wollten, nahmen schon damals ihren Anfang. Sie kamen der polnischen Regierung sehr zustatten, machten sie doch eine zu große, für Polen unbequeme Machtentfaltung des Herzogs unmöglich.

Aus Gotthards Ehe mit Anna von Mecklenburg stammten die Söhne Friedrich und Wilhelm, die er beide zu seinen Nachfolgern bestimmte: Friedrich erhielt die östliche Hälfte des Landes, Semgallen, mit der Hauptstadt Mitau, Wilhelm die westliche, das eigentliche Kurland, mit der Stadt Goldingen. Wilhelm verlor sein Herzogtum durch böse Händel mit der Ritterschaft, an deren Spitze sich zwei Brüder Nolde gestellt hatten. Die Noldes wurden meuchlings ermordet, und Wilhelm konnte den Verdacht nicht widerlegen, daß dies mit seiner Einwilligung oder gar auf seinen Befehl geschehen war. Er wurde vor eine polnische Untersuchungskommission gestellt, geächtet und des Landes verwiesen (1615), begab sich nach Schweden und von dort nach Pommern, wo er 1640 starb. Sein Bruder Friedrich, ruhiger und besonnener als er, ließ der Ritterschaft ihren Willen und bekümmerte sich hauptsächlich um die Weiterentwicklung der Städte. Er starb 1642, ohne Nachkommen zu hinterlassen, hatte aber rechtzeitig für Wilhelms Sohn Jakob die Erbfolge durchgesetzt.

Herzog Jakob (1642—1682) war zweifellos der bedeutendste der kurischen Herrscher. Klug, energisch, unternehmungsfreudig, verschaffte er seinem Gottesländchen eine Zeit des Aufschwunges, ja der Weltstellung: besaß Kurland damals doch sogar eine aus einem halben Hundert von Schiffen bestehende Kriegsflotte, trieb überseeischen Handel und begründete Kolonien in Senegambien und auf den Kleinen Antillen. Im Lande selbst entstanden Werkstätten jeder Art; Handwerk und Handel blühten. Aber es fehlte auch nicht an Unruhen und Kriegsnot. Obgleich Kurland im Schwedisch-

Polnischen Kriege (1655—1660) Neutralität bewahrte, wurde es von den Schweden überfallen und arg verwüstet (1658). Kurlands Volkssage und Poesie erzählen gruselige Geschichten aus der „Schwedenzeit", die eine wahre Schreckenszeit gewesen sein soll. Herzog Jakob, seine Gemahlin Luise Charlotte von Brandenburg, Schwester des Großen Kurfürsten, und ihre Kinder wurden in schwedische Gefangenschaft geführt und erst im Frieden von Oliva wieder befreit (1660). Inzwischen waren viele der Schöpfungen des Herzogs zerstört, doch der tatkräftige Mann ging sofort wieder an die Arbeit und stellte Ordnung und Wohlstand im Lande allmählich wieder her; die Kolonien freilich waren verloren: England und Frankreich hatten sich ihrer bemächtigt. Und die Flotte existierte nicht mehr.

Jakobs Sohn und Nachfolger Friedrich Kasimir gab sich redliche Mühe, seinem Vater in der glücklichen Regierung des Herzogtums nachzuahmen, führte aber mit seiner Gemahlin Elisabeth Sophie, einer Tochter des Großen Kurfürsten, einen übertrieben glanzvollen, verschwenderischen Hofhalt, was ihm von der Ritterschaft nicht wenig verdacht wurde. Bei seinem Tode (1698) war sein Söhnchen Friedrich Wilhelm erst sechs Jahre alt. Des Knaben Onkel und Vormund Ferdinand übernahm die Regierung und ließ das Kind in Deutschland erziehen. Als 17jähriger Jüngling kehrte Friedrich Wilhelm in die Heimat zurück, in der gerade damals die traurigen Wirkungen des Nordischen Krieges schwer zu fühlen waren. Um sich die Gunst des Zarenhofes zu sichern, der kurz vorher aus dem altertümlichen Moskau in das neuerbaute, moderne Petersburg übersiedelt war, vermählte der junge Herzog sich mit Peter des Großen Nichte Anna Jwanowna. Doch schon auf der Rückreise von der glänzenden Hochzeitsfeier in Petersburg starb er eines frühen Todes.

Das Herzogtum ward nun ein Zankapfel zwischen dem bisherigen Regenten Ferdinand, der jetzt den Herzogstitel annahm, dem Fürsten Menschikow und dem Grafen Moritz von Sachsen. Als 1737 mit dem Tode Ferdinands der Stamm der Kettler erlosch, machte die Herzogin-Witwe Anna, die inzwischen Zarin geworden war, ihren Günstling, den Grafen Ernst Johann von Biron, zum Herzog von Kurland. Biron war der Sohn eines kleinen kurischen Gutsbesitzers namens Bühren, hatte in Königsberg studiert und wurde der Sekretär der Herzogin-Witwe, deren Hofdame Benigna Trotta von Treyden er heiratete. Bei ihrer Übersiedlung nach Petersburg nahm Anna ihn mit, beschenkte ihn mit Würden und Gütern und

verschaffte ihm den Titel eines deutschen Reichsgrafen. Seine Verdienste um das Zarenreich, dessen innere Verwaltung zum großen Teil in seinen Händen lag, sind nicht zu leugnen, sein hochmütiges und rücksichtsloses Wesen aber zog ihm viele Feinde zu, und als Anna 1740 starb, wurde er auf Betreiben seiner Gegner nach Sibirien verbannt, wo er mit seiner Familie mehr als zwei Jahrzehnte zubringen mußte. Nach der Thronbesteigung des Zaren Peter III. durfte Biron nach Europa zurückkehren, und nicht lange darauf gab Katharina II. ihm das Herzogtum Kurland wieder. Dort hatte seit Birons Verbannung ein Interregnum geherrscht, während dessen schließlich August der Starke von Sachsen die Wahl seines Sohnes Karl zum Herzog durchgesetzt hatte (1758). Karl mußte Biron weichen, der 1763 in Mitau Einzug hielt, aber schon nach sechs Jahren zugunsten seines Sohnes Peter abdankte, weil er glaubte, durch seinen Rücktritt den nicht aufhörenden Streitigkeiten zwischen seinen Anhängern und denen Karls ein Ende bereiten zu können. Er hatte sich getäuscht. Herzog Peter war nicht imstande, Frieden im Lande zu stiften; das Zerwürfnis zwischen Herzog und Ritterschaft nahm schroffere Formen an und endete damit, daß der Adel nach dem Untergange Polens auf dem kurischen Landtag vom 28. März 1795 in Abwesenheit des Herzogs beschloß, Kurland unter russische Herrschaft zu stellen. Dem Herzog blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Er dankte zugunsten Katharinas II. ab, nachdem er sich auf Lebenszeit eine Jahresrente von 50000 Dukaten ausbedungen und sich und seinem Hause alle Rechte souveräner Herren gesichert hatte. Im August 1795 verließ der letzte Herzog von Kurland mit seiner Gemahlin Anna Dorothea, geb. Reichsgräfin von Medem, und seinen vier Töchtern das Land, um sich auf seine Herrschaft Sagan in Schlesien zu begeben. Ins Mitauer Schloß aber zog als russischer Generalgouverneur ein Graf Pahlen ein. Mit Kurlands Selbständigkeit war es vorbei; es teilte von nun an wieder das Schicksal der Schwesterprovinzen Liv- und Estland, die schon seit dem Frieden von Nystädt (1721) in russischem Besitz waren.

Die russische Herrschaft wurde anfangs nicht drückend empfunden, im Gegenteil, sie schien eine wohltätige Wirkung auf das durch lange Kriege erschöpfte Land zu üben. Peter der Große hatte bei Übernahme von Liv- und Estland den baltischen Provinzen für alle Zeiten gewisse Vorrechte feierlich zugesagt, die nun auch für Kurland galten: die deutsche Sprache als Landes-, Verkehrs- und Unterrichtssprache, Erhaltung des lutherischen Glaubens, Verwaltung und Rechtspflege durch Einheimische und nach deutschem Rechte.

Peters nächste Nachfolger hielten sich an diese Zusagen und überließen die Ostseeprovinzen ihrer eignen gedeihlichen Entwicklung. Im Innern des Landes herrschte jetzt Frieden; statt sich mit dem Herzog herumzustreiten, konnte sich der Adel nun um kulturelle Fragen kümmern, und er tat es mit Eifer und großem Verständnis für die geistigen Bedürfnisse des Landes. Unterstützt wurde er hierbei durch die „Literaten", wie alle jene, welche Hochschulbildung genossen haben, in den baltischen Provinzen genannt werden, ganz besonders durch die Pastoren in Stadt und Land. Unter diesen Pastoren gab und gibt es viele, die mit dem theologischen Wissen bedeutende Gelehrsamkeit auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten verbinden; sie wirkten seit je sehr eifrig für die Hebung der Volksbildung im allgemeinen und für die Stärkung des Deutschtums im besondern.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts wurden, zum Teil auf Kosten der kurischen Ritterschaft, Unterrichtsanstalten verschiedener Art begründet, in den Städten mit deutscher, auf dem Lande mit lettischer Unterrichtssprache, nach reichsdeutschem Lehrprogramm und mit Benutzung reichsdeutscher Lehrbücher, aber doch mit einer gewissen, den Ortsverhältnissen angepaßten Eigenart, die schon äußerlich in anderer Klassen- und Semestereinteilung zum Ausdruck kam. Um die Mädchenbildung bekümmerte man sich zuerst wenig, aber schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden in den größern Städten zunächst „höhere Töchterschulen", an denen vorzügliche, zum Teil aus Deutschland berufene Lehrkräfte wirkten, dann 6—8klassige Mädchengymnasien mit einem Lehrplan, der dem Programm der jetzigen Reformgymnasien ähnlich ist. Die Ablegung der Matura, in den kurischen Mädchengymnasien naiv „das große Examen" genannt, berechtigt die Mädchen, an ähnlichen Anstalten zu unterrichten und zu den weiblichen „Literaten" gezählt zu werden. Für die Töchter aus guter Familie gehört es zum guten Ton, dieses Examen abgelegt zu haben. Die 1802 begründete Universität Dorpat wurde von ordentlichen Hörerinnen nicht besucht.

Vor äußern Feinden war Kurland durch den Anschluß an das mächtige Zarenreich vorderhand geschützt. Nur das Jahr 1812 brachte den Krieg ins Land: ein Flügel der Napoleonischen Armee, der zumeist aus preußischen Hilfstruppen bestand, zog in Kurland ein, verließ es jedoch nach einigen Gefechten.

Im Jahre 1817 wurde in Kurland die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben (1816 in Estland, 1819 in Livland), während sie im eigentlichen Rußland noch mehrere Jahrzehnte fortbestand. Die Bauern wurden dadurch aber nicht zu Grundbesitzern: der Boden blieb Eigen-

tum des Gutsherrn, von dem die Bauern ihre „Gesinde“, wie die verstreut im Lande liegenden Bauernhöfe heißen, pachteten, und dem sie dafür zur Leistung eines bestimmten, oft recht drückenden Frondienstes verpflichtet waren. Erst 1863 wurde den kurischen Bauern das Recht zugestanden, ihre Gesinde durch jährliche Abzahlungen anzukaufen. In ganz Kurland gibt es über 28 000 Gesinde, deren viele die Größe und Stattlichkeit eines ansehnlichen Landgutes haben, und die zumeist bereits „ausgezahlt“, also Eigentum des Bauern sind. Sie bestehen aus Acker-, Wiesen- und Weideland und etwas Wald, während die schönen, weit ausgedehnten Waldungen, an denen Kurland reich ist, und in denen es zur Jagdzeit lustig zugeht, den (zumeist adeligen) Gutsbesitzern gehören. Der Boden ist fruchtbar, das von der Ostsee beeinflußte Klima mild und dem Ackerbau günstig. Außer den gewöhnlichen Getreidearten gedeiht viel Weizen. Die Viehzucht ist nicht unbedeutend, wird aber noch lange nicht vorteilhaft genug betrieben.

Auf dem Lande spielt sich das eigentliche deutsch-kurische Leben ab. Wer es in all seiner Gastfreiheit, Gemütlichkeit, harmlosen Fröhlichkeit kennen lernen will, muß sich für ein paar Wochen auf einem der Rittergüter oder auch in einem ländlichen Pastorat, in einer Oberförsterei einquartieren. Der in die Fremde verschlagene Kurländer behält sein Lebenlang ein leises Heimweh gerade nach dieser Art des geselligen Verkehrs, den man in kurzer Fassung kaum besser schildern kann, als Dr. Valerian Tornius[1]) es tut: „Ein Nachklang jener Salongeselligkeit, die man vor einem halben Jahrhundert noch zu schätzen verstand, hat sich in diese ländliche Einsamkeit verirrt. Da kommen die Nachbarn zum Nachbar, auch wenn sie etliche Kilometer voneinander entfernt wohnen, ohne jede Prätension, und bringen wiederum ihre Gäste mit; sie sind eben da, und man freut sich, daß sie da sind. Man richtet sich nach keinem Programm, bestimmt nicht vorher, ob heute musiziert, gelesen oder geplaudert werden soll. Die jeweilige Stimmung gibt die Art der Unterhaltung an. Sind ein paar ehrwürdige Herren anwesend, deren Gedächtnis überreich mit Anekdoten angefüllt ist — und die Kurländer sind meisterhafte Anekdotenerzähler —, so setzt man sich um sie herum und lauscht lachenden Mundes ihren fröhlichen Worten. Überwiegt die Jugend, so ist man ebenso gern zu Tanz und Spiel

[1]) „Die Baltischen Provinzen“ (542. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“), Leipzig 1915, Teubner. Eine der klarsten und übersichtlichsten kurzgefaßten Schilderungen des Baltenlandes.

bereit, und die Alten verjüngen sich und tun mit. Ist jedoch ein kleiner, zur Diskussion aufgelegter Kreis versammelt, so wird vorgelesen und geplaudert. Das sind die Vergnügungen des Winters. Und kommt der Sommer, so nimmt die Geselligkeit andere Formen an. Gemeinschaftlich zieht man hinaus zum Krebsfang, zum Picknick, zur Johannisfeier und ergötzt sich bei Spiel und Tanz, während am Waldrand Holzstöße flammen und Nebelschwaden aus dem Wiesenbache steigen, und man singt und scherzt, bis der Morgen graut und jeder durch den dämmernden Wald heimwärts fährt. So rankt sich das Band der Geselligkeit von Haus zu Haus, seine Bewohner abwechselnd umschließend mit Ernst und Heiterkeit; so blüht in jedem Heim die Gastfreundschaft, unvergeßlich denen, die sie einmal genossen haben." Zu den winterlichen Vergnügungen gehören auch noch die Ausflüge zum Fischfang auf blanker Eisfläche des zugefrorenen Sees, wobei die Netze kunstgerecht unter dem Eise von einer eingehackten Öffnung zur andern gezogen werden müssen, und die Schlittenfahrten in den kleinen, zweisitzigen russischen Schlitten durch den schneebedeckten Nadelwald — leider aber auch das Kartenspiel, das oft tage- und nächtelang ohne Unterbrechung fortgesetzt wird und bei dem in alten Zeiten so mancher lustige Kurländer Hab und Gut verspielt hat. — Trotz des fröhlichen geselligen Treibens ist das Landleben des kurischen Edelmannes doch auch reich an ernster Arbeit. Die meisten Gutsherren bewirtschaften ihren Besitz selbst und sind als tüchtige Landwirte bekannt. Ihre Frauen kümmern sich sehr gründlich um den Haushalt, den Garten, die Vieh- und Geflügelzucht und finden bei alledem Zeit, die Erziehung ihrer Kinder, besonders der Töchter, selbst zu leiten. Früher war es Sitte, einen Hauslehrer aus Deutschland kommen zu lassen, der auch die Mädchen zu unterrichten hatte; eine Folge davon war, daß die Mädchen ganz dasselbe lernten wie die Knaben und diese obendrein an Fleiß und Eifer übertrafen. Die Russifizierung machte dann freilich dem deutschen Hauslehrertum ein Ende!

Eine besondere Eigenart erhielt das Landleben in frühern Jahren noch durch das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrschaft und Bauern. In keinem Gesinde konnte ein Familienfest gefeiert werden, ohne daß die Familie des Gutsherrn oder wenigstens einige ihrer Mitglieder daran teilnahmen. Die „große Mutter", wie die adlige Gutsfrau — wörtlich übersetzt — im Lettischen heißt, war Brautführerin, Taufpatin, Krankenpflegerin, Helferin und Trösterin in jedem Leid; ihr Gatte, der „große Herr", stand ihr dabei würdig zur Seite. Im Lettenvolk hatten sich bis in die neueste Zeit noch man-

cherlei poesievolle alte Gebräuche erhalten, die bei Brautwerbungen, Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen, aber auch zu gewissen Festen des Kirchenjahres zum Vorschein kamen. Manches davon stammt noch unverkennbar aus heidnischer Zeit, so z. B. verschiedene Gebräuche und Gesänge für den Johanniabend (23. Juni), an dem die Sonnenwende, und für den Ostermorgen, an dem der Einzug des Frühlings gefeiert wurde. Auch hieran mußte die Gutsherrschaft teilnehmen: Am Johanniabend zogen die jungen Mädchen und Burschen der Umgebung singend, mit Kränzen beladen, zum Gutshaus; jedes Mitglied der Herrschaftsfamilie bekam mindestens einen Kranz, den man übers Bett hängen und bis zum nächsten Johanniabend aufheben mußte; er brachte Glück und hatte auch die Eigenschaft, auf allerhand geheimnisvolle Weise die Zukunft vorherzusagen. Die Johanninacht wurde bei gutsherrschaftlicher Bewirtung durchtanzt und durchjubelt. Der Johannitag spielte aber auch eine ernste Rolle im kurischen Wirtschaftsleben: er war der Termin für verschiedene Zahlungen und für die Abwicklung landwirtschaftlicher Geschäfte zwischen Gutsbesitzer, Bauer und Händler, die sich zur Johannizeit besonders in Mitau einzufinden pflegten.

Am Ostermorgen, noch vor Sonnenaufgang, schlichen Mägde und Gutsfräuleins heimlich zum Flusse oder Bache hinab, um „Osterwasser" zu schöpfen, das die Wirkung hat, die glückliche Besitzerin schön und geliebt zu machen, auch gegen allerhand Spuk zu brauchen ist; das Unheil wollte es nur, daß höchst selten einmal ein Mägdlein in den Besitz dieses Zauberwassers kam, denn: es mußte unter vollständigem Stillschweigen und mit unerschütterlichem Ernst geschöpft und heimgebracht werden, die im Gebüsch versteckten Burschen und „Jungherren" aber sorgten regelmäßig dafür, daß erschrecktes Schreien und lustiges Lachen den Zauber störten. War die Ostersonne aufgegangen, so gab es einen andern Spaß: Wer seine Schlafzimmertür nicht gut verschlossen hatte, wurde von den jüngern Familienmitgliedern und Dienstboten, ja selbst von der Jugend des Nachbargutes, die eine Morgenwanderung durch den taufrischen Wald nicht gescheut hatte, überfallen und mit Palmzweigen geprügelt, bis er sich durch bunte Ostereier oder ein Geldgeschenk loskaufte. Auch am Andreastag, zu Georgi, Martini, Micheli, besonders natürlich am Silvesterabend, wurde allerlei mit harmlosem Aberglauben verbundener Scherz getrieben. Fastnacht dagegen verlief unbeachtet.

In den Städten, von denen nur Libau als bedeutende Handelsstadt (über 100 000 Einwohner) mit seinem allzeit eisfreien Hafen, Mitau als einstige Herzogs-, jetzt Gouvernementsstadt (etwa 40 000

Einwohner), und höchstens noch Goldingen, Talsen, Windau und Tuckum genannt zu werden verdienen, bestand das deutsche Element aus den Literaten, Beamten, Handels- und Gewerbetreibenden. In den einzelnen Ständen herrschte ein für den Ausländer lächerlicher Kastengeist, der dem gesellschaftlichen Leben scharfe Grenzen zog. Für den Angehörigen eines andern Standes sowie für den zugereisten Ausländer war es schwer, sich zu den Kreisen der ganz besonders standesstolzen Literaten Zutritt zu verschaffen. Wer aber einmal der Aufnahme würdig befunden war, konnte nach Herzenslust das Gesellschaftsleben mitmachen, das sich hauptsächlich bei anregendem und heiterm Familienverkehr, unter gänzlicher Ausschaltung des Wirtshauslebens, abspielte. „Restaurants" und „Cafés" kamen in den kurischen Städten erst durch reichsdeutsche Kaufleute und Künstler in Aufnahme. — Libau hatte seinerzeit ein sehr gutes, wenn auch armselig untergebrachtes Theater; die Truppe bestand aus reichsdeutschen und österreichischen Schauspielern, die keine Aufnahme in die einheimische Gesellschaft fanden. Oft gastierten hervorragende Künstler und Künstlerinnen, die sich auf der Durchreise von oder nach Petersburg in Libau aufhielten. Auch in Mitau existierte ein deutsches Theater, das jedoch zumeist keine ständige Truppe hatte, sondern von den Schauspielern des prächtigen Rigaer Theaters versorgt wurde. Mitau ist überhaupt durch die nahe Nachbarschaft von Riga, die völlig westeuropäische Großstadt, erdrückt und durch das weit jüngere Libau überflügelt worden. Dennoch war es bis in die Gegenwart in mancher Hinsicht der Mittelpunkt der deutschen Bevölkerung Kurlands. Getreu den Traditionen aus Herzogszeiten versammelte sich hier alljährlich zur Wintersaison der kurische Adel; die Gutsbesitzersfamilien nahmen für einige Wochen in Mitau Aufenthalt, besonders, wenn sie heiratsfähige Töchter in die Welt zu führen hatten. Im prächtigen Rittersaal des Adelskasinos fanden vornehme Bälle statt, denen noch manches vom glänzenden Gepränge der einstigen Hoffestlichkeiten anhaftete, und durch die breiten, aber schmucklosen Straßen der Stadt mit den unschönen, niedrigen Häusern klangen lustig die Schellen der Schlitten, in denen die elegante Gesellschaft spazieren fuhr.

Einer Besonderheit des Kurländers sei noch gedacht: seiner Sprache. Im Adel, der Nachkommenschaft jener westfälischen und niedersächsischen Ritter, welche Altlivland eroberten, und in den gebildeten Bürgerkreisen wird ein dialektfreies, deutliches Hochdeutsch gesprochen, auf das die Kurländer sich etwas einbilden, das jedoch mit vielen niederdeutschen Ausdrücken und einzelnen aus dem

Russischen und mehr noch aus dem Lettischen herübergenommenen Provinzialismen vermengt ist, so daß sich ein eignes Kurischdeutsch herausgebildet hat. Eigentümlich ist die Aussprache des Buchstaben g: es lautet vor a, o und u ganz richtig wie g, vor e und i aber berlinerisch wie j — und der Doppelvokale, die sehr gedehnt und fast getrennt voneinander, mit starker Betonung des ersten Buchstaben, gesprochen werden (z. B. Há-us); das und der eigentümliche, schwer nachzuahmende Tonfall des echten, nie außer Landes gewesenen Kurländers sowie die oben erwähnten Provinzialismen (besonders der immer wiederkehrende Ausruf „Erbarmung", der Verwunderung, Freude, Schreck, Ärger, Entzücken ausdrücken kann) machen ihn unter hundert andern Deutschsprechenden kenntlich. Die sogenannten „Halbdeutschen", zu denen die kleinbürgerliche Stadtbevölkerung gehört, sprechen ein unschönes, ungrammatikalisches, aber immerhin dialektfreies Deutsch mit stark lettischer Betonung. Englisch und Französisch erlernt der Kurländer gern und leicht, leichter als das Russische, dessen Aussprache dem Balten schwerfällt, besonders dem, der nie in Rußland war. Unter „Rußland" versteht der deutsche Balte, aber auch der Lette, das ganze Zarenreich mit Ausnahme seiner Heimat, die für ihn kurzweg „die Ostseeprovinzen" heißt. Wenn er im Ausland als „Russe" bezeichnet wird, fühlt er sich gekränkt — oder er hält die Ausländer für entsetzlich unwissend. Der Kurländer liest gern und viel und wurde bis zum Weltkrieg durch deutsche Buchhandlungen mit der neuesten deutschen Literatur bestens versorgt. Auch die einheimische Literatur ist nicht ganz unbedeutend und hat besonders in neuer Zeit manch begabten Vertreter gefunden. Es fehlt auch nicht an deutschen Zeitungen, außerdem sind die Balten treue Abonnenten vieler in Deutschland erscheinenden Zeitschriften.

*

Die sich so gedeihlich entwickelnde deutsche Kultur des Gottesländchens erhielt den ersten Stoß unter Nikolaus I., zu dessen Zeiten die Verfolgung des baltischen Deutschtums ihren Anfang nahm. Nikolaus hatte zwar bei seinem Regierungsantritt gleich seinen Vorgängern die den Ostseeprovinzen zugesicherten Rechte bestätigt, hielt das gegebene Wort aber nicht allzu genau ein. Das deutsche System in den Unterrichtsanstalten und im Verwaltungswesen war ihm — und mehr noch seinen Beratern — ein Ärgernis. Es erschienen einige Erlasse, die dieses System beseitigen sollten, ihren Zweck jedoch dank der deutschen Festigkeit nicht erreichten. Sie wurden aber von jedem Balten als Ungerechtigkeiten und sinnlose Behinderungen

des geistigen Lebens im Lande schmerzlich empfunden, besonders als die Angriffe sich auch gegen die Religion richteten und die Versuche, die Lutheraner zum griechisch-orthodoxen Glauben zu bekehren, immer häufiger und lästiger wurden.

„Unter solchen drückenden Verhältnissen und trüben Aussichten für die Zukunft des baltischen Deutschtums festigte sich schon damals in ihm der Grundsatz, dem einer seiner gesinnungstüchtigsten Verfechter des angestammten Rechtes, Landrat Baron Bruiningk, in einem Briefe Ausdruck gab: Wenn wir auch in treuer und loyaler Gesinnung uns dem allerhöchsten Willen gehorsam erweisen müssen — so wird es doch, das hoffe ich bei Gott, die Aufgabe unseres Lebens bleiben: treu und fest zu beharren in deutscher Gesinnung und deutscher Sitte und im Glauben der Väter — und diesen Sinn auf Kinder und Enkel zu vererben" (Tornius a. a. O. 56). In diesen Worten ist in der Tat ein Wesenszug des deutschen Balten ausgesprochen: loyal gegen den Herrscher — die Balten sind stolz darauf, daß aus ihrer Mitte kein Nihilist, keiner der in Rußland so zahlreichen Umstürzler hervorgegangen ist —, aber treu und fest im Deutschtum, das keine Verfolgungen und keine Ukase zu vernichten imstande waren.

Die Thronbesteigung Alexanders II. schien eine günstige Wendung bringen zu wollen und erfüllte die Herzen der Balten mit freudiger Zuversicht. Der Zar besuchte wiederholt die Ostseeprovinzen, weilte mit seiner Familie zur Erholung am Libauer Strande, der sich damals und auch noch in spätern Jahren, vor der Erbauung des Kriegshafens, eines regen, ungezwungenen Badelebens erfreute, und gewann aller Liebe und Vertrauen durch seine Leutseligkeit und Güte. Er widerrief manche Russifizierungserlässe seines Vorgängers, und das deutsche Leben durfte sich wieder offen an die Oberfläche wagen.

Als Alexander II. dem entsetzlichen Attentat vom 13. März 1881 zum Opfer fiel, trauerte man ihm in den Ostseeprovinzen aufrichtig nach, obgleich in den letzten Jahren bereits ein Umschwung in seiner Gesinnung zu bemerken war: unter dem wachsenden Einfluß der russischen Nationalisten, die ihn zur Verfolgung der katholischen Kirche und zur Unterdrückung der Polen veranlaßten, entzog er allmählich auch dem Baltenlande seine Gunst; 1877 hatte er die Verwaltung der baltischen Städte nach russischem Muster angeordnet — eine umständliche Umwälzung im Stadtverwaltungswesen und zugleich ein kultureller Rückschritt im Vergleich zu der bisherigen Ordnung der Dinge. Und doch nur eine schwache Vorahnung dessen, was

unter Alexander III. kommen sollte! Dieser Zar war der erste Nachfolger Peters des Großen, der sich bei seinem Regierungsantritt weigerte, die alten Privilegien der Ostseeprovinzen zu bestätigen. Da er von vornherein die Absicht hatte, sie nicht zu berücksichtigen, muß man diese Weigerung wenigstens als Ehrlichkeit anerkennen! Es begann die große Leidenszeit der Balten unserer Tage, die Russifizierung aller Gebiete des öffentlichen Lebens, mit andern Worten, der erbitterte Vernichtungskampf gegen die deutsche Kultur, auf die das ganze Zarenreich doch hätte stolz sein sollen, war diese deutsche Kultur es doch, die aus den Ostseeprovinzen die blühendsten, die europäischsten Teile des Riesenreiches gemacht hatte.

Die jedem Balten, ob er nun Liv-, Est- oder Kurländer ist, über alles teure Alma mater Dorpatensis wurde unter unbeschreiblich kleinlichen Schikanen gegen Professoren und Studentenschaft in das russische Jurjew mit russischer Vortragssprache, russischem Bürokratismus, russischen Uniformen für Lehrende und Studierende verwandelt; Farbenband und Deckel mußten verschwinden — offiziell wenigstens: im geheimen wurden sie von den Studenten unentwegt weitergetragen, und kein „Curone" wäre in den Ferien ohne das grün-blau-weiße Band nach Hause gefahren. Grün-blau-weiß, ganz matt getönt, sind die alten kurischen Farben, die sich öffentlich nicht mehr zeigen durften — sie hatten dem Weiß-blau-rot der russischen Flagge weichen müssen. Um so schöner, lieblicher, unersetzlicher erschienen sie nun den treuen Kurländern.

Gleichzeitig mit der Universität wurden auch alle sonstigen Lehranstalten, zuerst die männlichen, dann auch die weiblichen, russifiziert; fast mit einem Schlage mußte das Russische, das bisher nur als Fremdsprache, wenn auch vor den andern stark bevorzugte, gelehrt worden war, in allen Schulen als Unterrichtssprache eingeführt werden; die Lehrer, unter denen es viele Ausländer gab, die kein Wort russisch konnten, bekamen eine Gnadenfrist von höchstens einem Jahre; wer es in dieser Zeit nicht so weit brachte, daß er sein Fach in russischer Sprache vortragen konnte, wurde entlassen und durch einen „Stockrussen", wie der Balte den aus dem Innern des Zarenreichs kommenden Russen nennt, ersetzt. So kam es, daß in manchen Schulen z. B. deutsche Literatur in russischer Sprache vorgetragen, deutsche Grammatik mit Zuhilfenahme des Russischen erklärt wurde. Privatschulen mit deutscher Lehrsprache wurden verboten; wenn sie sich nicht in russische Schulen verwandeln wollten, wurden sie geschlossen. So manche Leiter und Leiterinnen solcher Schulen wählten lieber Armut und Untätigkeit, anstatt ihr Deutschtum zu verleugnen.

Auch die Ritterschaft, die das Knabengymnasium in Goldingen erhielt, ließ die Anstalt schließen, wie es die estnische Ritterschaft in Reval und die livische in Fellin und Birkenruh ebenfalls machte. Um den Eltern den Ausweg des Unterrichts durch Privatstunden zu verlegen, wurde jede Gruppe von mehr als drei Kindern, die zu gleicher Zeit von einer Lehrkraft unterrichtet wurden, für eine „Schule" erklärt und auf die geltenden Vorschriften verwiesen. Wer die Mittel aufbringen konnte, schickte seine Söhne und Töchter ins Ausland, vornehmlich nach Deutschland, um sie dort erziehen zu lassen — die große Mehrzahl aber mußte sich natürlich fügen, suchte jedoch durch um so stärkere Betonung des Deutschtums im Familienleben den Schaden einigermaßen gutzumachen, den die Russifizierung der Schule anrichtete. Was es für die Jugend bedeutete, sich plötzlich das Russische als Schulsprache anzueignen, kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß es bis dahin in Kurland im Alltagsleben an jeder Gelegenheit fehlte, russisch zu sprechen. Außer einigen Hausierern, Subalternbeamten, Offizieren, die in die deutsche Gesellschaft nicht aufgenommen wurden, und sehr wenigen Sprachlehrern gab es im Lande keine Russen. Jetzt freilich tauchten russische Beamte, Lehrer, Geistliche in Scharen auf und quälten die Deutschen durch rohes, rücksichtsloses Benehmen. Es war, als hätte man gerade die ungebildetsten und unhöflichsten Russen für die Ostseeprovinzen ausgesucht; nur selten fanden sich unter den Ankömmlingen Leute, die auch die liebenswürdigen und sympathischen Eigenschaften des Russen mitbrachten.

Wie mit den Unterrichtsanstalten, machte man es auch mit den bisher ganz deutschen Behörden, der auf dem Sachsenspiegel aufgebauten Gerichtsbarkeit, kurz mit allen öffentlichen Einrichtungen. Die „Reform" wurde vorbereitet durch eine gleich nach Alexanders III. Thronbesteigung angeordnete Revision sämtlicher Behörden in den Ostseeprovinzen, die zu diesem Zwecke von dem Senator und spätern Justizminister Manasseïn — neben dem Kurator des Rigaer Lehrbezirks Kapustin der im Baltenlande meistgehaßte Mann — bereist wurden. Sein brutales Auftreten ließ ahnen, was die deutsche Beamtenschaft von dieser Revision zu erwarten hatte. Das Jahr 1885 brachte einen Ukas, der für alle Staatsbehörden die russische Geschäftsführung befahl; Verhandlungen vor Gericht mußten, da keine Partei russisch sprechen konnte, mit Hilfe eines Dolmetschers geführt werden. Vier Jahre später hatten auch die städtischen Behörden die russische Sprache anzunehmen; die Stadtväter, die von ihrer Schulzeit her kaum noch ein paar russische Vokabeln im Kopf hatten, sollten plötzlich

in den Stadtverordnetenversammlungen russische Reden halten, in ihren Kanzleien sich der russischen Umgangssprache bedienen. Um die gebildeten deutschen Kreise noch mehr in den Hintergrund zu drängen, wurde 1892 ein neues System für die städtischen Wahlen eingeführt, durch welches die niedern, zumeist aus Letten bestehenden Volksschichten das Übergewicht bekamen.

Es läßt sich denken, wie viele staatliche und städtische Beamte, wie viele Lehrer durch alle diese Verordnungen brotlos wurden, wie viele Familien ins Elend gerieten! Damals wanderten viele Balten nach Deutschland aus; schweren Herzens verließen sie ihr unglückliches Ländchen, um in der Fremde ihr Brot zu verdienen oder ihre Ersparnisse zu verzehren. Diejenigen von ihnen, die in Deutschland eine Anstellung gefunden und die deutsche Staatsangehörigkeit erlangt haben, müssen es in diesem Kriege erleben, daß ihre Söhne gegen ihre nächsten, im Baltenlande verbliebenen Verwandten, gegen die Freunde ihrer Kindertage die Waffen führen müssen. Andere, die russische Untertanen geblieben sind, um sich die Möglichkeit der Heimkehr offen zu halten, müssen es ertragen, daß man sie in Deutschland jetzt als „Feinde" betrachtet — sie, die aus Liebe zum Deutschtum Schweres gelitten haben! Eine Tragik, die dem Balten niemand nachfühlen kann!

Im unheilvollen Jahre 1885 setzte auch eine neue, verstärkte Propaganda der griechisch-orthodoxen Kirche ein, verbunden mit ungerechtester Verfolgung der deutschen Pastoren, die der weltlichen Gerichtsbarkeit unterstellt wurden. So mancher von ihnen mußte die Wanderung nach Sibirien antreten, weil er z. B. Personen, die, verlockt durch die unsinnigsten Versprechungen der russischen Geistlichkeit, zum orthodoxen Glauben übergetreten waren, auf ihre Bitten wieder aufgenommen, ihnen in der lutherischen Kirche das Abendmahl gereicht oder ihre Kinder lutherisch getauft hatte. Oft war der Pastor dabei vollständig unschuldig, da die betreffenden Personen ihm ihren einstigen Austritt aus seiner Gemeinde verheimlicht hatten, oft auch handelte es sich nur um irgendeine Verleumdung, wie denn überhaupt Spitzeltum und Angeberei in jenen Zeiten üppig wucherten. Verleumdungen und Verdächtigungen kamen nicht selten von lettischer Seite, denn obgleich auch die Letten bei der allgemeinen Russifizierung mit zu leiden hatten, suchten sie sich mit den russischen Behörden gut zu stellen und nahmen die „Reformen" freudig auf — haben sie doch mit den Russen das Gemeinsame des Hasses gegen alles, was Deutschtum ist!

Es ist nicht immer so gewesen. Die Letten, die in erster Linie

die bäuerliche Bevölkerung und in den Städten den Arbeiter- und Kleinhandwerkerstand bilden,[1]) haben sich jahrhundertelang der deutschen Herrschaft willig gefügt. Ein Fehler der Deutschen, der sich bitter gerächt hat, war es, daß sie versäumten, die Letten zu germanisieren, es im Gegenteil ruhig zuließen, daß zahlreiche ursprünglich deutsche Familien der niedern Volksschichten durch Heirat und Verkehr mit den Letten ihr Deutschtum allmählich verloren. Unter den Letten gab es seit je strebsame Leute, die gern deutsch gesprochen und deutsche Schulen besucht hätten; anstatt solche Bestrebungen zu begünstigen, lachte und spottete man über sie. In den deutschen Familien war es Sitte, die Kinder bis zum dritten oder vierten Lebensjahr nur lettisch sprechen zu lassen, da man nicht wollte, daß die lettischen Dienstboten mit ihnen deutsch sprächen. Wenn es einem jungen Letten trotz aller Schwierigkeiten gelungen war, zu studieren und in der Stadt eine Stellung als Arzt, Notar, Lehrer oder Pastor zu erringen, so wurde er von den deutschen Literaten doch immer noch über die Achsel angesehen und nicht in ihren engern Kreis aufgenommen. Das Urteil: „Er ist ein Lette!" war gleichbedeutend mit: „Er gehört nicht zu uns, geht uns nichts an und soll uns in Ruhe lassen!" Man war freundlich gegen das lettische Volk, man erwies den Bauern viele Guttaten, sorgte für ihr leibliches und geistiges Wohl — aber man ließ sich von ihnen den Ärmel küssen und sah auf sie herab wie auf etwas Minderwertiges —, ganz ohne böse Absicht freilich, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken, nur weil man's von Eltern und Großeltern her nicht anders gewöhnt war. — Es kann nicht wundernehmen, daß unter solchen Umständen die deutsche Herrschaft allmählich als lästig empfunden wurde, und daß in den intelligenten Lettenkreisen nationalistische Wünsche erwachten. Die ersten Zeichen davon traten um die Mitte des 19. Jahrhunderts zutage: eine Gruppe junger Letten, die in Dorpat studierten, gründete dort einen Verein zur Hebung der Bildung und des Ansehens ihrer Landsleute und gaben eine lettische Zeitschrift heraus. Bald darauf entstanden mehrere andere Vereine mit gleichen Tendenzen. Immer noch sahen die Deutschen, besonders der Adel, mit gutmütigem Spott auf das nun schnell emporschießende Junglettentum, das auf russischer Seite um so freundlicher begrüßt und um so stärker gefördert wurde. Die russischen Nationalisten erkannten sofort, welch starke Hilfe im

[1]) In Kurland, dem südlichen Livland und den litauischen Gouvernements Kowno und Witebsk leben im ganzen etwas über eine Million Letten. Ihre Sprache, die eine der ältesten in Europa sein soll, hat manche Ähnlichkeit mit dem Sanskrit.

Kampfe gegen das Deutschtum ihnen da erstand. Als dann die Russifizierung kam und das Deutschtum machtlos erscheinen ließ, erstarkten die Jung-Letten (in Liv- und Estland auch die Jung-Esten) mehr und mehr, und ihre nationalistischen Wünsche stiegen ins Maßlose. Es zeigte sich allmählich der wahre Charakter des Letten, den man früher für dumm und plump, aber gutmütig, friedliebend und unterwürfig gehalten hatte, und der sich nun als schlau, hinterlistig, unaufrichtig und rachedurstig erwies. „Die junglettische und jungestnische Bewegung und die Russifizierung der Schulen, die das Bildungsniveau nicht nur des niedern Volkes, sondern auch der mittlern Stände herabdrückte, machten die Letten und Esten empfänglich für den revolutionären Geist, den halb russifizierte Volksschullehrer, gestützt auf nihilistische und mißverstandene sozialistische Ideen unter ihnen verbreiteten. Als nun nach dem unglücklichen Ausgang des Russisch-Japanischen Krieges die Mißstimmung im ganzen Reiche gegen die Regierung und ihr verlottertes bureaukratisches System sich in umstürzlerischen Bestrebungen geltend machte, loderte im Herbste 1905 die Revolution auch in den baltischen Provinzen auf" (Tornius a. a. O. 60). Doch richtete sie sich hier nicht gegen die russische Regierung, wie im Innern des Reiches, sondern gegen die Deutschen, vor allem gegen die adeligen Gutsbesitzer. Viele, viele der schönen, gemütlichen alten Schlösser auf dem Lande, die reich an so manchen Familienschätzen waren, und an die sich poesievolle Sagen aus der Urväter Zeiten knüpften, wurden in Brand gesteckt, ausgeplündert, in sinnloser Wut verwüstet und zerstört. Die Gutsbesitzer, aber auch viele Pastoren und Landärzte wurden ermordet, selbst Frauen und Kinder wurden nicht verschont. Es war eine Zeit, wie niemand, der wenige Jahre vorher im Gotteländchen den patriarchalischen Verkehr zwischen Gutsherrschaft und Bauern beobachtet hatte, sie je hätte ahnen können. Die deutschen Balten organisierten einen Selbstschutz — aus jungen Adligen, Studenten usw. bestehende bewaffnete Schutztruppen —, der aber nicht viel ausrichten konnte, da er von seiten der Behörden so gut wie gar keine Unterstützung fand; denn die russische Regierung sah dem Wüten der aufrührerischen Banden, die das Land brennend und mordend durchzogen, anfänglich tatenlos zu; was konnte ihr gelegener kommen als diese Revolution, durch die ohne ihr unmittelbares Dazutun allem Deutschtum der Tod bereitet schien? Erst als die Letten erklärten, auch von der Zarenherrschaft nichts mehr wissen zu wollen, und an die Begründung einer lettischen Republik (nach andern Nachrichten eines lettischen Königreichs) zu denken begannen, griffen die Russen ein: Kosaken stürmten

ins Land und stellten mit roher Gewalt die Ruhe wieder her. Die Revolutionäre wurden in grausamster Weise bestraft, wobei viele Unschuldige, durch Zufall Hineingeratene leiden mußten, und die Letten erkannten, daß man sie nur als Werkzeug gegen die Deutschen benutzt hatte, ihnen aber eigne Rechte zuzuerkennen durchaus nicht gewillt war. Und dennoch war ihr Haß gegen die Deutschen nicht erloschen, er brannte unter der scheinbar ruhigen Oberfläche weiter: Nachrichten aus Libau zufolge kamen die Truppen Hindenburgs bei der Besetzung der Stadt gerade noch recht, um einen Überfall der dortigen Letten auf die Deutschen zu verhindern, zu dem bereits alle Vorbereitungen getroffen waren. —

Ganz gegen die Absicht derer, die das Feuer geschürt hatten, ließ die lettische Revolution das Deutschtum in den Ostseeprovinzen mit frischer Kraft aufleben. Die deutschen Balten schlossen sich zu neuem Kampfe um ihre Ideale enger zusammen. Dazu kam, daß der jetzige Zar, Nikolaus II., der zu Anfang seiner Regierung die von seinem Vater angeordneten Maßregeln fortbestehen ließ, allmählich andern Sinnes zu werden schien. Unerwartet und unverhofft war schon im Frühling 1905 die deutsche Unterrichtssprache für Privatschulen freigegeben worden, worauf die Ritterschaft ihre 1892 geschlossenen Anstalten wieder eröffnete und einige neue begründete. Sehr verdient um das Wiederaufleben der Schulen wie des Deutschtums überhaupt machten sich die „Deutschen Vereine", die gleich nach der lettischen Revolution mit Erlaubnis der Regierung ins Leben gerufen wurden. Vor Ausbruch des jetzigen Krieges hatte der „Deutsche Verein" in Kurland in seinen über das ganze Land verbreiteten Ortsgruppen etwa 7000 Mitglieder beiderlei Geschlechts. Gemeinsam mit dem Verein in Liv- und Estland unterhielt er 60 deutsche Unterrichtsanstalten verschiedener Art, vom Lehrerseminar und dem Mädchengymnasium bis zur Elementarschule. Die Kosten wurden durch Mitgliedsbeiträge und Sammlungen gedeckt. Es wurde aber auch Geld genug aufgebracht, um Hilfskassen für in Not geratene deutsche Balten, Stellenvermittlungen und sonstige Wohlfahrtseinrichtungen ins Leben zu rufen. Um das durch die Russifizierung so schwer geschädigte deutsche Leben wieder zu stärken, wurden durch den Verein Versammlungen, Vorträge, gute Theateraufführungen u. dgl. veranstaltet. Auch die von früher her bestehenden, zum Teil schon sehr alten Vereine, die zumeist Bildungszwecken dienen, erstarkten wieder in Mitgliederzahl und Tätigkeit. Freilich, die der deutschen Kultur geschlagenen tiefen Wunden ließen sich so bald nicht heilen, aber es zog doch wieder ein wenig Hoffnung in die Herzen der Balten, die Hoffnung, für

ihre Kinder das Erbe der Väter, deutsche Sprache und deutsches Wesen, doch noch retten zu können — da kam der Weltkrieg und mit ihm für die Balten die traurige, kaum je ins Auge gefaßte Notwendigkeit, als Untertanen des Zaren gegen die Stammesbrüder, gegen das einstige Mutterland kämpfen zu müssen! Mit welchen Gefühlen mögen die Libauer damals, im August 1914, den Kanonendonner der deutschen Schiffsgeschütze angehört haben? Halb in zitterndem Grauen vor den Schrecken des Krieges, halb in scheuer Freude: Kommt jetzt die Erlösung aus russischem Joche? — Sie haben auf diese Erlösung dann noch Monate hindurch warten müssen. Als die deutschen Truppen endlich Libau besetzt hatten, hieß es in einem Privatbrief von dort: „Gott sei Dank, bei uns herrscht jetzt Ruhe! Die Tage der Angst und Not sind vorüber!" Und ein Pastor aus Mitau, der nach der Einnahme seiner Heimatstadt im Auftrag der deutschen Regierung geschäftlich nach Berlin reisen mußte, beeilte sich, wieder heimzukehren, mit der Begründung: „Ich muß zu Hause sein, wenn Riga von den Deutschen genommen wird! Den Jubel muß ich zu Hause mitmachen!" Und vom Ufer der Düna, aus der Gegend, wo die deutschen Truppen nur wenige Kilometer von den russischen entfernt stehen, kam ein Brief: „Dem Himmel sei Dank, die Deutschen erreichten unser Gut früher als die Kosaken! So ist uns denn nichts geschehen, und kein Halm auf unsern Feldern ist geknickt. Wie aber wird es weiter gehen?"

Ja, wie wird es weiter gehen? Das ist die Frage, die jetzt jedes Balten Herz bewegt. Was wird der weitere Krieg — was wird der Friede bringen? Die Vereinigung mit dem Deutschen Reiche? Die Selbständigkeit, als Teil des deutschen Staatenbundes? Oder — den Rückfall an Rußland und damit den Tod! Denn daß Rußland, wenn es je wieder die Gewalt über Kurland bekäme, das dortige Deutschtum ausrotten würde bis auf das letzte Fünkchen, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Wenn aber Kurland allein befreit wird, wenn Hindenburgs Truppen den Dünastrom nicht überschreiten — was wird dann aus den beiden Schwesterprovinzen, in denen das Deutschtum ebenso kraftvoll pulsierte, ebenso schmerzlich verwundet wurde wie im Gottesländchen? — Bange Fragen, die zu beantworten noch niemand wagen kann.

Bangen und Verzagen ist jedoch des Kurländers Sache nicht. Er verfügt über viel Gottvertrauen, Optimismus und Lebensfreudigkeit. Sein gerader, redlicher Charakter, seine Tüchtigkeit, sein fester Wille, der durch einen gewissen liebenswürdigen Leichtsinn nicht erschüttert zu werden vermag, sein Sinn für Freundschaft und treues

Zusammenhalten, seine schlichte Natürlichkeit, die zuweilen an Derbheit grenzt, weil ihm alle „Faxen" so zuwider sind wie nur möglich, seine Herzensgüte, die sich oft hinter rauher Außenseite birgt, sein stolzes Selbstbewußtsein, daß den Fremden vielleicht wie Dünkel anmutet, aber viel dazu beigetragen hat, sein Deutschtum gegen Russe und Lette zu schützen, und nicht zuletzt die heiße Liebe zu seinem Gottesländchen, — kurz, alles das, was eben den „echten Kurländer" ausmacht hat ihn in so vielen Stürmen trotzig und ungebeugt standhalten lassen; es wird ihn, so Gott will, auch in diesem Weltensturm aufrechterhalten.

Zu eingehenderm Studium von Geschichte und Eigenart der baltischen Provinzen und speziell Kurlands können die folgenden Werke empfohlen werden:
Brunier: Kurland. Schilderungen von Land und Leuten. Leipzig 1868.
Cröger: Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands. Petersburg 1867.
Cruse: Kurland unter den Herzögen. Riga 1837.
Jannau: Geschichte von Lief- und Ehstland. Riga 1793.
Die Lettische Revolution (anonym). Berlin 1906.
Richter: Geschichte der dem russischen Kaisertum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen bis zur Zeit ihrer Vereinigung mit demselben. Riga 1857.
Rutenberg: Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland. Leipzig 1859.
Schwartz: Kurland im 13. Jahrhundert. Leipzig 1875.
Seraphim: Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Revel 1895.
— Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Mitau 1892.
— Aus der kurländischen Vergangenheit. Stuttgart 1893.
Statistisches Jahrbuch für Kurland. Mitau 1881—85.
Tornius: Die Baltischen Provinzen. Leipzig 1915.

Von belletristischen Werken:
Pantenius: Gesammelte Romane (9 Bände). Bielefeld 1898, 99.
— Aus den Jugendjahren eines alten Kurländers. Leipzig 1908.
Brentano: Aus dem Baltenlande. Regensburg 1910.
Worms: Die Stillen im Lande. Stuttgart 1907.
— Aus roter Dämmerung. Stuttgart 1907.
— Überschwemmung. Stuttgart. 1906.

Der Weltkrieg und Litauen

Kasimir Brunavietis (Kowno)

In dem gegenwärtigen Weltkriege hat in den eroberten Ländern neben Polen und Galizien am meisten Litauen die schrecklichen Folgen des Krieges zu tragen. Leider hört man von diesem schmerzlich heimgesuchten Ländchen sehr wenig. Während die Polen von der Presse der ganzen Welt als Märtyrer hingestellt werden und überall gerechtes Mitleid erwecken, werden die armen Litauer mit Stillschweigen übergangen. Und doch verdienen auch sie die Aufmerksamkeit der Welt. Vielleicht noch mehr, da sie ganz gegen ihren Willen in den Krieg hineingezogen wurden ohne jede Aussicht auf Besserung ihrer Lage. Den Polen versprach man Autonomie und vertröstete sie mit einer goldenen Zukunft; den Litauern befahl man einfach, nach Rußland überzusiedeln, damit sie im riesigen Meere des Slawentums sich auflösten. Zum Schutze Serbiens gegen die vermeintlichen Gewalttaten Österreichs ließ Rußland seine Millionenheere ins Feld rücken; Litauen dagegen sollte der Vernichtung preisgegeben werden, weil es nicht orthodox und slawisch war.

Ein anderes Volk hätte vielleicht in dieser Lage sich in endlosen Klagen ergangen. Der Litauer schweigt und duldet, weil er den blutigen Dornenweg der Unterdrückung schon Jahrhunderte gegangen ist und gelernt hat, ergeben und mit Selbstüberwindung schwere Ungerechtigkeit zu ertragen. Eine Erhebung seiner Stimme gegen Nichtbeachtung berechtigter Wünsche wäre doch ohne Erfolg geblieben.

Die folgenden Zeilen sollen die unglückliche Lage Litauens der Öffentlichkeit enthüllen, insbesondere der akademischen Jugend Deutschlands, deren Begeisterung für Recht und Wahrheit ja in der ganzen Welt bekannt ist.

I. Aus Litauens Vergangenheit

Litauen erscheint als selbständiger Staat um das Jahr 1217 und entwickelt sich zum Großfürstentum unter dem klugen und tatkräftigen Rimgaudas (Ringold) um 1235.

Sein Sohn Mindaugas (Mindowe) ließ sich 1245 vom Erzbischof von Riga taufen und zum König von Litauen krönen, fiel aber bald vom Christentum wieder ab. Nach seinem Tode (1261) durchlebte Litauen eine traurige Zeit.

Übermächtige Feinde, Hunger und Seuchen suchten das Land heim. Vor dem gänzlichen Verfall errettete es Vitenis, den Vertreter des Volkes wegen seiner Tapferkeit und Klugheit zum Großfürsten erwählten. Ihm gelang es in kurzem die Feinde zu verjagen und die schweren Schäden des Landes wieder zu heilen.

Sein Sohn Gediminas (1315—1328) eroberte die Fürstentümer Wladimir, Luck und Wolhynien, erbaute die Feste Krewo, gründete die Städte Wilna und Troki und ließ sich König von Litauen nennen. Wegen seiner Besonnenheit, Gerechtigkeit und rastlosen Tätigkeit wurde er vom Volke innig geliebt und hoch verehrt. Durch Befreiung von Steuern erwirkte er die Einwanderung fremdländischer Handwerker und Kaufleute und verschaffte sich Ansehen beim Papste durch Gewährung voller Religionsfreiheit. Um die anscheinend glaubenseifrigen, tatsächlich aber nach weltlichem Besitz trachtenden Kreuzritter von seinem Lande fernzuhalten, berief er aus Deutschland Franziskaner und Dominikaner und beauftragte diese mit der Verbreitung des Christentums unter seinen Untertanen. Doch die Ordensritter verdächtigten ihn beim Papste und zogen mit großer Heeresmacht gegen ihn. In den entbrannten Kämpfen erwarben sich die Litauer bei der Verteidigung von Pilenai besondern Ruhm. Als die Verteidigung der Festung aussichtslos wurde, beschlossen sie, die ganze Besatzung zu vernichten. Als erster ging der Oberbefehlshaber Margis freiwillig in den Tod. Die übrigen verbrannten sich auf dem Scheiterhaufen.

Sein Sohn und Nachfolger Algirdas (Olgerd) eroberte Nowgorod, Pleskau, Smolensk und die Hälfte Galiziens; vertrieb die Tataren aus Podolien und schlug den Großfürsten Demetrius bei Moshaisk 1333. Unterdessen kämpfte sein Bruder Kenstutis (Keistut), dem die Fürstentümer Troki und Samogitien zufielen, sehr erfolgreich gegen die Deutschordensritter. Dank der Tapferkeit und der Unermüdlichkeit der beiden Brüder, erweiterte Litauen seine Grenzen vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere und vom Bug bis zum Don.

Nach Algirdas Tode bestieg den großfürstlichen Thron sein Sohn Jiegaila (Jagiello), der mit der Königin von Polen, Hedwig, sich vermählte und am 14. Februar 1386 in Krakau sich taufen ließ. Durch diese Vereinigung Litauens mit Polen wurde das polnische Königreich eine Hauptmacht Europas.

1392 mußte Jiegaila Litauen seinem Vetter Vytautas (Witowt) übergeben. Unter dessen Herrschaft erreichte Litauen den Gipfel seiner Größe. Es umfaßte außer dem eigentlichen Litauen noch den größten Teil von Weiß- und Rotrußland und erstreckte sich im Osten bis nach Moskau hin. In der Schlacht bei Tannenberg (1410) brach Vytautas mit Jiegaila und andern Verbündeten für immer die Macht der Kreuzritter, und machte dadurch seinen Namen unsterblich. Der deutsche Kaiser schickte ihm sogar die Königskrone, doch fiel sie in die Hände auflauernder Polen, die mit neidischen Augen auf die Größe Litauens schauten. Vytautas starb im Jahre 1430, und mit ihm ging der größte Stolz Litauens zu Grabe.

1447 wurde der Großfürst von Litauen, Kasimir, zugleich auch König von Polen. Seit 1501 blieben Polen und Litauen unter einem gemeinsamen Herrscher vereinigt. Doch die völlige Vereinigung in allen Staatsangelegenheiten kam erst 1569 auf dem Reichstag zu Lublin unter König August zustande. Diese Vereinigung wurde den Litauern vom König aufgezwungen und ist für sie verhängnisvoll geworden. Städte und Dörfer wurden polonisiert und mit dem Polentum kam auch die Leibeigenschaft. Nur der hohe Adel wahrte noch seine Nationalität, während die Bojaren sich ganz von der demokratischen „szlachta" Polens beeinflussen ließen und ihre Muttersprache preisgaben.

Bei der dritten Teilung Polens 1795 fiel der westliche Teil des ethnographischen Litauens, das sogenannte Klein-Litauen, an Deutschland; den östlichen Teil, Groß-Litauen, erhielt Rußland.

II. Litauens Sprache, Literatur und Kunst

Die Litauer bilden mit den Samogitiern, den Letten, den alten im 17. Jahrhundert germanisierten Preußen und den bereits ausgestorbenen Juodwirschen eine eigne Sprachfamilie und gehören dem indogermanischen Völkerstamme an.

Der Unterschied zwischen dem eigentlichen Litauischen und der Sprache der Samogitier (Shemaiten) wird kaum so groß sein wie der zwischen Hoch- und Plattdeutsch, weshalb man die beiden Mundarten gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen „Litauisch" bezeichnet.

Die litauische bzw. shemaitische Sprache hat sich bis jetzt rein erhalten im ganzen Gouvernement Kowno, dem nördlichen, weit größern Teile des Gouvernements Suwalki, in den äußersten Teilen West- und Ostkurlands, in den Kreisen: Swenciany, Wilna, Troki, Lida und Oszmiana, des Gouvernements Wilna und dem nörd-

lichen Teile des Gouvernements Grodno. In Ostpreußen wohnen noch Litauer in den Kreisen Tilsit (38 Prozent), Heidekrug (61,9 Prozent), Memel (47,1 Prozent), Ragnit (27 Prozent), Labiau (30 Prozent), Niederung (19,2 Prozent), Pilkallen (10 Prozent), Goldap Ost (4,3 Prozent), Stallupönen (3 Prozent) und Insterburg (1,6 Prozent).[1])

Die litauische Sprache ist eine der ältesten des indogermanischen Sprachstammes, erinnert sehr an das Griechische und zeichnet sich durch Wohlklang und Biegsamkeit aus. „Wenn der Gang der Weltereignisse dem Litauervolke eine andere Rolle zugeteilt hätte, würde die Sprache bei dem Reichtum ihrer Formen und in ihrer Fähigkeit für jedes Versmaß Außerordentliches geleistet haben," sagt einer ihrer Kenner.[2]) Und ein Franzose sagt: „Wenn der Wert eines Volkes im Weltverkehr durch die Schönheit seiner Sprache zu bestimmen wäre, so müßten die Litauer und Shemaiten die erste Stelle unter den Völkern Europas einnehmen."[3]) Für den Sprachforscher hat sie einen nicht zu unterschätzenden Wert, doch der enge Rahmen meiner Schrift erlaubt mir nicht, näher auf sie einzugehen.

Die ersten Anfänge der litauischen Literatur sind in den Volksliedern zu suchen. Diese Lieder (dainos) geben gutes Zeugnis sowohl von der Schönheit der Sprache, als auch von der edlen Denkweise und feinen Tiefe des Gemüts der Litauer. Man muß staunen, wie ein Volk, das in blutigen Kämpfen und stets unter schwerer Last sein Leben fristete, so viel Ritterlichkeit, Edelmut, Verständnis für Naturschönheiten und strenge Sittlichkeit haben konnte. Nur der Ernst und die zarte Melancholie der dainos lassen in die harte Vergangenheit des Volkes blicken. Die ältesten Lieder enthalten Anklänge an die vaterländische Mythologie und erinnern an die großfürstlichen Zeiten, wo der Litauer mit blutendem Herzen von seiner Geliebten scheidet, aber doch mit Begeisterung sein Pferd sattelt, um gegen die Feinde des Vaterlandes loszuschlagen. Die Zahl der dainos ist eine unabsehbare. Allein Anton Juszko hat mehrere Tausende litauischer Volkslieder gesammelt. Man muß Tetzner recht geben, wenn er sagt, daß die Litauer das liederreichste Volk der Erde seien (Dainos S. 54) [4]).

Das erste gedruckte Buch im altpreußischen Dialekt erschien in Königsberg im Jahre 1545 unter dem Titel: „Catechismus . . ." in der Druckerei von Hans Weinreich. Zwei Jahre später ließ Mazvidius in derselben Offizin, aber schon in hochlitauischer Sprache seinen Katechismus nebst Lese- und Gesangbuch drucken. Im Jahre 1595 erscheint in Wilna der Katechismus des Priesters Dauksza in shemaitischem Dialekt, und vier Jahre später seine Postilla oder Er-

klärungen des Evangeliums auf alle Sonn- und Feiertage des ganzen Jahres.

Die ersten litauischen Bücher waren also geistlichen Inhalts. Die Anregung zu ihrem Erscheinen gaben Religionsstreitigkeiten, welche die Reformation veranlaßte. Evangelischerseits verdienen ganz besonders genannt zu werden die Verfasser: Bretkunas, Chylinski, Kwandt, von den katholischen Schriftstellern die Jesuiten Dauksza und Szyrwid und später der Bischof Fürst Giedraitis (Giedrojc), der ausgezeichnete Übersetzer des Neuen Testaments. Das erste litauisch-polnisch-lateinische Wörterbuch hat der Jesuit Szyrwid verfaßt († 1630).

Im 18. Jahrhundert erscheinen auch die ersten Werke weltlichen Inhalts. Christian Duonalaitis (1714—1780) schrieb ein großes didaktisches Gedicht „Keturios metu dalis" (Die vier Jahreszeiten), in dem er mit ausgesprochenem Talent die Naturschönheiten und die Sitten und Gebräuche des litauischen Volkes darstellt. Sein 200-jähriger Geburtstag wurde im Jahre 1914 in ganz Litauen festlich begangen. Tatsächlich macht ihn auch seine dichterische Tätigkeit und Begabung zu einem der größten Nationaldichter Litauens. Anton Strazdelis (1754—1834) schrieb im echten Volkston seine unvergeßlichen Lieder und komponierte die ergreifende Hymne „Pulkim ant keliu", die bis auf den heutigen Tag in allen Kirchen Litauens gesungen wird.

Das 19. Jahrhundert ist besonders reich an literarischen Größen. Hier sind besonders hervorzuheben der Fabeldichter Simeon Stankiewicz, der Epigrammen- und Liederdichter Dyonisius Poszka (Paszkiewicz), welcher auch Vergils Aeneide ins Litauische übersetzte.

Als bedeutende Geschichtsschreiber muß ich nennen: Simeon Daukantas (1793—1864), Georg Graf Plater und Bischof Matthias Wolonczewski (1801—1875), dessen Werk „Zemaicziu Vyskupyste" einen reichhaltigen Beitrag zur Geschichte Litauens von 1414 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gibt. Der Sprachforscher Prof. Friedrich Kurszatis († 1884) hat sich große Verdienste durch seine „Grammatik der litauischen Sprache" und durch sein „Wörterbuch . . " erworben. Er war Professor an der Universität Königsberg und Leiter des litauischen Seminars, seit 1849 redigierte er die Zeitung „Keleiwis". Ein Wörterbuch nach dem Volksmunde stellte Miezinis zusammen.

Wir wollen nicht vergessen die Nationaldichter Wienazynski und den Bischof Baranowski, dessen „Anykszcziu szilelis" als die schönste Perle litauischer Dichtkunst bezeichnet wird. Bekannt ist allen

Litauern Jwinski als Volkspädagog und Friedrich Kelkis, der die erste litauische Zeitschrift 1832 in Königsberg herausgab.

Nach Brenszstein sind im 16. Jahrhundert 26 litauische Werke, im 17. Jahrhundert 33, im 18. Jahrhundert 113, im 19. Jahrhundert bis 1865 624 in Druck erschienen. Die litauische Literatur nahm immer größern Aufschwung, als im Jahre 1865 der Druck litauischer Erzeugnisse mit lateinischen Buchstaben vom russischen Staate verboten wurde.

Auch die polnische Literatur verdankt so manches wertvolle Werk Litauen. Der genialste Dichter Polens, Adam Mickiewicz, war nicht bloß Litauer von Geburt, sondern liebte auch sein Vaterland wie wenige andere. Sein Lieblingsort war ein reizendes Tal bei Kowno, das nach ihm auch benannt wurde. Seine besten Werke: „Grazyna", „Konrad Wallenrod" und „Pan Tadeusz" behandeln echt litauische Motive. Er war auch der Begründer der litauischen Schule (Szkola litewska) in der polnischen Literatur. Auch die polnischen Schriftsteller Bohusz, Jucewicz, Narbutt, Syrokomla waren Litauer reinsten Blutes. J. J. Kraszewskis schönstes Gedicht „Anafielas" wird von modernen Litauern den größten Werken der Weltliteratur gleichgestellt. Kraszewski hat auch nicht wenig zur Wiedergeburt Litauens beigetragen.

Der Kunstsinn der Litauer offenbart sich vorzugsweise in der Textilkunst, die reizende Muster aufweist und auf den Ausstellungen in Kowno, Wilna, Riga, Petersburg und Berlin allgemeinen Beifall erntete. Kennerin und Liebhaberin litauischer Gewebe ist die Kaiserin Augustè Viktoria.[5]) Die litauischen Kreuze verraten reiche Begabung der Litauer für Architektur und Plastik. Die Figuren sind zwar oft recht naiv geformt, aber die Ornamente zeigen guten Geschmack und schöne Ausführung.[6])

Die Kunst im vollen Sinne des Wortes ist bei den Litauern erst neuern Datums. Trotzdem hat der Litauische Kunstverein in Wilna, „Lietuviu Dailes Draugija", bereits eine stattliche Zahl von Werken litauischer Künstler gesammelt, die von der Kritik mit großer Anerkennung begrüßt wurden. Unter den Landschaftsmalern sind besonders hervorzuheben: Zmudzinaviczius, Kalpokas und Varnas. Ihre Bilder zeichnen sich durch Ruhe, Ernst und verständige Darstellung der Natur aus. Der Idealist Cziurlionis ist einer der gefeiertsten Maler Litauens und wurde von einem Teile der Petersburger Presse als Genie hingestellt. Der Bildhauer Rimsza hat viel von sich reden machen durch sein Werk „Vytis", das er eigenhändig auf der Ausstellung in Wilna zerstörte, um den Polen recht zu geben,

welche in dem Werke eine Beleidigung ihrer Nation sahen. Es stellte nämlich einen Jäger dar, wie er einem Adler nachstellte und ihn zu überwinden schien. Nun ist aber der Adler das Wappen Polens und der Jäger (Vytis heißt eigentlich Verfolger) das Wappen Litauens. Inde irae. Der Baukünstler und Bildhauer Wiwulski brachte als erster in die Architektur litauische Motive hinein. Jaroszevicz verrät eine große Begabung und Originalität im Vignettenzeichnen, während Szlapelis in humoristischer Darstellung litauischer Typen hervorragt. Die Tonkunst ist durch die Komponisten Naujalis und Piotrowski gut vertreten. Letzterer wird als Schöpfer litauischer Opern gefeiert. Auch dürfen Szimkus und Kaczanauskas nicht vergessen werden als bewährte Chorführer In Amerika funktioniert bereits ein litauisches Konservatorium.

Die litauische Kunst findet ein großes Hindernis in dem Mangel an Abnehmern, da der reiche Adel durchweg polonisiert ist und sich feindlich gegen alles Litauische verhält, der gewöhnliche Mann aber aus ökonomischen Gründen auf Kunstwerke verzichten muß.

III. Aus der Leidensgeschichte Litauens

Es gibt wohl kaum ein anderes Volk in Europa, das so viel gelitten hätte wie das arme Litauervolk. Seit der Vereinigung mit Polen hat es den Leidensweg betreten und bis zum heutigen Tage harrt es vergebens seiner Erlösung.

Sein hartes Schicksal hat es vorzugsweise den lieben Bundesgenossen zu verdanken. Die Polonisierung der Bojaren, und später des höhern Adels, die Leibeigenschaft, die Einbuße der Selbständigkeit, die unglücklichen Revolutionen, das Verbot der Presse und die Unterdrückung einheimischer Kultur sind hauptsächlich auf die verpönte „Polnische Wirtschaft“ zurückzuführen. Doch wenn man heutzutage die Polen als die Erzfeinde Litauens betrachtet, so ist das ein großer Fehler. Die Polen haben es gut gemeint mit ihren Verbündeten und böser Wille ist ganz ausgeschlossen. Im Gegenteil, durch Übermittlung ihrer Kultur an die Litauer wollten sie aufrichtig ihnen einen Samariterdienst erweisen. Wenn es anders geworden ist, so trägt der Gang der Geschichte die Schuld daran. Doch wenn die Nationalisten Polens die Litauer für ihre polnisch-christliche Kultur zu besonderer Dankbarkeit verpflichten und ihnen wegen ihres Separatismus Vorwürfe machen wollen, so ist das böser Wille, der nur durch grobe Unkenntnis geschichtlicher Tatsachen zu entschuldigen wäre. Die staatliche Vereinigung war für die Polen

vorteilhafter als für die Litauer. Hinsichtlich der Kultur standen beide Völker auf gleicher Stufe, und an der spätern Hebung der polnischen Kultur haben auch die Litauer mitgearbeitet. Zum Christentum traten die Litauer durch den Willen ihrer Fürsten und nicht durch Bekehrung von Seiten polnischer Apostel über. Der heutige Separatismus ist nur ein notwendiger Selbstschutz.[7])

Auch Rußland wird es gut gemeint haben, als es die Litauer dem großen slawischen Volksstamme einverleiben und in den Schoß der „heiligen rechtgläubigen Kirche" aufnehmen wollte. Doch der Fisch möchte lieber im Wasser als in Butter schwimmen. Der Litauer wollte um jeden Preis litauisch und katholisch bleiben. Das ist ihm wohl teuer zu stehen gekommen, doch er scheute vor keinem Opfer zurück. Man schmeichelte ihm und drohte, alles vergebens. Selbst das Genie des berüchtigten Henkers Murawjew, des Generalgouverneurs von Wilna, welchem später jedem menschlichen Gefühl zum Trotz in der Hauptstadt Litauens ein Denkmal errichtet wurde, vermochte nicht seinen Willen zu brechen. Alle Instanzen waren tätig an der Bekehrung des verstockten Volkes — vom einfachen Landpolizisten und Psalmensänger bis hinauf zum „Heiligsten" Synod und dem „Väterchen" Zar.

Rußland ist überhaupt nicht blind vorgegangen. Nein, es hat ein ganz klug durchdachtes System geschaffen, um sein großes Ziel zu erreichen. Die Regierung erkannte klar, daß für die Litauer auf dem Wege nach Moskau zwei große Hindernisse standen: Polen und Rom.

Litauen sollte von Polen getrennt und dem Einfluß katholischer Geistlichkeit entzogen werden. Das sollte erreicht werden durch das Verbot litauischer Bücher in lateinischen Buchstaben und durch die Unterdrückung des Klerus. Das genannte Verbot erfolgte im Jahre 1865. Von nun an durfte kein litauisches Buch weder gedruckt noch verkauft werden außer in russischen Buchstaben. Selbst Gebetbücher mit lateinischen Buchstaben wurden nicht geduldet und den Gläubigen von Polizisten aus den Händen gerissen. In den Gemeindehäusern ließ man Plakate aushängen mit der Aufschrift: „Polnischsprechen ist verboten". In den Volksschulen sollte nur russisch unterrichtet werden, Religion nicht ausgenommen. Es wurden Kinderchöre gebildet, die mehrstimmige russische Lieder vortrugen. Lehrer konnten nur orthodoxe Russen sein, die zugleich und hauptsächlich der Spionage, Bekehrung und Russifizierung dienten. Privatunterricht durfte nur durch Personen, die von der Regierung bestätigt waren, erteilt werden. Zur Förderung der Proselytenmacherei errichtete man orthodoxe Kirchenschulen und katholische Kinder wurden

durch verschiedene Vergünstigungen zu ihnen herübergezogen. Auch mußten die katholischen Schüler sämtlicher Anstalten an Feiertagen dem Gottesdienste in der rechtgläubigen Kirche beiwohnen.

Der katholische Klerus wurde unter die strengste „Vormundschaft" des Staates gestellt, damit sein „verderblicher" Einfluß auf das theokratische Volk die „apostolischen" Bestrebungen der eifrigen Regierung nicht hindere. Man traf Verordnungen, die einfach haarsträubend sind. Ein Priester durfte nicht über die Grenze seiner Gemeinde hinausfahren, auch nicht, um einem Sterbenden die heiligen Sakramente zu spenden. Die Predigten sollten von Gendarmen überwacht und über ihren Inhalt regelmäßig Bericht erstattet werden. Bei der Unkenntnis der litauischen Sprache seitens der Gendarmen gab es zuweilen recht heitere Mißverständnisse. So soll ein Gendarm, als er in der Predigt die Worte hörte: „Du bist Petrus und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen," voll Entrüstung ausgerufen haben: „Was? Eine Kirche bauen? Hat er denn die Genehmigung der Regierung?" Se non e vero è bene trovato. Die Schulen mußten möglichst weit vom Pfarrhause entfernt liegen, damit sie dem Einfluß der Geistlichkeit entzogen seien. Der Bau und die Reparatur von Kirchen, Kapellen und Bethäusern war strengstens verboten und diesbezügliche Bittschriften wurden nicht beachtet. Um die Erlaubnis für Reparaturen z. B. eines Gesimses zu erhalten, mußte man monate-, wenn nicht jahrelang warten. Die Wegekreuze wurden, weil sie die Religiosität des Volkes förderten, strengstens untersagt. Pässe durften den Priestern nicht ausgestellt und Erlaubnis zum Verlassen der Gemeinde nur im sichern, unverdächtigen Notfalle gegeben werden. So geschah es, daß ein Gesuch um die Erlaubnis, eine sterbende Mutter besuchen zu dürfen erst nach ihrem Tode bewilligt wurde. Katholische Priester und Nihilisten galten als die innern Feinde des Staates, und damit jene nicht zu viel Unheil anrichteten, wurde ihnen ein Schutzengel in der Gestalt eines Landpolizisten (urjadnik) beigegegen. Dieser sollte jede Handlung seines Schutzbefohlenen beaufsichtigen und ihn an die Gefahren eines allzu großen Eifers gelegentlich erinnern. Jede Auflehnung gegen die Vormundschaft sollte schwer bestraft werden. Glücklicherweise gibt es im „heiligen" Rußland wirksame Mittel gegen alle Übel. So hat man denn auch Schlafmittel für unruhige Polizisten. Als solche haben sich ganz besonders das vaterländische Getränk, die „Wodka" und die rollende Zarenmünze bewährt. Im Kulturkampf leisteten sie ausgezeichnete Dienste. Wer die Verhältnisse in Rußland kennt, wird sich kaum wundern, daß solche Mittel angewandt werden.

Die Bestechlichkeit ist ja im Zarenreich ein malum necessarium. Charakteristisch ist die Fabel von der Sanktionierung der Bestecherei durch Gott selbst. Gott Sohn soll sich nämlich bei Gott Vater über die Unverschämtheit eines Russen beschwert haben, der bei einer Volkszählung von ihm einen Paß verlangte. „Der war aber auch leicht abzufinden," antwortete der himmlische Vater, „du brauchtest ihm bloß ein Trinkgeld zu geben." Trotz alledem war ein unbestrafter Priester eine rara avis in gurgite vasto. Geldstrafen und Verbannung waren an der Tagesordnung und man war gezwungen, geheime Versicherungsgesellschaften zu unterhalten, um das schwere Schicksal der Unglücklichen einigermaßen zu erleichtern. Bischöfe wurden insofern bevorzugt, als man sie mit größern Geldstrafen belegte und in feierlichem Aufzug in die Verbannung schickte.

Während die katholische Geistlichkeit in ihrer Tätigkeit aufs äußerste beschränkt und die Schuljugend russifizert und für die rechtgläubige Kirche erzogen wurde, versuchte man gleichzeitig das Volk zu bekehren und zu russifizieren. Man verbreitete Gebetbücher mit russischer Schrift, baute orthodoxe Kirchen, gründete Brastwos (rechtgläubige Bruderschaften), siedelte russische Bauern an, verbot katholische Feierlichkeiten, Prozessionen, Wallfahrten, Vereine, Gesellschaften. Auch durften Katholiken keine amtlichen Stellen einnehmen, während es genügte orthodox zu werden, um Karriere zu machen.

Wenn man den Litauern im Gouvernement Suwalki, das zum Generalgouvernement Warschau gehörte, einige Freiheit gewährte, so geschah es keineswegs aus Mitleid, sondern um sie von den Polen zu trennen und den Grundsatz „divide et impera" erfolgreicher durchzuführen.

Man kann sich die Begleiterscheinungen eines solchen Apostolats unschwer denken. Der Litauer merkte wohl, daß man es auf seine höchsten Güter, auf Religion und Nationalität, abgesehen hatte. Er beugte heldenmütig der russischen Knute den Rücken und betete still um Erlösung.

IV. Litauens Wiedergeburt

Die Folgen des russischen Kulturkampfes waren zwei regierungsfeindliche Parteien, die demokratische (LDP) und die sozialdemokratische (LSDP), sowie drohende Revolution. All die Mittel und Mittelchen, die zur Vernichtung des Katholizismus und der Nationalität angewandt wurden, haben das Volk nur zur Vertiefung des Glaubens und zur Pflege der eignen Kultur geführt. Litauische

Bücher mit russischem Alphabet wurden zu Zigaretten gedreht, Russifikationsschulen boykottiert und die verfolgten Priester zu Märtyrern gestempelt. Während ihr Opfermut und ihre Ausdauer ihnen den Ruhm der Apostel brachte, hat sich die Geschichte des Zarenreiches mit bleibendem Schandfleck besudelt. Zwar hat die grausame Verfolgung den Fortschritt litauischer Kultur für einige Zeit aufgehalten, doch die Keime neuen Lebens konnte sie nicht ersticken.

Nachdem 1883 in Ostpreußen die Zeitschrift „Auszra" (Morgenröte) gegründet war, sind bessere Tage für Litauen gekommen.

Wohl gab es dortselbst seit 1849 ununterbrochen periodische Blätter in litauischer Sprache, doch sie erschienen in gothischer Schrift und dienten preußischen Litauern, die ihre eigne Kultur besaßen.

„Auszra" verdankte ihr Entstehen vorzugsweise Dr. Baßanowicz, doch nicht wenig trug auch der in großem Ansehen bei den Litauern stehende Verfasser literarischer Werke über Litauen, J. J. Kraszewski zu ihrer Begründung bei.[8]) Die Zeitschrift wurde von den Freunden Litauens (Lietuvos myletoju) unter steter Mitwirkung der akademischen Jugend herausgegeben und weckte in hohem Grade das nationale Bewußtsein des Volkes. Leider ging sie zu weit in der Verehrung der alten heidnischen Kultur Litauens und machte sich zum Feinde des katholischen Klerus, ohne dessen Unterstützung sie ihr Erscheinen einstellen mußte (1886).

Das war ein harter Schlag für die Wiedergeburt Litauens. Doch die starken Triebe des erwachten Volkstums sollten nicht mehr verdorren, und tatsächlich nach dreijährigem Stillstand entfalteten sie sich zu neuem Leben. Leider konnte die gebrochene Einigkeit zwischen dem Klerus und den Freisinnigen nicht wieder hergestellt werden. Während nämlich die Fortschrittler zum aktiven Vorgehen gegen die tyrannische Regierung anspornten, wollten die Geistlichen von einer revolutionären Bewegung nichts wissen.

In ihrem Organ „Apzvalga" (Rundschau), seit 1896 „Tevynes Sargas" (Wächter der Heimat), ermahnte die Geistlichkeit zu Geduld und Gottvertrauen. Jeder ungerechte und glaubensfeindliche Staat werde früher oder später von Gott bestraft und müsse zugrunde gehen. Man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und deshalb müsse man durch passiven Widerstand den ungerechten Forderungen des Staates ausweichen. Zu diesem Zwecke sollen die geheimen Ziele der Regierung dem Volke enthüllt und die Kampfmethode angegeben werden. Die orthodoxen Kirchenschulen müssen unbedingt und die Volksschulen möglichst gemieden werden. Der Unterricht soll zu Hause heimlich erteilt werden. Jede Art von Mitteln

solle dazu verwandt werden. So könnten außer den Eltern etwa Anverwandte oder ärmere Gebildete die Kinder unterrichten. Die Mittelschulen sollen außerhalb des Gouvernements Kowno und Wilna aufgesucht werden, weil dort die Russifikationspropaganda für die Litauer weniger gefährlich sei. Daß dieser Aufforderung auch Folge geleistet wurde, zeigen beispielsweise folgende statistische Daten. 1903 waren im Gymnasium in Mariampol aus der Gesamtzahl der Schüler 40,12 Prozent Litauer. 1901 im Gymnasium in Mitau 33,3 Prozent. 1900 im Gymnasium in Libau 25 Prozent. 1903 im Lehrerseminar in Weiwery 50 Prozent Litauer.

Die Liberalen wirkten durch zwei Organe, die ebenfalls in Ostpreußen erschienen, nämlich „Varpas" und „Ukininkas". Beide verbreiteten den Sozialismus nach Marx und stellten sich zur Aufgabe das Volk für die Revolution zu gewinnen. Ihnen verdanken zwei Parteien ihr Entstehen, nämlich „Lietuviu Social-Demokratu Partija" und „Lietuviu Demokratu Partija". In Amerika erschienen mehrere litauische Zeitungen radikaler Richtung, wie „Apzvalga", „Garsas", „Nauja Gadyne" u. a.

Die Folgen der eifrigen Propaganda blieben nicht aus. Der Sozialismus faßte festen Fuß im Volke, besonders unter der Arbeiterbevölkerung. Die Regierung sah sich bedroht und sann nach Mitteln gegen die revolutionäre Bewegung. Diese fand sie schließlich in der Aufhebung des barbarischen Verbots, litauische Bücher und Schriften mit lateinischen Buchstaben zu drucken, die auch wirklich im Jahre 1904 erfolgte. Das geschah aber wie alles in Rußland, etwas zu spät. Die Revolution konnte in Litauen nicht ganz aufgehalten werden. Doch sie hätte ohne diese Mittel viel stärker werden können. Die Druckerlaubnis wirkte versöhnend und brachte die litauische Presse unter die staatliche Zensur, die nicht verfehlte sie im Geiste der Regierung zu leiten.

So kam es, daß die Revolution in Litauen (Herbst 1905) trotz der Hetze der Demokraten und Sozialdemokraten nur einen passivboykottierenden Charakter hatte. Nicht wenig trug dazu die katholische Geistlichkeit bei, welche sich zur tätigen Auflehnung selbst gegen eine tyrannische Regierung nicht bewegen ließ und ihren mächtigen Einfluß auf das Volk zugunsten gerechter Forderungen auf petitivem Wege ausnutzte.

Die Revolution offenbarte sich vorzugsweise in Versammlungen, auf denen die verbrecherische Tätigkeit der Regierung beleuchtet und über die Mittel des Freiheitskampfes beraten wurde. Fast überall beschloß man die Regierungsanstalten zu boykottieren. An

Stelle der aus Angst vor Gewalttaten sich zurückziehenden orthodoxen Volksschullehrer, die bis jetzt nur Russifikationszwecken und der Spionage dienten, sollten Litauer aus Polen und Rußland herangezogen werden. Die Verwaltungen der Bauerngemeinden, welche der Bestechung ihren Posten verdankten, sowie die Polizei als Handlanger der Regierung, sollten gemieden und verachtet werden.

Doch all die Versammlungen waren nur eine Vorbereitung auf den sogenannten „Reichstag in Wilna".

Dieser Reichstag wurde am 21. November a. St. 1905 in Wilna, der Hauptstadt Litauens, eröffnet und währte zwei Tage. Es erschienen zahlreiche Vertreter der Geistlichkeit aus den drei litauischen Diözesen (Wilna, Kowno und Sejny), Delegierte des Litauischen Lehrerbundes (LMS), Abgeordnete der Bauerngemeinden, verschiedene Parteiführer, wie Nationalisten, Demokraten, Sozialisten, Delegierte litauischer Kolonien in Warschau, Riga, Odessa, Petersburg, Moskau, Mohilew, Woronez, auch Gäste aus Preußen; alles in allem 2000 Teilnehmer. Es waren 1800 Eintrittskarten gelöst worden, doch viele kamen ohne Karten.

Die Verhandlungen verliefen ruhig und würdevoll und entsprachen ganz dem Ernst der Lage und des Augenblicks. Es wurden Beschlüsse gefaßt, die ein anschaunliches Bild der politischen Lage des Volkes geben und meine verehrten Leser gewiß interessieren werden, weshalb ich sie in wörtlicher Übersetzung hier wiedergebe:

1. Die gegenwärtige Lage in Rußland und Litauen

Nachdem wir erkannt haben, daß die gegenwärtige zarische Regierung unser größter Feind ist, daß gegen diese Regierung sich alle Länder des russischen Reiches empört haben, daß nur in siegreichem Kampfe mit der alten Ordnung wir imstande sein werden, unser Dasein zu verbessern, beschließen wir, Litauer, Teilnehmer der Versammlung, daß wir uns aufklären, zusammentun, und solidarisch mit den aufständischen Völkern zum Kampfe stellen werden.

2. Autonomie Litauens

In der Überzeugung, daß die Wünsche der Einwohner Litauens nur bei voller Autonomie des Landes ganz befriedigt werden können, und da es wünschenswert ist, daß auch andere in Litauen wohnende Nationalitäten volle Freiheit genießen, beschloß der Litauische Kongreß, Autonomie für Litauen zu verlangen mit dem

Reichstag in Wilna an der Spitze, zu dem Abgeordnete durch allgemeine, gleiche, unmittelbare und geheime Wahl ohne Unterschied des Geschlechts, der Nationalität und des Bekenntnisses gewählt würden.

Dieses autonome Litauen soll zusammengesetzt werden aus dem gegenwärtigen etnographischen Litauen als Kern, den Nachbargebieten, welche aus ökonomischen, kulturellen und nationalen Rücksichten zu ihm hinneigen, sowie andern, deren Einwohner dazu ihren Wunsch nach allgemeiner Verständigung äußern würden.

In Anbetracht dessen, daß die Litauer des Gouvernements Suwalki auf dem Kongreß in Wilna einstimmig die Notwendigkeit eines Zusammenwirkens mit den Litauern anderer Gouvernements im Kampfe um das autonome Litauen anerkannt haben, hat der Kongreß gutgeheißen, daß die Litauer des Gouvernements Suwalki dem autonomen Litauen einverleibt werden.

3. Die Art des Kampfes um die Autonomie

Um die Autonomie zu erlangen, muß man vor allem das jetzige System der Unterdrückung endgültig stürzen. Zu diesem Zwecke muß man die Bestrebungen aller politischen Parteien Litauens, wie auch einzelner Persönlichkeiten vereinigen. Nach solidarischer Vereinigung müssen wir uns allen andern Völkern Rußlands anschließen, welche zum Sturze dieses Systems beitragen; unterdessen soll man keine Steuern zahlen, die Monopolbuden schließen, die Kinder nicht in russische Volksschulen schicken, in den Gouvernements Kowno, Wilna und Grodno die Gemeindegerichte wie auch andere Institutionen meiden, unsere Brüder nicht in den Militärdienst schicken; falls nötig, sollen alle Arbeiter in den Städten und auf dem Lande streiken.

4. Bauerngemeinden, Schulen und Kirchen

In allen Bauerngemeinden Litauens soll die Muttersprache in allen Aktenstücken gebraucht werden.

Weil die jetzige Schule nur ein Werkzeug zur Vernichtung der Nationalität und der Religion ist, deshalb müssen alle Schulen vollständig nationalisiert und alle Fächer in der Muttersprache erteilt, und die Lehrer von der Bevölkerung gewählt werden.

Weil in den litauischen Kirchen der Wilnaer Diözese zum Gottesdienst aus politischen Rücksichten die polnische Sprache gebraucht wird, hat der litauische Kongreß einstimmig beschlossen, den Litauern, die in der Wilnaer Diözese wohnen und kämpfen, die besten Glück-

wünsche zum Kampfe für die Rechte der litauischen Sprache in den Kirchen Litauens auszudrücken, und verurteilt das heutige Kirchensystem in der Wilnaer Diözese.

Wenn auch die Beschlüsse des „Reichstages" stellenweise einen Mangel an politischer Reife verraten, so verdienen sie doch allgemeine Beachtung, da sie die Wünsche und den Willen des ganzen litauischen Volkes ausdrücken.

Unmittelbar nach dem Schlusse des Kongresses versammelte sich die Geistlichkeit der drei litauischen Bistümer zu einer besondern Konferenz, auf der das schon vorhandene Programm der im Entstehen begriffenen Partei der christlichen Demokraten („Lietuviu Krikszczioniu Demokratu Susivienijimas") näher erörtert wurde. Obgleich diese Partei aus gewissen Gründen nie offiziell tätig war, so hatten doch ihre Grundsätze einen wirksamen Einfluß auf die spätere Handlungsweise des litauischen Klerus. Ihre Hauptaufgabe war, das private und das öffentliche Leben des Volkes nach der Lehre der Kirche auf nationaler Grundlage zu organisieren. Demgemäß verlangt die Partei volle Religionsfreiheit, die sich ganz besonders in freier Verbindung mit dem apostolischen Stuhle und der Fernhaltung des Staates von der Einmischung in kirchliche Angelegenheiten offenbaren sollte. Die Gründung von Klöstern, Orden, Bruderschaften, der Priesterseminare sowie die Ordnung des Kultus sei Sache des Bischofs und der Geistlichkeit und nicht des Staates. Die eingezogenen Güter sollen der Kirche zurückerstattet und die geistliche Akademie in Wilna wieder eröffnet werden. Anstatt des Julianischen müsse der Gregorianische Kalender eingeführt werden. Bei allgemeinem Schulzwang soll Privatpersonen die Freiheit, Schulen zu gründen, belassen werden, und Zöglinge dieser Anstalten müssen vom Besuch staatlicher Schulen befreit werden. Dieser Punkt war wichtig im Falle einer Laizisierung der Schulen.

Im übrigen stimmt das Programm mit dem des Kongresses vollständig überein.

Auch die Delegierten der Bauerngemeinden hatten am zweiten Tage des Kongresses sich zu einer Sondersitzung versammelt, an der viele Glieder der demokratischen und sozialdemokratischen Partei teilnahmen. Sie war ganz von demokratischem Geiste beseelt und faßte viele praktische Beschlüsse ökonomischer Natur.

Der Lehrerverband benutzte beide Tage des Kongresses zur Beratung über das Problem der zukünftigen Schule und arbeitete ein genaues Programm für dreiklassige Elementarschulen aus.[9])

Obgleich der litauische Reichstag in Wilna von der Regierung nicht anerkannt wurde, so war er doch von großer Bedeutung für Litauen, denn er brachte neue Elemente in die Entwicklung des Landes und bewirkte in hohem Maße seine Wiedergeburt. Das Volk erwachte zu neuem Leben, die Regierung aber erkannte die ihr drohende Gefahr und schenkte der Stimme des Volkes Gehör.

Schon am Tage nach dem litauischen Kongreß erließ der Generalgouverneuer von Wilna, Frese, einen Aufruf an das litauische Volk, in dem er die Berechtigung seiner Forderungen anerkannte und ihre Berücksichtigung durch die Regierung versprach, doch müßten sie vorerst von der Duma geprüft werden. Mittlerweile könne er kraft des kaiserlichen Erlasses vom 17. Oktober die litauische Sprache in den Volksschulen und der Gemeindeverwaltung gestatten.

Bald besserte sich denn noch gar manches andere. Wenngleich die verliehene Freiheit noch vieles zu wünschen übrig ließ, so war sie doch wie eine Erlösung für das lang bedrückte Volk. Einem Vogel gleich, der dem engen Käfig entflogen, sich in die Lüfte schwingt, rafften sich die Litauer empor und erreichten bald eine ungeahnte nationale und kulturelle Höhe. In zehn Jahren war Litauen ein anderes Land geworden. Wer jetzt nach längerer Abwesenheit in die Heimat kommt, glaubt sich in ein Märchenland versetzt.

Allerorts sieht man neue stilgerechte Kirchen, wohleingerichtete Armenhäuser, Schulen, Sparkassen, neueste Landwirtschaftsgeräte. In jeder noch so ärmlichen Bauernhütte findet man Zeitschriften und Bücher zur nützlichen Unterhaltung und Fortbildung. Analphabeten trifft man nur noch unter alten Leuten. Viele Dörfer sind verschwunden und an ihrer Stelle sieht man Einzelhöfe zerstreut daliegen, was auf die Erkenntnis der Vorteile, welche die Separatwirtschaft biete, leicht schließen läßt. In den Städten und größern Dörfern gibt es Theatervorstellungen, Konzerte und wissenschaftliche Vorträge, Bibliotheken und Lesehallen.

Ganz besonders bemerkenswert ist das litauische Vereinswesen. Während des Druckverbots waren auch litauische Vereine im Lande staatlich verboten. Doch gleich nach der Aufhebung des barbarischen Gesetzes entfaltete sich in Litauen ein reges Vereinsleben. Man bildete Vereine für Wissenschaft und Kunst, Arbeiter- und Studentenvereine, Wohltätigkeits- und Mäßigkeitsvereine, landwirtschaftliche, ökonomische und verschiedene Fachvereine.

Der bedeutendste unter ihnen ist der Verein vom hl. Kasimir, dem Patron Litauens. Er hat zum Ziele die Herausgabe und Verbreitung guter Volksbücher populär-wissenschaftlichen und geistlichen

Charakters. Gegen Beitrag von 1½ Rubeln erhält jedermann Bücher im Werte von 3 Rubeln. Der Verein hat einen solchen Anklang beim Volke gefunden, daß ihm sämtliche Gemeinden Litauens und Kurlands beigetreten sind.

Der Volksbildungsverein „Saule“ sorgt für Ausbildung litauischer Lehrer und gründet Elementarschulen. Er besitzt in Kowno bereits sein eignes Haus im Werte von 100 000 Rubeln.

Der Kunstverein „Lietuviu Dailes Draugija“ bemüht sich durch Wanderausstellungen litauische Künstler zur Pflege nationaler Kunst zu bewegen.

Der Verband der litauischen Mäßigkeitsvereine, „Blaivybe“, hat dem Volke durch Verbreitung billiger Broschüren über die Schädlichkeit des Alkoholgenusses enorme Dienste geleistet. Er gibt auch einen sehr populären Kalender heraus. Da die Begründer all dieser Vereine mit wenigen Ausnahmen katholische Priester sind, so werden sie auch im katholischen Geiste geleitet und haben sehr oft Priester als Vorsteher.

Um einen Überblick über die literarische Tätigkeit der Litauer in den letzten Jahren zu haben, genügt es, die umfangreichen Bücherverzeichnisse der Verlagshandlung Joseph Zawadskis durchzublättern. Da gibt es theologische, philosophische, historische, poetische, dramatische belletristische und philologische Werke, sowie Zeitschriften, die alle Schichten der Bevölkerung zur Genüge befriedigen können. Doch es würde zu weit führen, wollte ich mich in ihre nähere Beschreibung einlassen. Nur möchte ich noch beiläufig bemerken, daß viele unter ihnen als klassisch bezeichnet werden müssen.

V. Litauen und der Weltkrieg

Der Weltkrieg hat Litauen auf der Höhe seiner nationalen Entwicklung angetroffen. Rußlands Politik des letzten Jahrzehnts gab dem litauischen Volke Gelegenheit, das Versäumte einigermaßen einzuholen und seine nationale Entwicklung reich zu entfalten. Millionen nützlicher Bücher und Zeitschriften überfluteten das Land. Das religiöse Leben des Volkes, das wegen seiner Oberflächlichkeit in Ritualismus auszuarten drohte, hat eine vernunftmäßige Vertiefung erfahren. Gewerbe und Handel wetteiferten mit der Landwirtschaft, die bis vor kurzem die einzige Quelle des Erwerbs gewesen war.

Schon legte sich der Haß gegen die tyrannische Regierung und die ungerecht geschlagenen Wunden fingen an zu vernarben, als ganz

unerwartet der Weltkrieg ausbrach. Litauen stand vor einem neuen Problem. Siegt Rußland, so ist es um die erzwungene Freiheit geschehen, wird es aber geschlagen, was wird dann aus Litauen?

Jedenfalls mußte man auf das erste sich vorsehen und bei der Regierung sich einschmeicheln. Dafür hat nun der Dumaabgeordnete Yczas genügend gesorgt. Doch an einen Sieg Rußlands glaubten die wenigsten. Man kannte ja zu gut die wirtschaftliche Lage der russischen Regierung. Übrigens war der Japanische Krieg noch in aller Erinnerung.

Deutschland gegenüber war Litauen zum herzlichsten Danke für die freundliche Aufnahme während des Kulturkampfes verpflichtet. Deutsche Ordnung, Gerechtigkeit und Kultur konnte dem Nachbarvolke ja auch nicht fremd bleiben. Außerdem war es bekannt, daß die katholische Kirche in Deutschland mehr Freiheit genießt, als in manchen rein katholischen Staaten. Das konnte dem gläubig gesinnten Volke nicht gleichgültig sein. Zudem war Ostpreußen das Klein-Litauen, also ein Brudervolk. So wird wohl niemand dem armen Litauer übelnehmen, wenn er mit sympathischen Blicken nach Westen schaute.

Wohl suchte die von der Regierung beeinflußte russische Presse Haß und Rachsucht bei allen ihren Völkern gegen Deutschland zu schüren, indem sie haarsträubende Greueltaten der Teutonen erzählte. Man bezeichnete sie als Barbaren, Vandalen, Brandstifter, Priestermörder und Kirchenschänder. Das Vergewaltigen der Frauen, Aufspießen unschuldiger Kinder, Morden schwacher Greise, das Rauben und Plündern bereite den Unmenschen nicht die geringsten Gewissensbisse. Es wurden Ansichtskarten und Flugblätter verbreitet, in denen die Greuel- und Schandtaten der verpönten „Raubmörder", von Witz und Hohn beleuchtet, um so grausiger erscheinen sollten. Doch zu alledem schüttelte der Litauer mißtrauisch den Kopf. Die beliebtesten litauischen Zeitungen: „Viltis", „Vienybe", „Rygos Garsas" wußten nichts davon zu erzählen und erschienen mit vielen weißen Spalten, welche von den Artikeln herstammten, die die Zensur gestrichen hatte.

Freilich wußten die aus Preußen heimkehrenden Arbeiter vieles über spöttische Auslassungen deutscher Protestanten gegen die Gebräuche der katholischen Kirche zu erzählen, auch war der Eifer des Evangelischen Bundes nicht unbekannt, doch an Disziplinlosigkeit im deutschen Heere wollte niemand glauben.

Nicht weniger mißtrauisch verhielten sich die Litauer den russischen Versprechungen gegenüber. Noch stand ja die Statue des

berüchtigten Henkers Murawjew in ihrer Mitte und lächelte spöttisch zu den Manifesten des heimtückischen Großfürsten.

Als nun die Popenwirtschaft in Galizien bekannt wurde — bekanntlich wurden in der kurzen Zeit der russischen Herrschaft 200 orthodoxe Gemeinden gegründet und 300 waren im Entstehen begriffen — und selbst die begeisterten Polen aus ihrem panslawistischen Rausche erwachten, da wurde das Mißtrauen der Litauer zur Gewißheit. Jetzt sahen sie klar, was man von einem siegreichen Rußland zu erwarten hatte.

Freiheit kann man in Rußland sich wohl erzwingen, doch nie darf man auf die Großmut der Regierung rechnen. Wenn in den letzten zehn Jahren die Litauer etwas Freiheit genossen, so war das durchaus nicht aus dem Wohlwollen der Regierung zu erklären. Die Regierung war ja gezwungen sie zu gewähren und bemühte sich obendrein, sie zu ihrem eignen Vorteil auszunutzen. Waren doch die Litauer Bundesgenossen der Polen, mit denen sie durch Bande der Kultur und der Religion verbunden waren. Diese Bande mußten unbedingt zerrissen werden, damit der Grundsatz „divide et impera", den Rußland durchzuführen suchte, von Erfolg begleitet werde. Diese Politik hat in den baltischen Provinzen, wo die Letten und Esten gegen die Deutschen gehetzt wurden, die schönsten Früchte getragen. Warum sollte man sie in Litauen nicht auch anwenden?

Die Ziele der Regierung konnten dem durch lange Erfahrung klug gewordenen Volke nicht verborgen bleiben. Es war nicht mehr zu betören. Warum begünstigte die Regierung die Litauer auf Kosten der Polen, und warum blieben trotz der Gunst der Regierung fünf Bischofssitze, nämlich der Diözesanbischofssitz Wilna und die Suffraganbischofssitze Wilna, Kowno, Sejny und Kurland, wo auch die Mehrzahl der Katholiken Litauer sind, immer noch unbesetzt? Das waren Fragen, deren Beantwortung man in dem Grundsatz „divide et impera" deutlich zu sehen glaubte. Litauer und Polen sollten entzweit und der Katholizismus geschwächt werden, um dem Russentum und der Orthodoxie vollends Tür und Tor zu öffnen.

Trotz des falschen Spieles der Regierung blieben die Litauer ihrem Monarchen treu, und im gegenwärtigen Kriege wird man unter ihnen kaum einen Verräter finden. Doch Gedanken sind zollfrei, und auch dem Litauer darf man diese Freiheit nicht nehmen.

Was nun der Litauer denkt? Er meint, daß es nicht gut sei, eine ungerechte Regierung zu haben, welche die größten Güter ihrer Untertanen, die Nation und den Glauben, unermüdlich und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu vernichten sucht. Des-

halb hofft er, daß aus den Trümmern und den Verwüstungen, die der große Krieg mit sich gebracht, für ihn eine bessere Zukunft erstehen wird.

Anmerkungen

[1]) Tetzner, Fr., Die Slawen in Deutschland. Braunschweig 1902. 30—31.

[2]) „Neue Preuß. Provinzial-Blätter" Bd. X, 256.

[3]) Reclus, E., Nouvelle Géographie Universelle. Paris 1880. T. V 431.

[4]) Sammlungen von Ruhig, Lessing, Herder, Mielcke, Baczko, Staniewicz, Schleicher, Juszka, Rhes, Daukantas, Brzozowski, Fortunatow, Nesselmann, Miller, Baßanowicz, Sobolewski und Melodien von Oskar Kohlberg und Izydor Konopczynski.

[5]) Dabartis Nr. 10.

[6]) Prachtausgabe des Albums „Lietuviu Kryziai — Croix Lithuaniennes" mit litauischem und französischen Text.

[7]) Varpas 1892, 1, 2, 3.

[8]) Römer, M., Litwa 88.

[9]) Das Programm in extenso siehe Römer, M., Litwa. Lwow 1908. 425.

Litauen und Bessarabien

Georg Schemaitis (Berlin)

Litauen

Durch die Einnahme von Kowno, Grodno und Wilna sind in die Hand des deutschen Heeres Landstriche gekommen, welche schon vor fünfhundert Jahren unter nachhaltigem deutschen Einfluß standen — die uralten Wohnsitze des litauischen Stammes, welcher, obwohl im europäischen Westen weniger bekannt, im Osten vor alters sehr anerkennenswerte Kraft und staatenbildende Fähigkeit entfaltete.

Heute ohne eigne staatliche Selbständigkeit, fast im ganzen Bestande Rußland und nur in geringem Bruchteil im Landstrich nördlich von Tilsit dem preußischen Staate angehörig, zählen die Litauer gegenwärtig in völkischer Gesamtheit etwa vier Millionen. Hiervon fallen 1½ Millionen auf die sogenannten Letten, 450 000 auf die Schmuden oder Samogitier, der Rest auf die eigentlichen Litauer.

Der ganze litauische Sprachstamm steht mit Wurzeln und Formen unter allen europäischen Sprachen dem Sanskrit am nächsten.[1]) Nach dem im 17. Jahrhundert zur Tatsache gewordenen völligen Aussterben der altpreußischen Schwesternsprache zwischen Weichsel und Memel umfaßt das Litauische, der oben angeführten völkischen Dreiteilung entsprechend, drei bedeutendere Sprachzweige, den litauischen, schmudischen und lettischen. Der Abstand der beiden letztern von dem Litauischen ist freilich verschieden; bleibt das Schmudische immer nur eine Mundart, so unterscheidet sich das Lettische vom eigentlich Litauischen wie Italienisch vom Latein.

Das heute infolge geschäftlicher Wandlungen von fremden Elementen stark durchsetzte Sprachgebiet des Litauischen erstreckt sich, einschließlich der schmudischen Mundart, von der Ostsee im Westen und von dem Südrande Kurlands im Norden bis zu einer von der Gilgemündung bis nach Grodno gezogenen Linie im

[1]) Die litauische Sprache hat u. a. einen Dual, in der Konjugation außer Aktiv und Passiv noch ein Medium, das Hauptwort kennt kein sächliches Geschlecht. —

Süden und von da über Wilna nach Dünaburg. Während jedoch das innerhalb der bezeichneten Grenzen liegende russische Gouvernement Kowno nach den Erhebungen von 1897 unter 1 544 564 Einwohnern 1 019 774 Litauer oder Schmuden zählte, das Gouvernement Suwalki noch 52,3 Prozent Litauer in der Gesamtbevölkerung aufwies, erreichten die Litauer im Gouvernement Wilna nur 13,3 vom Hundert, im Gouvernement Grodno sogar nur 0,21. — Die Hauptstadt Litauens, Wilna, hatte 1909 unter 182 795 Einwohnern nur 2227 Litauer.

Die preußischen Litauer werden auf 130 000 geschätzt. —

Das Sprachgebiet des Lettischen umfaßt Kurland, Südlivland und die benachbarten östlichen Grenzstriche. Die alte kurische und livische Sprache, dem finnischen Stamme angehörend, lebt nur noch in unbedeutenden Resten. —

Außerhalb der altvölkischen Ursitze des litauischen Stammes finden wir noch zahlreiche, obwohl kleinere litauische und lettische Sprachinseln im eigentlichen Rußland, in Sibirien und Nordamerika, besonders in größern Städten; selbst in London besteht ein litauischer Verein.

Topographisch stellt das am reinsten litauische Gouvernement Kowno ein bis 300 Meter aufsteigendes hügeliges Waldland mit Sümpfen und, besonders im Osten, mit fischreichen Seen dar. Durch das ethnisch am nächsten stehende und südlich benachbarte Gouvernement Suwalki streicht, mit vielen Seen in seinen Tälern, der baltisch-uralische Landrücken. Wilna bildet eine echte, darum an Steingeröll reiche Moränenlandschaft, von dem sich bis 315 Meter erhebenden westrussischen Landrücken durchzogen, mit 621 Geviertkilometer Seen. Das Gouvernement Grodno liegt auf einer weiten, im Süden sumpfigen, im Norden und Osten hügeligen, bis 281 Meter hohen Ebene, von welcher zahlreiche Flüsse, durch den reichen Waldbestand begünstigt, herabsteigen, welche auf 554 Kilometer flößbar, auf 1076 Kilometer schiffbar sind. Unter den ein Viertel der Gesamtfläche einnehmenden Wäldern ist hier die 1275 Geviertkilometer umfassende Bjelowjescher Heide wegen ihres Reichtums an sonst in Europa schon seltenem Wild, wie Auerochsen, Elentiere, Bären, allgemein bekannt. An Flächeninhalt besitzen die eigentlich litauischen Gouvernements folgende Ausdehnung:

Kowno	40 640	Geviertkilometer
Suwalki	12 319	„
Wilna	41 908	„
Grodno	40 641	„

Das religiöse Bekenntnis der zu Rußland gehörigen Litauer ist mit wenigen Ausnahmen der zwangsweise staatskirchlichen das katholische. Die preußischen Litauer sind größtenteils Protestanten, katholisch nur in geringer Minderheit. Die Letten Kurlands und Livlands bekennen sich ebenfalls vorwiegend zum Protestantismus, nur in kleinern Bruchteilen sind sie katholisch oder russisch staatskirchlich. Im Norden des Gouvernements Witebsk, in dem ehemals unter Polen gebliebenen Teile Livlands, wohnen in fast zusammenhängenden Niederlassungen 300 000 katholische Letten mit einem vom baltisch-lettischen stark abweichenden Dialekt.

Ihrer Beschäftigung nach sind Litauer und Letten heute noch zumeist Landwirte, obwohl sie sich auch der Industrie als durchaus gewachsen zeigen. So hat z. B. das Gouvernement Suwalki 620, Wilna 1379 Fabrikbetriebe, besonders Bier- und Metbrauereien. Grodno steht mit seiner Wollindustrie in Rußland an zweiter Stelle. Kowno hat 82 Prozent seiner Fläche Ackerland, erzeugt vorzüglich Getreide und Flachs, weist jedoch auch Fabrikbetrieb auf.

Ist der Lette gewöhnlich hohen Wuchses mit hellen Augen und Haaren, gutmütig, furchtsam und versteckt, so finden wir beim Litauer meist mittlere Statur mit grauen, braunen oder blauen Augen und dunklem Haare. Ruhige Gemütsart, verbunden mit geistiger Gewecktheit, ist seine glückliche Naturanlage, dazu freundliche Geselligkeit, Gastfreiheit, Liebe zum Gesang und tiefe Religiosität. Fühlt sich doch der unter russischer Herrschaft lebende Litauer mit seiner Religion so enge verwachsen, daß er selbst sein Volkstum und seine Sprache als „katholisch" zu bezeichnen pflegt.

Die Letten schwangen sich in historischer Zeit zu größerer Staatenbildung nicht empor. Nach Annahme des Christentums waren sie Angehörige der baltischen Ordensstaaten und kamen später unter Polen, Schweden und Rußland.

Das den Augen der Jetztzeit lange fast entschwundene, nur durch den Weltkrieg wieder auftauchende Litauen (lit. Lietuva) hat eine ruhmvolle, herrliche Vergangenheit in der Geschichte, und bildete in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts unstreitig einen der größten und wohlgeordnetsten Staaten Europas. Das Gebiet des damaligen Großfürstentums Litauen umfaßt zwei Hauptteile: das eigentliche Litauen und das litauische Rußland. — Zum eigentlichen Litauen gehören 1. die Woiwodschaften Troki und Wilna, entsprechend dem heutigen russischen Gouvernement Wilna und dem Norden von Grodno, 2. das Herzogtum Samogitien oder Samaiten, umfassend das heutige Gouvernement Kowno und Nord-Suwalki.

Das litauische Rußland griff tief in das heutige Zarenreich hinein und umfaßte Schwarzrußland, Weißrußland, Podlachien und Polesien, Wolhynien, Podolien und die Ukraine bis weit östlich vom Dniepr, also nach der heutigen amtlichen Gouvernementseinteilung Süd-Grodno, das Cholmerland, Witebsk, Mohilew, Minsk, Wolhynien, Podolien, Tschernigow, Kijew, Pultawa, Charkow und Jekaterinoslaw.

Im Wappen Litauens sehen wir auf blauem Felde einen gepanzerten silbernen Ritter, mit erhobenem Schwerte auf sprengendem Rosse. Daher ist die Landesflagge blau-weiß. Als Landespatron wird besonders St. Georg verehrt.

Ihre Stammessitze, von der Weichsel, der Grenze des alten litauischen Preußenlandes, bis über Pregel und Memel hinaus, bewohnten die Litauer nachweisbar seit 850 n. Chr. Ihre uns bekannte Religion war heidnischer Naturdienst, obwohl nicht alle gewöhnlich geläufigen Einzelheiten des litauischen Götterkultus streng wissenschaftlich haltbar sind. Ein Nationalheiligtum befand sich in Romowe, wahrscheinlich im Preußenland, an der Spitze der Priesterschaft stand der hochverehrte Oberpriester Kriwe-Kriwejtys mit den ihm untergeordneten Waidelotten. — Als personifizierte Naturkräfte treten Perkunas, der Donnergott, Patrimpas, der Gott der Jugend und des Frühlings, Pykuolis, der Totengott, mit einer Menge von Nebengöttern auf. Großer Verehrung erfreuten sich Eidechsen, Schlangen und das heilige Feuer. An der Stelle der heutigen katholischen Kathedrale von Wilna soll so einst ein berühmtes Schlangenheiligtum gestanden haben, und unter der Rückwand des dortigen Hochaltars wird noch heute der Stein gezeigt, auf dem das heilige Feuer der Überlieferung nach unterhalten wurde. — In jedem altlitauischen Hause befand sich ein einfacher, der Erde gleicher Herd mit einem Graben rund umher. — Um das sorgfältig stets unterhaltene Feuer herum saß die ganze Familie bei Unterhaltung und Mahl, auf bloßer Erde, die Füße im Graben. — Das Erlöschen des Feuers wurde als großes Unglück für das Haus betrachtet. Gern pflegten einzelne Familien in Schlupfwinkeln ihrer Wohnung ihre Familienschlangen, denen besonders Milch als Nahrung dargereicht wurde. — Staatlich unterstanden die Litauer kleinern Teilfürsten, welche zwischen Weichsel und Memel oft sogar deutschen Stammes, vielleicht die Überreste der dort einst ansässigen Guttonen waren. — Doch schon in älterer Zeit zahlten wenigstens die östlichen Litauerfürsten Tribut an die benachbarten Russenfürsten, welche durch die spätestens 862 erfolgte Einwande-

rung und starke Organisation der skandinavischen Waräger gekräftigt waren. — So sehen die russisch-nationalistischen Staatsmänner Litauen als „von alters her russisches Land“ an, und erheben die nachdrücklichsten Ansprüche auf das Recht völliger Russifizierung des Volkes und seiner Sitten. Die vorzüglichen militärischen Eigenschaften der Litauer bewogen ihre russischen Nachbarn, namentlich den Fürsten des weißrussischen Polozk, litauische Krieger für ihre Zwecke zu verwenden. So lernten die Litauer bald die Schwäche der Russen kennen und wurden aus ihren Vasallen mit der Zeit ihre Herren. Namentlich nachdem das Russenreich durch die Einfälle der Mongolen im 13. Jahrhundert geschwächt und seit 1223 ihnen tributpflichtig geworden war, überfielen die litauischen Scharen häufig selbst entlegenere Gegenden Rußlands; der Schrecken ihres Namens muß weit verbreitet gewesen sein, die den Russen im Südwesten benachbarten Rumänen verstehen noch heute unter „Litwa“, in veränderter Form Liwta, eine Schar blutgieriger Krieger.

Weit über den Rahmen einer Einzelunternehmung ragt die Tätigkeit des litauischen Fürsten Mindowe (lit. Mindaugas) hinüber. Anfangs nur Teilfürst von Kernow, eroberte dieser bedeutende Mann von den Russen nicht bloß das benachbarte Polozk, sondern Nowogrodek, Schwarzrußland, Witebsk und einen Teil des Gebiets von Smolensk. So gestärkt, trachtete Mindowe um 1240 die übrigen litauischen Fürsten zu einem geordneten staatlichen Ganzen zu vereinigen, und suchte durch Annahme des Christentums im Jahre 1257 Hilfe bei dem seit 1125 in Preußen ansässigen Deutschen Orden. — Vom Papste Innocenz IV. unter besondern Schutz genommen, wurde er 1253 mit seiner Gemahlin unter großer Feierlichkeit vom Erzbischof von Riga gekrönt. Doch das litauische Volk nahm an der Bekehrung seines bedeutendsten Fürsten wenig Anteil, und als Mindowe den Deutschen Ordensrittern mehrere Gebiete abtrat, brach in diesen 1260 ein blutiger Aufstand aus, welcher mit der völligen Niederlage der Ritter bei Durben endigte. Mindowe sagte sich nun 1262 wieder vom Christentum los, wurde jedoch schon 1263 durch Verschwörer ermordet, ohne sein eigentliches Ziel der politischen Einigung ganz Litauens erreicht zu haben. — Herzog Stroinat von Samaiten hatte sich an die Spitze der für das alte Heidentum eingenommenen Litauer gestellt, fand jedoch in Woischelg, dem durch russische Einflüsse Christ gewordenen Sohne Mindowes, bald einen kräftigen Gegner. Woischelg war trotz des Widerspruchs seines Vaters sogar Mönch geworden und hatte ein Kloster am Njemen gegründet. Doch die Kunde vom Triumph der

heidnischen Partei unter Stroinat bewog ihn, die Führung im Kampfe der christlich-litauischen Partei mit der heidnischen zu übernehmen. — Stroinat fiel, doch nur kurze Zeit behielt die Partei Woischelgs die Oberhand; eifrige Heiden, wie Troiden und Erden, erzwangen sich die Oberhoheit wenigstens je eines Teiles der Einzelfürsten, hart bekämpft von den galizisch-wolhynischen, längst christlichen Russen vom Süden und von den Deutschrittern im Norden. Die Idee Mindowes, die litauischen Teilfürsten durch ein einigendes Band zu verbinden, fand ihre Verwirklichung erst in der neuen, aus den wechselvollen Kämpfen der Vergangenheit sich emporarbeitenden litauischen Dynastie Lutuwers, dessen Söhne Witen (1293—1316) und Gedimin (1316—1341) den eigentlichen Grund zur Größe Litauens legten. — Witen führte mehrere Kriege mit Polen und den Deutschrittern, seine Heere traten schon mit damaligem militärischen Komfort auf, belagerten Städte, wandten Kriegsmaschinen an und bauten regelrechte Lager. An den Landesgrenzen errichtete Witen bereits befestigte Schlösser; augenscheinlich hatten die Litauer vom Deutschen Orden und von den unterworfenen Russen viel gelernt. In noch größerm Glanze tritt Gedimin, der Gründer Wilnas, hervor, welcher von den Russen Podlachien, Polesien, Nordwolhynien, Perejaslawl und Teile des Kijewer Gebiets eroberte, so daß bereits zwei Drittel des litauischen Staates mit Russen bevölkert waren. Der Titel „König der Litauer und Russen", den Gedimin sich beilegte, mußte wohl das nationale Ehrgefühl der Litauer beleidigen, ein Sohn des bereits erwähnten Fürsten Troidens erhob sich im Bunde mit den Deutschrittern und den hochnational gesinnten Samaiten, um Gedimin zu entthronen. Der Kampf endigte mit dem Tode des Nebenbuhlers Gedimins und festigte nur die Stellung des letztern als Großfürsten von Litauen. — Obwohl selbst noch Heide und im häufigen Kampfe mit dem Deutschorden, gestattete Gedimin dennoch den Franziskanern und Dominikanern, in Wilna und Nowogrodek Kirchen zu bauen, fast alle seine Söhne waren mit christlich-russischen Prinzessinnen vermählt, einer derselben, Narimunt, als Christ Gleb, trat sogar unbehindert zum christlich-orientalischen Bekenntnis der Russen über.

Aus dem von den Deutschrittern eroberten Preußen war der litauische Oberpriester jetzt an das Ufer der Wilija geflüchtet, wo Gedimin die Feste Wilna gegründet hatte. Dorthin verlegte der kluge Großfürst aus dem alten Schlosse Troki auch seinen Herrschersitz.

Nach Gedimins Tode im Kampfe mit dem Deutschen Orden bei Wellona zerfiel Litauen in acht Teilfürstentümer unter den sieben

Söhnen des Großfürsten und seinem Bruder. Die zahlreichen sich daranschließenden Wirren hatten als Endergebnis eine Zweiteilung des Landes unter Gedimins Söhnen Kestuit oder Keystut und Olgerd (lit. Algirdis). Ersterer erhielt die litauischen, letzterer die russischen Provinzen mit der Großfürstenwürde für welche er nach zeitgenössischen Berichten vorzügliche Eigenschaften besaß. Voll von Selbstbeherrschung und ernstem Arbeitsgeist, verachtete er Spiel und Trinkgelage, war völliger Abstinent, überlegte Tag und Nacht seine Staatsangelegenheiten und bereitete seine Unternehmungen so vor, daß niemand seine Absichten verriet. Von majestätischer Gestalt, mit lauter, angenehmer Stimme, sprach er mehrere Sprachen, darunter vortrefflich Deutsch. — Unmittelbar mit der Regierung der russischen Lande des litauischen Reiches beschäftigt, schloß sich Olgerd eng seinen Untertanen an. Seine erste und seine zweite Gemahlin waren christliche Russinnen, und von seinen zwölf Söhnen wurden zehn im russisch-orientalischen Bekenntnis getauft; selbst scheint er nicht Christ geworden zu sein. Den Eroberungsplan Gedimins in Rußland fortsetzend, erobert er ganz Wolhynien, Podolien, Smolensk, Brjansk, Nowgorod Sjewerski und die Stadt Kijew selber, in welcher die Tataren bisher nach Gutdünken russische Fürsten einsetzten und wieder entfernten. Olgerds Sohn Wladimir wurde nunmehr Herrscher der alten Russenmetropole; selbst die Tataren im südlichen Perekop mußten Olgerds Oberhoheit anerkennen wie im Norden die russischen Handelsrepubliken Groß-Nowgorod und Pleskau (russ. Pskow). Bei seinem Tode konnte Olgerd auf ein Reich blicken, welches von dem Nebenfluß der Wolga, Oka, bis zum Bug und der Weichsel, und vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee sich erstreckte. — Seine bewunderungswürdige Festigkeit erlangte der litauische Staat auf den russischen Gebieten freilich weniger durch die militärische Macht als durch die große Staatsklugheit seiner Fürsten, wie Gedimin und Olgerd. Den russischen unterworfenen Teilfürsten wurde ihre Macht mit weitester Selbstverwaltung belassen, der Fürst von Kijew war auf seinem Gebiete Statthalter des litauischen Großfürsten. So finden wir litauisch-russische Teilfürsten bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Durch die ehelichen Bande zwischen litauischen Fürsten und russischen Prinzessinnen wurden beide Völker eng miteinander verbunden, die höhere Kultur der seit etwa 996 durch den Großfürsten Wladimir, „den Apostelgleichen“, allgemein für das Christentum gewonnenen Russen, hatte bald ihre Übertragung auf die höhern Schichten der Litauer zur Folge, die Umgangssprache des großfürstlich-litauischen Hofes

wurde die weißrussische, bedeutende litauische Staatsakte wurden wiederum in der cyrillisch-kirchenslawischen Sprache verfaßt, in welcher die eigentlich russischen Fürsten ihre Gesetze und Verfügungen zu erlassen pflegten, wie die Könige im Okzident in der lateinischen. — Das östlich liegende moskowitische Nachbar-Großfürstentum betrachtete infolge der friedlichen Russifizierung Litauen als einen russischen Bruderstaat, welcher glücklicherweise das Tatarenjoch lange vor dem im Kreml residierenden Tatarenbezwinger Johann III. (1480) abgeschüttelt hatte.

Ein anderer Charakter als Olgerd war sein Bruder Fürst Kestuit, der Gebieter der eigentlich litauischen Lande. Von echt litauischem, volkstümlichem Wesen, war er ganz Heide, vermählt mit der ehemaligen Priesterin des heiligen Feuers Biruta, dabei jedoch ritterlich, und nach der alten deutschen Hochmeisterchronik offen und ehrlich. Seiner Energie und Umsicht verdankte Großfürst Olgerd unstreitig die Freiheit des Handelns gegen Russen und Tataren; obgleich Kestuit in seinen Kämpfen gegen den Deutschorden nur seine eigentlichen Litauer und Samaiten zur Verfügung hatte und niemals russische Hilfsvölker von seinem Bruder beanspruchte, hielt er dennoch die damals bedeutendste Kriegsmacht Europas, den Deutschorden, während seiner ganzen Regierungszeit vom weitern Eindringen in Litauen zurück, ohne trotz der Einnahme Kownos durch die Deutschritter und der mit Olgerd gemeinsam bei Rudau unweit Königsberg von ihnen erlittenen Niederlage zu Abtretungen gezwungen zu werden. Zweimal in Gefangenschaft der Ritter geraten, wußte er sich daraus selbst nach kurzer Frist wieder zu befreien.

Unter seinen zwölf Brüdern vom Vater Olgerd zum Großfürsten bestimmt, trat 1377 Jagello (lit. Jogaila), Sohn einer russischen christlichen Mutter, die Regierung des stattlichen Reiches an. — Auch der hochverdiente Kestuit machte seinem Neffen in dessen hoher Würde nicht Schwierigkeiten, erntete jedoch dafür als Dank energische Entthronungspläne desselben. — In dem so entbrannten Kampfe nahm Kestuit Jagello gefangen, ließ in seinem Edelmut ihn jedoch wieder frei und gab ihm die Fürstentümer Witebsk und Krewa als Erbe seines Vaters Olgerd zum Besitz. Jagello brachte jedoch durch arge Hinterlist seinen greisen Oheim mit dessen Sohn Witold bei Troki in seine Gewalt und ließ beide gefesselt nach Wilna führen. Den mehr als 80jährigen Kestuit fand man nach fünf Tagen erdrosselt im Gefängnis, seine Gattin Biruta wurde ertränkt, ihr Vater und ihr Bruder enthauptet, Witold entrann

dem Tode durch die Kühnheit und Klugheit seiner Gattin und floh zum Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein. Hier wurden ihm nach Empfang der katholischen Taufe (1384) mehrere Ordensschlösser anvertraut, doch noch in demselben Jahre fiel Witold verräterisch zu Jagello ab, übergab ihm die strategisch bedeutende Georgenburg am Njemen und erhielt dafür als Teilfürst Podlachien. Nun fielen die Litauer mit vollen Scharen in das Ordensland ein, verwüsteten alles entsetzlich und eroberten selbst das ferne, vom Orden stark verteidigte Marienwerder. Nach vergeblichen Friedensverhandlungen drang der Deutschorden, durch militärische Kräfte aus dem Westen erheblich verstärkt, tief in Litauen ein, ein Krieg riesiger Ausdehnung war in Sicht, Jagello sah sich nach einem Bundesgenossen um und fand diesen im benachbarten Polen, welches dem Deutschorden gegenüber noch unerledigte Ansprüche auf Pommerellen, das heutige Westpreußen, geltend machte. — Dazu war in Polen die heimatliche männliche Linie der Piastenkönige ausgestorben und als ihr letzter Sproß nur die jugendliche Königin Hedwig auf dem Throne. So kam 1386 nach Vermittlung einer unter Führung des Bruders Jagellos, Skirgiello, nach Krakau gelangten Gesandtschaft die Vermählung der polnischen Königin mit dem litauischen Großfürsten zustande. Jagiello mußte versprechen, sich mit allen seinen noch ungetauften Brüdern und Verwandten, mit dem gesamten Adel, mit allen vornehmen und niedern Einwohnern seines Landes katholisch taufen zu lassen, alle dem polnischen Reiche widerfahrenen Schädigungen auf eigne Kosten zu ersetzen und seine litauischen und russischen Lande für immer mit der Krone Polens zu vereinigen. — Am 4. März 1386 wurde Jagello nach seiner Vermählung mit Hedwig als König Wladislaus IV. von Polen in Krakau gekrönt, sein Doppelreich war damals an Ausdehnung das größte in Europa. — Im folgenden Jahre 1387 kam der König nach Litauen, wo vorläufig das Christentum nur in den dem König und seinem Bruder Skirgiello unmittelbar unterworfenen Teilfürstentümern eingeführt wurde. Das neugegründete Bistum Wilna und die ihm unterstellten sieben Pfarreien sollten dazu verhelfen. Trotz der Berührung mit den schon lange christlichen Russen und mancher Einzelbekehrung zum Christentum war ja die Masse des eigentlich litauischen Volkes heidnisch geblieben. Jetzt, als Jagello das heilige Feuer der Litauer auslöschen und die heilig gehaltenen Schlangen und Eidechsen töten ließ, dazu seine Litauer selbst den Glauben lehrte und bei der Taufe behilflich war, strömte das Volk ihm in Massen zu, so daß die Taufe nur durch Besprengung erteilt werden mußte. Ander-

its bemühte sich die fromme Königin Hedwig, die von der katholischen Kirche durch das griechische Schisma getrennten russischen Bewohner Litauens für die Wiedervereinigung mit dem Heiligen Stuhle zu gewinnen und verwandte zur Verwirklichung ihres hohen Zieles besonders die Benediktiner, von denen einige behufs besserer Förderung ihres Werkes sogar den griechisch-slawischen Ritus annahmen. — Jagello verbot seinerseits Mischehen zwischen Katholiken und schismatischen Russen. —

Wichtig für die Entwicklung Litauens war die am 20. Februar 1387 von Jagello verfügte Gleichstellung des katholischen litauischen Adels mit dem polnischen, wodurch im Lande anstatt der frühern unumschränkten großfürstlichen Autokratie mehr feste staatliche Ordnung trat. War doch im Heidentum der Großfürst Eigentümer des ganzen Landes, ihm unterstanden mit seinerseits willkürlich beschränkter Gewalt die Teilfürsten. — Die Bojaren (höhere Adelige) erhielten Land zum Lehen unter Bedingung der Heeresfolge und der Übernahme bestimmter Lasten. Sie konnten wohl bedingungsweise Land unter die ärmere Ritterschaft verteilen, durften jedoch nicht nach eigner Wahl heiraten noch ihre Töchter verheiraten. — Allen diesen höhern Ständen war die Landbevölkerung als Sklaven unterworfen.

Dem Versprechen der Angliederung Litauens an Polen gemäß hatte Jagello seinen Bruder Skirgiello zu seinem Statthalter in Litauen ernannt. Doch sein damit unzufriedener Neffe Witold verband sich schon aus Rache gegen den König für den Tod seines Vaters Kestuit und noch mehr für Bevorzugung eines andern mit dem Deutschorden, mit dem moskowitischen Fürsten Demetrius und mit den streng heidnischen Samaiten, so daß Jagiello behufs Verhütung des drohenden furchtbaren Kampfes Witold zum eignen Großfürsten von Litauen ernannte. So sehen wir das Band zwischen den beiden Reichen sich wieder lockern; eine engere Vereinigung war erst spätern Zeiten vorbehalten.

Als selbständiger Großfürst vertrieb Witold die litauischen Teilfürsten aus ihren Gebieten und herrschte allein, eroberte die Stadt Smolensk und gab den russischen Handelsrepubliken Groß-Nowgorod und Pleskau Statthalter; der Glanz der litauischen Macht war gewaltig. Um den Deutschorden für sich zu gewinnen, schenkte Witold den Rittern durch den Traktat von der Dubissa sogar Samaiten, wurde jedoch durch seine Niederlage an der Worskla 1399 an der letzten Vernichtung der Tatarenmacht in Rußland verhindert. Die Folge davon war eine Erneuerung des Bündnisses mit Polen

in Horodlo 1401, an welches nach dem Tode Witolds wieder ganz Litauen zurückfallen sollte. Als dann auf Witolds Antreiben die Samaiten behufs Wiederanschlusses an Litauen einen Aufstand gegen die Deutschritter erhoben, kam es zum Kriege zwischen dem Orden und dem polnisch-litauischen Reiche, in welchem die Ritter 1410 bei Tannenberg eine große Niederlage erlitten. Nach dieser Schlacht jedoch ließ Witold seinen königlichen Vetter im Stich, so daß derselbe den Hochmeistersitz Marienburg nicht erobern konnte, sondern im Frieden zu Thorn 1410 sich mit der Abtretung Samaitens seitens des Ordens, freilich nur auf Jagellos und Witolds Lebenszeit, begnügen mußte. In dem wiedererworbenen Lande welches am zähesten dem Heidentum ergeben war, ließ Witold jetzt auch das Christentum predigen und gründete dazu das Bistum Miedniki. In einem neuen Kriege mit Litauen verlor der Deutschorden Samaiten und Sudauen durch den Frieden am Melno-See 1422 endgültig. Nach so günstigen Erfolgen strebte Witold nach der Königskrone. Jagello hatte auf dem Fürstentag zu Lutzk dazu seine Einwilligung erteilt, und der deutsche Kaiser Sigismund sandte bereits die Krone an den litauischen Großfürsten. Doch in demselben Jahre, in welchem die Krönung stattfinden sollte, 1430, starb Witold, 80 Jahre alt; seine Gegner hatten dazu die kaiserliche Gesandtschaft an den Reichsgrenzen abgefangen. —

Der von der litauischen Unabhängigkeitspartei dem Horodler Vertrag zuwider mit König Jagellos Zustimmung zum Großfürsten erwählte eigne Bruder Swidrigaillo konnte sich nur drei Jahre halten und mußte bald Kestuits Sohn Sigismund Platz machen, dessen Nachfolger Kasimir der Jagellone als Großfürst von Litauen 1440 bis 1492 regierte. Die ihm 1447 angebotene polnische Krone nahm er ohne Verzicht auf Litauen erst an, nachdem man ihm im Weigerungsfall mit der Wahl des polnischen Vasallen Herzogs Boleslaus von Masovien gedroht hatte. In Verbindung mit der preußischen Eidechsengesellschaft macht er im Frieden zu Thorn 1466 der unabhängigen Herrschaft des Deutschordens ein Ende, vereinigt, bis 1569 nur in Personalunion, mit Polen Pommerellen, Kulm und Ermland und beläßt den Rittern nur Ostpreußen als Lehen. Der Tod Kasimirs 1492 führte wieder zu einem Bruche der engern Vereinigung Litauens mit Polen, hier wurde der Jagellonenprinz Johann Albrecht, dort der Prinz Alexander durch Wahl zur Regierung berufen. Erst 1501 setzt der litauische Adel nach Johann Albrechts Tode die Wahl Alexanders zum Könige von Polen durch, besonders um Litauen gegen den mächtig aufstrebenden Zaren von Moskau, Johann III.,

zu schützen. Vergebens hatte Alexander durch seine Ehe mit Johanns III. Tochter Helena schon früher (1480) den erstarkten feindlichen Nachbar zu gewinnen gesucht, nach Abschüttelung des Tatarenjoches 1480 hatte Moskau freie Hand bekommen und schlug die Litauer 1500 bei der Wiedroscha. So wurde der festere Zusammenschluß der beiden sich nahegetretenen Reiche dringendes Gebot. — War schon 1499 in Petrikau die unter Jagello vollzogene Union von Horodlo erneuert worden, so gestaltete sich im Vertrag von 1501 unter Alexander die Vereinigung noch enger. Litauen und Polen sollten fortan nur einen Körper bilden, die Bischöfe und Magnaten Litauens wurden in den Königlich Polnischen Rat gezogen, um mit den Polen Wohl und Wehe der beiden Länder gemeinschaftlich zu beraten. Münzen und Gewichte sollten gleich sein, alle frühern Verträge sollten nur Geltung haben, insofern sie dem Nutzen Polens und Litauens nicht widersprachen. Im Reichstag von Radom ließ sich der König bewegen, die Regierungsgewalt für sich und seine Nachfolger dem Senat zu übertragen, in welchem er nur Präsident blieb. — Ging Litauen unter dem folgenden Großfürsten und König Sigismund I. trotz der siegreichen Schlacht bei Orscha Smolensk 1145 durch Verrat des russischen Bischofs unrettbar verloren, so fand unter Sigismund II. August 1569 die volle Realunion Polens und Litauens auf dem Reichstag von Lublin statt. Beide Völker vereinigten sich wie „Freie mit Freien, Gleiche mit Gleichen"; von den gemeinschaftlichen Reichstagen sollen je zwei in Warschau, einer in Grodno abgehalten werden, die höhern Staatswürdenträger werden jedem der beiden Reiche besonders belassen, Wolhynien, Podolien und die Ukraine dem eigentlich polnischen Staatsverbande angeschlossen. —

In der mit dem Aussterben der Jagellonenlinie nach Sigismund II. August beginnenden Periode der polnischen Wahlkönige hat Litauen, als mit Polen eng vereint, keine selbständige politische Geschichte, sondern teilt das Schicksal Polens selber.

Für das innerstaatliche Leben jedoch war dem Lande durch seinen Zusammenhang mit einem großen Teile des russischen Volkes eine wichtige Rolle zugefallen.

Die altrussische, in der katholischen Zeit vom Großfürsten Wladimir I., dem Apostelgleichen, gegründete Metropolie Kiew war nach der Zerstörung der Stadt durch die Tataren 1299 nach dem nördlichen Wladimir an der Kljasma und 1325 nach dem unweit davon gelegenen Moskau übertragen worden. Fürst Daniel Alexandrowicz, gestorben 1303, hatte den Moskauer Staat in bescheidenen

Anfängen gegründet, sein Sohn erhielt als Schwiegersohn des tatarischen Großchans die russische Großfürstenwürde, welche unter Demetrius Donskoi (1363—1389) im Moskauer Fürstengeschlecht nach dem Rechte der Erstgeburt erblich wurde. So trachteten die südrussischen Fürsten, der alten freiheitlichern vortatarischen Verfassung des gemeinsamen Staatenbundes eingedenk, schon lange nach kirchlicher Unabhängigkeit von dem Moskauer Metropoliten. Bei der Unabhängigkeit der beiden westrussischen Fürstentümer Wladmir und Halicz erscheint so ein besonderer russischer Metropolit von Halcz bereits 1293 und 1301, freilich wurde die Metropole gerade auf Einspruch des eifersüchtigen Moskau vom griechischen Patriarchen von Byzanz wieder 1347 dem Moskauer Metropoliten unterstellt. Nach der Eroberung des Landes durch die Polen wurde jedoch Halicz auf Antrag des Königs Kasimir des Großen wiederum Metropolitansitz, bis derselbe nach durch Tatareneinfälle verursachter Verwaisung von 1414 bis 1539, endlich 1539 nach Lemberg verlegt wurde.

Noch weiter gingen die Bestrebungen des staatsklugen Großfürsten Witold von Litauen. In richtiger Auffassung sah er in der kirchlichen Abhängigkeit seiner zahlreichen russischen Untertanen von Moskau eine drohende Gefahr. Schon Großfürst Olgerd hatte den Moskauer Metropoliten Alexius (1354—1378) nicht anerkannt und die Ernennung eines besondern Metropoliten, Roman, für seine christlichen Russen durchgesetzt. Mit wechselvollem Geschick amtierten nun zwei russische Metropoliten, oder besser mit dem Haliczer zusammen, drei nebeneinander, bis unter Großfürst Witold ein gewisser Photius (1408—1431) zum Metropoliten von ganz Rußland erhoben wurde. Von Witold unter der Bedingung gewissenhafter Visitation der litauisch-russischen Diözesen anerkannt, pflegte Photius bald in Moskau der Ruhe und verlangte von seinen litauischen Suffraganbistümern nur ansehnliche Abgaben. So versammelte der umsichtige litauische Großfürst 1414 seine litauisch-russischen und die benachbarten galizischen (sogenannten rotrussischen) Bischöfe zu einer Synode in Nowogrodek in Litauen, wo über den Moskauer Photius wegen Vernachlässigung der Amtspflichten die Absetzung ausgesprochen und an seine Stelle der Bulgare Gregor Tzamblak[1]) zum Metropoliten von Kiew und dem vereinigten Halicz gewählt wurde. Wahrscheinlich war Gregor auf Witolds Anregung auf dem Konzil von Konstanz, leider ohne daselbst die erwünschte Union

[1]) Tzamblak, Umbildung von Semivalachus, Halbrumäne, weil Gregor von den am bulgarischen Donauufer ansässigen Rumänen (Walachen) abstammte.

mit der katholischen Kirche zu erzielen. — So war Kiew von Moskau getrennt, wurde jedoch 1437 noch einmal mit der Zarenstadt unter dem Metropoliten Isidor, einem Bulgaren, vereinigt. Vermutlich hatte der griechische Patriarch Joseph, der Union mit Rom günstig gestimmt, jenen bedeutenden Mann mit Absicht nach Rußland geschickt, um erst beide getrennte Metropolien des Landes untereinander und dann beide zusammen mit der katholischen Kirche zu vereinigen. — Tatsächlich wirkte Isidor, mit Zustimmung des Großfürsten von Moskau bei dem Florentiner Konzil anwesend, eifrig und erfolgreich für das Zustandekommen der Union. Nach Abschluß derselben kehrte er als päpstlicher Legat für Rußland, Polen Litauen und Livland in die Heimat zurück und fand bei den litauischen Russen freundliche Aufnahme und Gehorsam für die Florentiner Konzilbeschlüsse. — In Moskau jedoch nach Verkündigung der Unionartikel sofort eingekerkert, entkam er als Arbeiter verkleidet über Kiew nach Rom, wo er als Kardinal 1463 starb. — In den litauisch-russischen Diözesen hielt sich die Union anfangs erfreulich, obwohl ohne klares Bewußtsein der Massen des Volkes, besonders unter dem energischen Metropoliten von Kiew, Joseph II., Grafen Soltan (1498—1517), welcher 1509 in Wilna sogar eine Synode zur Stärkung der Union feierte. König Alexander von Polen und Großfürst von Litauen jedoch hatte zur Gemahlin, wie wir wissen, die schismatische russische Prinzessin Helena, welche behufs Stärkung der politischen Macht ihres Vaterlandes mit Erfolg dafür arbeitete, daß nicht bloß staatliche, sondern auch kirchliche Ehrenstellen mit Schismatikern besetzt wurden. — Leider fielen selbst unter dem Metropoliten Soltan schon drei unierte Bischöfe ab, und als König Alexander seiner Gattin Widerstand zu leisten versuchte, erschienen moskowitische Heere an Litauens Grenzen, welche nach Eroberung von Smolensk Alexander beim Friedensschluß zwangen, der „orthodoxen" Religion völlige Freiheit zu gewähren. So wurde nach dem Tode des noch treukatholischen Joseph II. durch moskowitischen Druck ein offener Schismatiker, Jonas II., Metropolit von Kiew, unter dem, wie auch unter seinen ebenfalls schismatischen sieben Nachfolgern, im litauischen Reiche das Schisma sich wieder breitmachte. Moskau hatte sich großzügig im wahren Lichte gezeigt, zum erstenmal war die Union gewaltsam durch seine Waffen und Ränke unterdrückt. Der wachsende Verfall und die Zersetzung der russischen Diözesen unter litauisch-polnischem Zepter, welche selbst der griechische Patriarch Jeremias II. bei seiner Visitationsreise in der Metropolie Kiew nicht aufzuhalten vermochte, sondern durch seine Erpressungen und willkürlichen Änderungen noch steigerte,

wandte die litauisch-russischen Bischöfe nach Rom. Polen und Litauen waren selbst in ihren lateinischen Diözesen durch Eindringen der protestantischen Lehren für eine Zeit in arge Zerrüttung geraten. Von der weitgehenden Freiheit Gebrauch machend, hatten sich viele Adelsgeschlechter teils dem Luthertum, teils dem Calvinismus zugewendet und das hörige Volk nach sich gezogen. Doch bald hatte ohne andere Gewalt als durch klare Darlegung der katholischen Wahrheit unter den polnischen und litauischen Lateinern wiederum die alte Lehre und Disziplin ihr Recht behauptet. Namentlich die Predigten und Schriften des berühmten Kanzelredners Peter Skarga aus der Gesellschaft Jesu hatten Adel und Volk die Augen geöffnet, selbst von den der neuen Irrlehre verfallenen russischen Adeligen Litauens wandten sich viele der staatlichen Kirche im lateinischen Ritus zu. So versammelten sich im Juni 1595 der unionsfreundliche, seit 1588 amtierende, Kiewer Metropolit Michael Rahosa mit seinen sieben Suffraganbischöfen von Lemberg. Przemysl, Cholm, Polozk, Wladimir-Brest, Luzk-Ostrog, und Pinsk-Turow zu Brest in Litauen, um die beiden Bischöfe Hypacius Pociej von Wladimir-Brest und Cyrillus Terletzki von Luzk-Ostrog nach Rom zum Papste Clemens VIII. behufs Erklärung der offenen Annahme der Union mit Rom, unter Vorbehalt des altangestammten griechisch-slawischen Ritus und des entsprechenden Kirchenrechts. Auf dem vom Kiewer Metropoliten Isidor mitunterzeichneten Florentiner Konzil fußend, gewährte der Papst den Bischöfen der Kiewer Metropolie völlig ihre Bitten. Im Oktober 1596 wurde die abgeschlossene Union von allen russischen Bischöfen unter polnisch-litauischer Herrschaft, mit Ausnahme der dem Schisma wieder günstigen von Lemberg und Przemysl, auf einer zweiten Synode zu Brest in Litauen feierlich verkündigt. — Die litauische Kiewer Metropolie wurde zum zweitenmal die Quelle kirchlicher Einigung für die Russen, und zwar dauernder als unter dem Metropoliten Isidor. Zur Stärkung der Union unter dem Volke, welches zu seinen Hirten verheiratete, unwissende Popen hatte, trug namentlich die Wiederbelebung des Basilianerordens unter dem Metropoliten Joseph IV. Velamin Rutski bei. Auch dieses bedeutende Werk vollzog sich in seinen Anfängen auf litauischer Erde unter der unmittelbaren Leitung des ergebenen Freundes des Metropoliten, des hl. Josaphat Kuncewicz, welcher, erst Vorsteher eines Klosters in Wilna, später Novizenmeister der Basilianer in Byten und endlich Erzbischof von Polozk wurde, als welcher er bei einer Visitationsreise von den Schismatikern in Witebsk 1623 grausam ermordet starb. — Nachdem später der schismatische Patriarch von Jerusalem,

Theophanes, bei einer Durchreise durch Kiew den noch übrig gebliebenen Schismatikern in den unierten polnisch-litauischen Diözesen je einen Gegenbischof der katholischen Bischöfe geweiht hatte, die Stadt Kiew selber sich in der Unionsgesinnung nicht sehr fest erwies und 1667 an Moskau abgetreten wurde, wohnte der unierte Metropolit meistens in der litauischen Stadt Nowogrodek. Schwere Zeiten kamen über die Union, nachdem der Nachfolger ihres eifrigen Förderers, Königs Sigismund III. von Polen, Wladislaus IV., in seiner Wahlkapitulation den Schismatikern große Zugeständnisse gemacht und einige der vom schismatischen Patriarchen Theophanes geweihten Bischöfe, darunter den Kiewer Metropoliten, offen anerkannt hatte. Unter dem unglücklichen folgenden König Johann Kasimir blieb der unierte Metropolitenstuhl sogar elf Jahre unbesetzt. Trotzdem nahm die Union unter dem Volke stets zu, unter dem Metropoliten Cyprian Zochowski trat derselben auch die Diözese Przemysl mit ihrem Bischof Winnicki bei, im Jahre 1700 die Lemberger Diözese und 1702 die letzte, von Wladislaus IV. den Schismatikern zuerkannte Diözese Luzk. — Das schismatische Moskau verfolgte die Union nicht bloß mit innerlichem Hasse. Peter der Große ließ den der Union beigetretenen Bischof von Luzk, Schabokrzycki durch seine Häscher mit Hilfe von Verrätern noch Moskau schleppen, wo er, trotz aller Verwendungen des polnischen Königs August II., mit den niedrigsten Arbeiten in einem schismatischen Kloster beschäftigt, starb. Als ferner der Zar 1705 während des Krieges mit Schweden sogar als Bundesgenosse des polnischen Königs August II. nach dem litauischen Polozk kam, erschlug er eigenhändig in der dortigen unierten Basilianerkirche den Pater Zajonczkowski und befahl, sämtliche unierte Bischöfe aufzufangen. Dem damaligen Metropoliten Leo Zalenski drohte Peter, er wolle nicht Kaiser sein, wenn er ihn nicht aufhängen lasse. So mußte der Verfolgte sich sogar in Deutschland verstecken, während die andern unierten Bischöfe, mit Ausnahme des unglücklichen Schabokrzycki, in ihrem Vaterlande Schlupfwinkel fanden. — Man sieht, die Russen arbeiten noch heute nach damaligen Plänen, nach ihrem Einmarsch in Lemberg entführten sie alsbald den dortigen unierten Erzbischof von Lemberg und Halicz, Grafen Andreas Szeptycki.

Gegen die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war, trotz der äußerst rührigen und perfiden Einmischung Moskaus in die innern Angelegenheiten der Unierten, besonders seit Peter dem Großen, in Polen und Litauen nur eine geringe Zahl Schismatiker in der äußersten Nord-Ostecke des litauischen Weißrußlands übrig geblieben. — Die schon vom Metropoliten Rutski gegründeten Studienanstalten

der Basilianer, Minsk und Nowogrodek sowie die Tätigkeit der zahlreichen Klöster in den zwei blühenden Provinzen desselben Ordens innerhalb des polnisch-litauischen Reiches hatten neben den Kollegien der Jesuiten für religiöse Aufklärung erfreuliche Früchte getragen und das Werk der Brester Union mächtig gefördert. — Um so schwerere Schläge warteten Litauens, als das Land nebst seinen weißrussischen Provinzen durch die drei Teilungen Polens an Rußland fiel. Trotz der in den Teilungstraktaten gegebenen feierlichen Versprechungen, die katholische Kirche auf ewige Zeiten in ihrem Besitzstande des lateinischen und griechisch-slawischen Ritus ungeschmälert zu belassen, hob Katharina II. nach der zweiten Teilung Polens die Union in der Ukraine, Podolien und Wolhynien gewaltsam fast ganz auf; den Unierten blieben nur wenige Kirchen, in Podolien z. B. eine einzige. Sofort nach der dritten Teilung aber wurden mit einem Federstrich sämtliche unierte Diözesen in Rußland, mit Ausnahme von Polozk, aufgehoben, die unierten Kirchengüter konfisziert oder Beamten verliehen, welche bei der Unterdrückung der Union sich verdient gemacht hatten. Von 1772 bis zu ihrem Tode 1796 entriß die Kaiserin so der katholischen Kirche auf dem Territorium des alten Litauens wenigstens sieben, wenn nicht acht Millionen Gläubige, von 5000 unierten Pfarrkirchen fand der noch belassene Erzbischof von Polozk nur noch 200 übrig. Von den lateinischen Bistümern Litauens und Westrußlands wurden ebenfalls Schitomir, Luzk, Kamieniez und sogar Wilna sofort aufgehoben; wie zum Hohne gründete die Kaiserin dafür Bischofssitze in Pinsk und Latitschev, wo es fast gar keine Katholiken gab.[1]) Durch das kluge Eingreifen des päpstlichen Nuntius Litta wurden unter Paul I. wenigstens die Diözesen Wilna, Luzk und Kamieniez wieder hergestellt und zum Ersatz für Schitomir die Diözese Minsk gegründet. Auch die unierten Bistümer Brest in Litauen und Lutzk in Wolhynien wurden vom Kaiser neu ins Leben gerufen. Unter dem fanatischen Nikolaus I. jedoch begann für Litauen und seine ehemaligen Nebenländer die Zeit der schmerzlichsten Heimsuchungen. Vor allem wurde der Basilianerorden durch den Zaren völlig unterdrückt, nur in Kongreß-Polen blieben ihm noch Klöster. Dann traf die Union der gewaltige Todesschlag. Mit Hilfe des unwürdigen Bischofs Siemaschko vernichtete die russische Regierung 1839 das große Werk der litauisch-westrussischen Bischöfe vom Jahre

[1]) Alle lateinischen Katholiken unterstellte Katharina II. dabei eigenmächtig dem von ihr schon früher ebenso eigenmächtig gegründeten, erst später von Rom anerkannten Erzbistum Mohylew am Dniepr, dessen Sitz bald Petersburg wurde.

1596 vollständig, nur in Kongreß-Polen wurde noch die letzte unierte Diözese Cholm belassen. Unter dem treu zur Union stehenden Volke Litauens und Weißrußlands verübten die russischen Beamten entsetzliche Grausamkeiten behufs Zwangsbekehrung zum Schisma. Ein 1905 noch lebender nichtkatholischer Augenzeuge verglich in der Petersburger Zeitung „Syn Otjetschestwä" im Juni desselben Jahres jene Martern nur mit den Torturen der Christen während der Verfolgung in den ersten drei Jahrhunderten. Besonders gern gruben die schismatischen Henker die unierten Weißrussen und Litauer bis an den Hals in die Erde ein und schnitten ihnen dann nach vergeblichem tagelangem Warten auf die Bekehrung „zur Rechtgläubigkeit" mit Sensen die Köpfe ab. — Die staatskirchlichen Popen forschten in den ihnen anheimgefallenen unierten Kirchenbüchern sorgfältig nach, welche lateinischen (polnischen) Katholiken wohl aus Mischehen mit Unierten stammten; nach entsprechender Feststellung wurden die Unglücklichen, als von „Orthodoxen" abstammend, ebenfalls gezwungen, das russische Schisma anzunehmen; 3½ Millionen Katholiken wurden in Litauen der Kirche entrissen.

Noch trauriger gestaltete sich das Los des Landes nach dem polnischen Aufstande des Jahres 1863, an welchem Litauen beteiligt war. — Fast alle katholischen Klöster wurden aufgehoben; die noch bestehenden lassen sich leicht an den Fingern herzählen. Eine Menge lateinischer Kirchen wurde geschlossen, profanen Zwecken zugewandt oder den Schismatikern übergeben, welche z. B. die prächtige Kasimiruskirche in Wilna zu ihrer Kathedrale machten. Der Umfang der katholischen Pfarreien wurde dabei möglichst erweitert, mitunter ins Ungeheuerliche; noch 1905 hatten viele Pfarrer unter ihrer Jurisdiktion mehrere Quadratmeilen mit bisweilen 8000 Seelen, ohne einen Vikar zu besitzen. Auch die katholischen Seminarien wurden geschlossen und 1870 bei Wiedereröffnung des Seminars für die litauische Diözese Kowno die Aufnahme von nur 20 Alumnen für 700 Pfarreien gestattet. In Wilna arbeitete seit 1868 eine besondere Kommission mit nur einem zugehörigen katholischen Geistlichen an der Übersetzung des katholischen Rituales sowie der Regierung genehmer Predigten und Gebetbücher in das Russische; auch Predigten waren lange der Geistlichkeit untersagt, welche zum Ersatz dafür nur aus von der Regierung approbierten Schriften Erbauliches vorlesen durfte. Alle volkstümlichen Andachten, wie z. B. die Maiandachten, wurden streng verboten, in Wilna sogar die Rosenkranzfabrik geschlossen, damit die Litauer jenes Gebet ganz vergäßen. — Die katholische Universität Wilna wurde aufgehoben, ihre theo-

logische Fakultät nach Petersburg übertragen, der bischöfliche Stuhl von Wilna lange Jahre mit einem unwürdigen Priester, Peter Zylinski, als Administrator gegen den Willen des Heiligen Stuhles besetzt gehalten. Nachdem in den ehemaligen russischen Provinzen Litauens schon 1866 die lateinische Diözese Kamieniez und 1867 Podlachien unterdrückt war, folgte 1869 auf Zylinskis Anstiften die Unterdrückung der lateinischen Diözese Minsk. Als Wilna endlich im Bischof Hryniewiecki wieder einen rechtmäßigen Oberhirten erhalten hatte, und derselbe zwei sittenlose Priester suspendierte, mußte der energische Kirchenfürst 1885 in die Verbannung wandern, und die Regierung plante sogar die gänzliche Aufhebung der Wilnaer Diözese. Den lateinischen Priestern waren Besuche untereinander strengstens untersagt, Bitten um Erlaubnis zu einem Besuch des Nachbargeistlichen, selbst zur Ablegung der Osterbeichte, blieben noch kurz vor den Toleranzedikten 1905 wochenlang unbeantwortet. Prozessionen und feierliche Begräbnisse wurden nicht geduldet, still, ohne Gesang, mit Vorantragung des Kreuzes und zweier Laternen, bewegte sich der Leichenzug auf den Kirchhof. Neue Kirchen durften nicht gebaut, die alten nicht ausgebessert werden, das Ansetzen eines einfachen Stützbalkens an die mit Einsturz drohende Mauer einer Kirche ohne staatliche Erlaubnis war streng strafbar. — Die unter Alexander I. entstandenen katholischen Schulen wurden geschlossen, der Religionsunterricht in den Staatsschulen nur russisch erteilt. Die katholischen Kirchengüter und eine Menge Großgrundgüter wurden konfisziert, den Katholiken verboten, Land zu kaufen oder an andere als an Schismatiker zu verkaufen, selbst das Erbrecht des Landes wurde bei Katholiken auf die nächsten Verwandten beschränkt, in andern Fällen trat Zwangsverkauf ein. Litauen wurde außerhalb des in Rußland ohnehin nicht festen Rechtes gestellt, die „Generalgouverneure des Westlandes", wie sie hießen, erhielten unumschränkte willkürliche Gewalt über Litauen und das ihm Jahrhunderte eng verbundene Weißrußland, sogar Todesurteile durften von ihnen ohne Gericht verhängt werden. Mit Blut in der Geschichte des unglücklichen Landes geschrieben ist besonders der Name des Generalgouverneurs Murawieff (sprich Murawjoff), mit Recht der Henker Litauens genannt. Seine rohen Verfügungen bildeten noch lange Zeit die Grundlage der Mißverwaltung des Landes, war doch sein Ansehen in Petersburg so hoch, daß von seinen Nachfolgern keiner wagte, auch nur ein wenig von den schrankenlosen Russifizierungsmaßregeln abzugehen. Bei ihrem Abzug aus Wilna vor den herannahenden Deutschen empfahlen im September 1915 die russischen

Behörden das Murawieff daselbst gesetzte Denkmal der besondern Fürsorge der Bevölkerung.

Das Jahr 1905 mit seinen zahlreichen Freiheitsmanifesten des Zaren brachte Litauen nur vorübergehende Erleichterungen. Nach den für die russischen Behörden unerwartet zahlreichen Übertritten der Zwangsbekehrten zur katholischen Kirche infolge des Manifestes mit Gewährung gewisser Religionsfreiheit vom 30. April 1905 griff die Regierung zu ihrem bekannten Mittel, die Landesgesetze durch sogenannte „erläuternde Zirkulare" in ihrer Anwendung von der Willkür der Beamtenschaft abhängig zu machen. Bald war der Übertritt zur katholischen Kirche so erschwert, daß seine Möglichkeit für das gewöhnliche Volk einfach aufhörte. Die ehemals den Katholiken entwendeten Kirchen wurden, sofern sie noch unbenutzt dastanden, schnell „orthodox" konsekriert, um dann die in den Manifesten versprochene Rückgabe unmöglich zu machen. Prozessionen und Begräbnisse wurden wieder eingeschränkt, anstatt der Muttersprache gerade in Litauen bald wieder das Russische im Religionsunterricht eingeführt. Die Geistlichkeit wurde wegen Nichteinhaltung der komplizierten Formalitäten bei der Aufnahme der Schismatiker in die katholische Kirche so reichlich bestraft, daß sich in der Diözese Wilna nur ein einziger nicht gemaßregelter Priester vorfand, ja, den katholischen Priestern in Litauen und Weißrußland wurde geradezu verboten, ihre Pfarrkinder, außer in Krankheitsfällen, zu besuchen und außerhalb der Kirchen und Schulen Religionsunterricht zu erteilen. Bei der weiten Ausdehnung der katholischen Pfarreien mußte so eine große Zahl Kinder ohne eingreifende Belehrung bleiben und verfiel so praktisch bald dem Schisma. Der edle Bischof von Wilna, Baron Eduard von der Ropp, welcher gegen den sich mächtig im Lande erhebenden Sozialismus angesichts der Besendung der russischen Staatsduma eine konstitutionell-katholische Partei gegründet hatte, wurde, wie viele der Wilnaer Bekennerbischöfe, verbannt. Als die damals noch deutsch erscheinende Petersburger Zeitung in einem Leitartikel darauf hinwies, daß von den drei seitens der Regierung zur Rechtfertigung dieser Gewaltmaßregel angeführten Gründen zwei falsch und einer nicht erwiesen sei, wurde das Blatt einfach konfisziert. — Litauen sollte wieder allseitig fühlen, ein „von alters her russisches Land" zu sein. —

Eine selbständige litauische Literatur hatte sich bis 1905 nur beschränkt entfaltet. Durch ihre geschichtliche Entwicklung standen die Litauer selbst bei staatlicher Unabhängigkeit stets einem kulturell und numerisch sie überragenden Volke, den Westrussen und den Polen,

gegenüber und gelangten so erst später zu dem für literarische Betätigung notwendigen Bewußtsein. So sehen wir das litauische Recht in seinen drei Statuten von 1529, 1566 und 1588 weißrussisch kodifiziert, so dichtet der treu anhängliche Sohn Litauens, der große Dichter Adam Mickiewicz, im 19. Jahrhundert polnisch. Im Laufe der Zeit war nach der Vereinigung mit Polen die polnische Sprache die Sprache der Gebildeten geworden, wogegen das Litauische dem platten Lande allein blieb.

Die Volksliteratur fand jedoch stets Betätigung in vielen Märchen, Rätseln und Gesängen; in einer von Kalvaitis veranstalteten Sammlung von Volksliedern der preußischen Litauer allein finden wir 780 „Dainos" (Gesänge).

Die Kunstliteratur betätigte sich bis 1905 fast nur auf religiösem Gebiet, das einzige selbständige größere litauische Gedicht, Die Jahreszeiten, stammt von Donalaitis (1740—1780). Dabei ist zu berücksichtigen, daß die russische Regierung bis 1905 lange Zeit die Drucklegung litauischer Texte nur mit russischen Lettern gestattete, obwohl das litauische Volk die ihm selbst umsonst angebotenen Gebetbücher mit Entrüstung zurückwies und sich lieber für teures Geld aus dem preußischen Tilsit mit lateinischen Lettern gedruckte Gebetbücher anschaffte. Die von Nikolaus II. schon 1903 erlaubte Drucklegung litauischer Bücher mit lateinischen Lettern wurde von den zarischen Beamten einfach nicht veröffentlicht, um mit der Einschmuggelung Tilsiter Druckwaren weiter gute Geschäfte zu machen.

Um so reger benutzt das litauische Volk jetzt die ihm seit 1905 gebotene Freiheit und arbeitet mit Eifer an der Hebung seiner Sprache und Beschaffung einer Kunstliteratur. — So erschienen, wenigstens vor dem Kriege, in Wilna sechs litauische Zeitungen, darunter die katholische „Wiltis" täglich. In Kowno finden wir das katholische Tageblatt „Vienybe" und fünf andere katholische Blätter, in Sejny, der Suwalkischen Bischofsstadt, erscheinen die vortrefflich geleitete katholische Tageszeitung „Saltinis" und zwei andere katholische Blätter. In Riga erscheint die katholische Sonntagszeitung „Rygos Garses" und die freisinnige „Rygos Staujenos", in Petersburg das farblose Blatt „Lietuvos Laikrastis". — Memel, Tilsit, Amerika und England besitzen ihre eignen litauischen Zeitungen. —

Die Litauer haben mit zähem Festhalten an ihrem Volkstum das Bewußtsein ihres Rechtes auf eine bessere Zukunft, als ihnen Rußland geboten, nicht abgelegt. Litauen harrt der Befreiung vom Joche des Gewissenszwanges, der Rechtlosigkeit und der kulturellen Einschränkung, sein Volk verlangt rechtliche Freiheit, um sich mit sei-

nem ausdauernden Fleiße und seiner tiefen Religiosität voranzuarbeiten. Hoffen wir, daß die deutschen Heere den Litauern ein festes Fundament einer bessern Zukunft gebracht haben, hoffen wir, daß das litauische Landeswappen ein sprechendes Symbol für die Zukunft des Volkes sein werde, des Niederringens der verrotteten russischen Mißwirtschaft, des Zwanges und der Bedrückung, und daß jenes Volk, welches Westrußland einst die Freiheit brachte, selbst sich wieder der Segnungen der eignen Freiheit lange erfreuen könne.

Bessarabien

Das uns im Weltkriege jetzt nähertretende Gouvernement Bessarabien, im Südwesten des Zarenreiches an der österreichisch-rumänischen Grenze, zwischen Pruth und Dnjester gelegen, im Süden vom Schwarzen Meere bespült, ist ein Teil der weiten podolischen Platte mit Lößboden, dem charakteristischen Bestandteil der Steppen. Im Norden von bis 428 Meter hohen Hügelwellen durchzogen, wird Bessarabien im Süden von kleinern Flüssen bewässert und weist auf 45 632 Quadratkilometer Ausdehnung einen stattlichen Reichtum an Seen (1231 Quadratkilometer) auf. Früher eine mit Bocksbart, einem hohen Rispengras, bewachsene Steppe, ist das Land jetzt ganz unter dem Pfluge und erzeugt neben Weizen vorzügliche Weine. Außer der sehr einträglichen Viehzucht, namentlich mit sehr geschätzten Pferden, gewinnt die Bevölkerung auch Seesalz, Salpeter und Marmor, dessen Beschaffung aus jenen Gegenden bereits den alten Römern bekannt war.

Von der etwa 2 Millionen zählenden Bevölkerung, überwiegend russisch-staatskirchlichen Bekenntnisses, sind über 1 Million Rumänen, dort einfach Moldauer genannt, die andern Ukrainer, Russen, Griechen und Juden. Im Südwesten finden sich etwa 80 000 Bulgaren, im Südwesten 30 000 Deutsche, meist Protestanten. Eine deutsche katholische Kolonie im Innern des Landes ist Krasna. Das Gouvernement zählt acht Kreise mit der 150 000 Einwohner zählenden, durch die von der russischen Beamtenschaft angezettelten Judenhetzen bekannten Hauptstadt Kischinew, wo der Sitz des schismatischen Bischofs ist. Die katholischen Pfarreien Bessarabiens in der Hauptstadt sowie in Chocim, Bieltzy, Krasna, Bender und Ismail gehören zum Bistum Tiraspol mit dem Sitze in Saratow.

Bessarabien bildet einen Teil des römischen Daciens und weist als Andenken an die Römerherrschaft noch jetzt in seinem südlichen Teile zwei vom Pruth bis zum Dnjester reichende Römerschanzen

auf. Die Stürme der Völkerwanderung gaben das Land der Reihe nach in die Hand verschiedener Völkerstämme; Germanen, Finnen und Slawen folgten einander in buntem Wechsel, so daß die heutige ansässige Bevölkerung wohl eine Mischung jener Rassen mit den lateinischen Kolonisten bildet. Seit 1367 war das Land zum Fürstentum Moldau gehörig, welches sich gegen die finnischen wilden Kumanen und Mongolen wacker behauptete. Fürst Stephan der Große (1457—1504) machte wohl das Land von den mächtigen Nachbarstaaten unabhängig, doch kamen seine Nachfolger bald unter die Oberhoheit der Türkei, welche die Landesfürsten nach Belieben ein- und absetzte. Seit 1658 herrschten meist Albanesen und Griechen über das Land, und als der gebildete Demeter Cantemir sich mit Peter des Großen Hilfe erfolglos unabhängig zu machen suchte, folgte von 1711 bis 1821 die rein griechische Fanariotenherrschaft, während welcher der moldauische Thron im Fanar, dem griechischen Stadtteil von Konstantinopel, einfach verkauft wurde. Diese Krämerfürsten verwüsteten das Land unglaublich, holzten besonders die Wälder durch Raubbau ab, so daß in Bessarabien vielfach Stroh oder trockner Dung als Brennmaterial dient; die fette podolische Schwarzerde bedarf glücklicherweise nicht einer reichlichen Düngung. — Im 18. Jahrhundert war Bessarabien oft von den Russen besetzt und wurde 1812 ganz russisch. Im Pariser Frieden mußte Rußland freilich den südlichen Teil mit Ismail, Bolgrad, Kahul und Kilia an Rumänien abtreten, zwang jedoch seinen Bundesgenossen im Türkenkriege 1877, trotz entgegengesetzter früherer Versprechungen, das fruchtbare Land im Berliner Kongreß 1878 gegen die meist bulgarisch-türkische Dobrudscha wieder an Rußland zurückzugeben. Seit jener Zeit wird die rumänische Nationalität in Bessarabien nach russischer Weise unterdrückt, die Schulen sind ganz russisch, im Gottesdienst wird den Rumänen nur zeitweise, je nach den politischen Nöten der russischen Regierung, die rumänische Sprache gestattet, der Großgrundbesitz ist bereits ganz verrußt, nur noch das einfache Landvolk hält sich an die angestammte rumänische Nationalität, deren Anhänger nur durch Auswanderung nach dem benachbarten Königreich Rumänien sich literarisch frei betätigen können. Schon der Name des Landes erinnert an die früher regierende, rumänische Fürstenfamilie Bessarab und ist von ihr entnommen, hoffentlich um das Land durch glückliche Umstände bald wieder dem Einfluß der westlichen Kultur zuzuführen, welcher Rumänien sich anschließt.



Die Ukraine

Wilhelm Kisky (Anhalt)

Daß Rußland kein auf einem einheitlichen Volkstum aufgebauter Staat, sondern mindestens in eben demselben Maße Nationalitätenstaat ist wie Österreich-Ungarn, ist weitern Kreisen eigentlich erst seit Kriegsbeginn klar geworden. Bei der ersten und einzigen bis heute vorliegenden Volkszählung auf Grund der Muttersprache wurden in Rußland ohne Finnland mindestens 16 verschiedene Nationalitäten gezählt. Die eigentlichen Russen, die Großrussen oder Moskowiter, machen danach nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung aus, nämlich nur 44,3 vom Hundert. Von den verschiedenen Nationalitäten fanden bei uns in Deutschland von jeher die meiste Beachtung die Deutschen und die Polen, die aber mit ihren 2 und 8 Millionen nur 1,4 und 6,3 vom Hundert der Gesamtbevölkerung bilden. Weitaus am wichtigsten, nicht nur der Zahl nach, aber ist eine andere Nation, die das amtliche Rußland freilich nicht als solche anerkennt und in dem großrussischen Meer verschwinden läßt, nämlich die Ukrainer, d. h. Grenzbewohner (Ukraine oder Ukraina = das den Einfällen der asiatischen Nomadenhorden ausgesetzte Grenzland; das Wort ukrainskyi = ukrainisch kommt schon früh im Gegensatz zu moskowskyi vor), die in Rußland durchweg Kleinrussen (Malorussyjane) heißen, in Österreich und einigen Gebieten Westrußlands aber von jeher mit dem lateinischen Namen Ruthenen genannt werden, der ebenso wie die Bezeichnung Rotrußland (Russia rubra) für Ostgalizien und die angrenzenden Landstriche — angeblich wegen des vielen auf diesem Boden vergossenen Blutes — von polnischen Chronisten geprägt worden ist. Ukrainer gab es nach jener Volkszählung von 1897 in Rußland 22,5 Millionen, d. h. fast 18 vom Hundert der Gesamtbevölkerung; nur wenn man, was nicht richtig ist, die Ukrainer mit den 6 Millionen Weißrussen zusammenwirft und einfach als Russen betrachtet, kommt man zu dem amtlichen russischen Ergebnis, daß die Russen zwei Drittel der Bevölkerung des Staates ausmachen.

Die Ukrainer bewohnen in der Hauptsache den Süden des europäischen Rußlands. Ihre Wohngebiete werden im Osten vom Don, im Westen vom Dnjestr, im Süden vom Schwarzen Meer

und im Norden von einer Linie begrenzt, die man sich von Westen nach Osten dem Laufe des Pripet, eines Nebenflusses des Dnjepr, folgend gezogen denkt. Im Westen umfassen sie über das Flußgebiet des Dnjestr hinaus noch ganz Ostgalizien bis zum San, einschließlich Przemysl, im Osten noch das Flußgebiet des Kuban bis zum Kaukasus. Der Kern der Ukraine liegt zu beiden Seiten des Riesenstromes Dnjepr; hier machen die Ukrainer bis zu 98 Prozent der Bevölkerung aus. Politisch gehört weitaus der größte Teil der Ukraine zu Rußland, nur etwa ein Elftel mit 4¼ Millionen Einwohnern zu Österreich-Ungarn. In Rußland bewohnen die Ukrainer die Gouvernements Wolhynien (70 Prozent), Podolien (81 Prozent), Kijew (79 Prozent), Tschernigow (86 Prozent), Poltawa (98 Prozent), Charkow (70 Prozent), Jekaterinoslaw (69 Prozent), Cherson (54 Prozent), Taurien (42 Prozent) und Kuban (47 Prozent), ferner Teile der Gouvernements Bessarabien, Cholm, Grodno (bis zur Quelle des Narew), Kursk, Woronesch, Dongebiet, sowie Teile der an den Kaukasus anstoßenden Provinzen und Gouvernements des asiatischen Rußland, in denen sie eine lebhafte kolonisatorische Tätigkeit entfalten. In Österreich bewohnen sie den ganzen östlichen Teil von Galizien (66 bis 72 Prozent) und den nördlichen Teil der Bukowina (66 Prozent), in Ungarn den nördlichsten Teil zwischen der Theiß und den Karpathen (72 Prozent).

Das zusammenhängende, geschlossene Gebiet der Ukrainer umfaßt etwa 850 000 Quadratkilometer — das Deutsche Reich nur 540 000 Quadratkilometer! — und hat heute, wenn man die Volksvermehrung seit 1897 berücksichtigt, etwa 33 Millionen ukrainische Einwohner.

Diese 33 Millionen Menschen, die heute also, abgesehen von dem kleinen zu Österreich-Ungarn gehörigen Teile, ganz zu Rußland gehören, bilden nach Sprache, Religion und Geschichte eine eigne slawische Nation, genau so wie die Polen, Russen, Tschechen, allerdings eine Nation, die wie die Flamen in Belgien keinen Staat für sich bildet. Die Spuren ihrer selbständigen Nationalität sind auch heute noch bei schärferm Zusehen überall deutlich erkennbar, trotzdem die Russen seit Jahrhunderten mit Feuer und Schwert an ihrer Ausrottung gearbeitet haben.

Die Ukrainer sind weder Russen, wie das amtliche Rußland will, noch russifizierte Polen oder polonisierte Russen, wie man außerhalb Rußlands vielfach annimmt, ja neuere anthropologische Untersuchungen weisen sie sogar einer besondern, sowohl von den Russen als auch von den Polen verschiedenen (Misch-) Rasse zu und haben festgestellt,

daß die Ukrainer mit den Russen und Polen weniger verwandt sind als Russen und Polen untereinander.

Was die Ukrainer zunächst von den Russen unterscheidet, ist die Sprache, die heute noch außerordentlich einheitlich in dem ganzen Lande vom San bis zum Kuban herrscht. Die hergebrachte Ansicht, daß die ukrainische Sprache nur eine Dialektform des Russischen oder allenfalls des Polnischen sei, kann nach neuern Forschungen und nachdem im Jahre 1905 sogar die St. Petersburger Akademie sie als selbständige Literatursprache anerkannt hat, nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die ukrainische Literatur hat eine fast tausendjährige Vergangenheit und weist Sprachdenkmäler aus allen Zeiten auf, beginnend mit den berühmten Annalen des Nestor von Kijew vom Ende des 11. Jahrhunderts. Besonders reich ist die Sprache an uralten, wie die Gesänge Homers von Mund zu Mund fortlebenden Volksliedern, Epen (Dumen) und Sinnsprüchen, in deren weichen, meist ergreifend wehmütigen Versen sich Charakter und Geschichte des Volkes wiederspiegeln. Die eintönige Melancholie der meeresweiten Steppe und die Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit hat das Volk nachdenklich, träumerisch, schwermütig gemacht, die Erinnerung an das unglückliche Geschick seiner Helden, ihre überschäumende Freiheitsliebe und schrankenlose Tatenlust hat bei ihm die heiße Liebe zu Heimat und Vorfahren erzeugt, die in der Volksdichtung so stark zum Ausdruck kommt. Friedrich Bodenstedt († 1892), der die Ukraine und ihre Sprache genau kannte, behauptet, daß in keinem Lande der Baum der Volksdichtung so herrliche Früchte getragen, nirgends der Geist des Volkes sich so lebendig und wahr in seinen Liedern ausgeprägt hat wie bei den Ukrainern. Ein Volk, das solche Lieder singt und Gefallen daran findet, kann auf keiner ganz niedrigen Bildungsstufe gestanden haben. Erst im 19. Jahrhundert ist man in Polen und Rußland an die Sammlung dieser Perlen wahrer Volksdichtung gegangen, und Bodenstedt hat uns eine kleine Auswahl in trefflicher Übersetzung zugänglich gemacht (Die poetische Ukraine, Stuttgart 1845). Noch im 19. Jahrhundert hat die Ukraine eine neue Blütezeit der Dichtkunst gehabt und einen wahrhaft großen Dichter hervorgebracht, Taras Schewtschenko (1814 bis 1861), in dessen Schöpfungen sich alle Überlieferungen und Erinnerungen finden, die im ukrainischen Gemüt leben, und die alle den aus Ritterlichkeit, ursprünglicher Wildheit und kindlicher Weichheit gemischten Charakter des Ukrainers wiederspiegeln, alle aber mit dem Unterton der Volkslieder: der heißen Liebe zur Heimat, zu dem lieblichen ukrainischen Dorf mit den weißen Hütten und der

weiten Steppe, und der Klage über das Schicksal des ukrainischen Volkes. Sein stolzes Wort:

> Die Welt kennt keine zweite Ukraine,
> Kennt einen Dnjepr nur

kann seinem Lebenswerk als Geleitwort vorangesetzt werden.

Die ukrainische Sprache erscheint zwar für das Auge und Ohr des Westeuropäers dem Großrussischen verwandt; bei näherm Zusehen schwindet die Ähnlichkeit aber vollkommen; Aussprache und Schreibweise sind völlig verschieden und genaue Kenner des Großrussischen geben zu, daß dessen völlige Beherrschung noch lange nicht das Verständnis des Ukrainischen ermöglicht. Bodenstedt, der erste Deutsche, der sich mit der ukrainischen Literatur befaßte, rühmt den melodischen Wohlklang und die musikalische Wirkung der Sprache, durch die sie sich vor allen slawischen Sprachen auszeichne. Wir sind gewohnt, alle ukrainischen Namen in der russischen Weise zu sprechen und zu schreiben, die ukrainischen Formen sind uns fast unbekannt. Der Ukrainer sagt z. B. Dniper, Dnister, Kijiw, der Russe und Pole Dnjepr, Dnjestr, Kijew. Die ukrainische Sprache hat auch das dem Russen fremde H und schreibt Tschernihow statt Tschernigow.

Auch durch ihre Religion unterscheiden sich die Ukrainer von Hause aus von den Russen, wenn das heute auch dank der russischen Unterdrückung wenigstens bei den russischen Ukrainern kaum mehr zu erkennen ist. Sie haben das Christentum am Ende des 10. Jahrhunderts unter ihrem Fürsten Wladimir dem Großen von griechischen Bischöfen angenommen; ihre Hauptstadt Kijew wurde auch ihre kirchliche Metropole. Der Abfall der Mutterkirche in Konstantinopel von Rom hatte eine Spaltung der ukrainischen Kirche zur Folge. Der östliche Teil blieb in Verbindung mit Konstantinopel, der westliche mit Rom. Die Verbindung mit dem Papsttum wurde zwar im Laufe der Jahrhunderte wiederholt abgebrochen, aber immer wieder hergestellt. Unter Papst Klemens VII. kam nach langen Verhandlungen die Union mit Rom endgültig zustande (Synode von Brest 1596). Während die russische Kirche mit dem Mittelpunkt Moskau stets ausschließlich schismatisch und von Rom getrennt, griechisch-orthodox blieb, gehörten die Ukrainer teils zur griechisch-unierten, d. h. mit Rom verbundenen, teils zur griechisch-orthodoxen Kirche, betrachteten aber auch nach Errichtung eines eignen Patriarchates in Moskau (1589) nach wie vor den Patriarchen von Konstantinopel als ihr Oberhaupt, so daß sie sich auch in religiöser Beziehung stets von den Russen unterschieden. Auch das war natürlich ihren Unterdrückern, den Russen, unbequem, namentlich seit Peter der Große

die orthodoxe Kirche zur alleinigen Staatskirche gemacht und die Kirchenhoheit des Zaren aufgerichtet hatte. Die orthodoxen Ukrainer wurden nun mit Gewalt der Moskauer Kirche unterworfen, die unierte Kirche wurde mit allen Mitteln zuerst der Propaganda, dann der Gewalt verfolgt und im Laufe des 19. Jahrhunderts vollständig russifiziert. Erst durch den Toleranzukas des jetzigen Zaren vom 14. Mai 1905 wurde der Anschluß an Rom wieder erlaubt. In dem österreichisch-ungarischen Teile der Ukraine dagegen blüht die griechisch-unierte Kirche, die sich nur in der Liturgie, nicht dogmatisch von der römischen unterscheidet, noch heute. Unter dem Erzbistum Lemberg stehen die Suffraganbistümer Przemysl und Stanislau in Galizien, in Nord-Ungarn sind die Bistümer Munkacs und Eperjes uniert.

Es ist nun merkwürdig, daß ein Volk von solch ausgeprägten nationalen Eigentümlichkeiten uns in der Geschichte so wenig begegnet. Das hat aber seinen Grund darin, daß die Russen, die seit Jahrhunderten bemüht sind, die nationale Verschiedenheit der Ukrainer zu leugnen und alle ihre Spuren zu verwischen, auch die selbständige geschichtliche Vergangenheit der Ukrainer leugnen und der Ukraine auch in der Vergangenheit keine andere Rolle zuweisen wollen als andern russischen Landesteilen. Dadurch ist es denn gekommen, daß noch bis heute in allen geschichtlichen Handbüchern der Ukrainer zwar bei der russischen oder bei der polnischen Geschichte gedacht, ihnen aber nie ein eigner Platz angewiesen wird. Eine Ausnahme macht fast nur der Deutsch-Ungar Johann Christian von Engel, der bekannte Schüler Gatterers und Schlözers und Geschichtsschreiber der Ungarn, der 1796 eine „Geschichte der Ukraine und der ukrainischen Kosaken, wie auch der Königreiche Halitsch-Wladimir" (Halle 1796) veröffentlichte.

Bei näherm Zusehen ergibt sich, daß man mit Engel sehr wohl von einer besondern Geschichte der Ukrainer sprechen kann. Die älteste Zeit liegt wie bei den Russen im Dunkeln. Sicher erkennbar ist jedoch vom 9. Jahrhundert an ein kräftiges und blühendes Staatswesen zu beiden Seiten des Dnjepr mit dem Mittelpunkte Kijew, der „Mutter der russischen Städte". Seine Herrscher waren aus demselben normannischen Geschlecht, wie die Herrscher der Gebiete nördlich davon, die ihren Hauptsitz am Ladogasee, dann in Nowgorod, noch später in Moskau hatten. Großfürst Wladimir der Große von Kijew nahm, wie schon erwähnt, bei seiner Heirat mit der Tochter des oströmischen Kaisers i. J. 989 mit dem größten Teile seines Volkes die Taufe. Wladimir und seine Nachfolger dehnten ihre Herrschaft

auch über die russischen Fürsten aus, verloren diese aber später an die Mongolen. Eine überaus freie, den germanischen Zuständen ähnliche Verfassung, Erbteilungen und innerer Hader schwächten das mächtige Kijewer Reich bald so, daß es auf allen Seiten von seinen Nachbarn mit Erfolg angegriffen und zurückgedrängt werden konnte, im Norden von dem Moskauer Staat, im Westen von den Polen, im Osten von den Nomadenhorden, die 1240 gar bis Kijew vordrangen und die Stadt dem Erdboden gleich machten. Der Schwerpunkt des ukrainischen Staates verschob sich so immer mehr nach Westen, nach den Karpathen zu, und an die Stelle des Königreiches Kijew trat das Königreich Halitsch-Wladimir, später Galizien (Halitschien) und Lodomerien (Wladimirien) genannt. Um 1340 büßte das Königreich Halitsch seine staatliche Selbständigkeit ein, indem es durch Erbschaft an die Königreiche Polen und Litauen kam, die ihrerseits gegen Ende des 14. Jahrhunderts zu einem polnischen Reiche vereinigt wurden.

Damit war der erste ukrainische Staat zu Grunde gegangen, nicht aber das ukrainische Volkstum und die ukrainische Kultur, die sich auch unter der polnisch-litauischen Herrschaft erhielten; die ukrainische Sprache verdrängte die litauische sogar in Litauen.

Dem Namen nach gehörte jetzt das ganze ukrainische Land zu Polen, aber die polnische Herrschaft hatte weder den Willen noch die Kraft, es sich wirklich anzugliedern. Sie beschränkte sich darauf, den kleinern westlichen Teil nach Kräften zu polonisieren, und überließ den größern östlichen seinem Schicksal. Dieser war nach wie vor den Tatareneinfällen ausgesetzt und wurde immer wieder verwüstet und immer mehr entvölkert. Die Bewohner verteidigten sich so gut sie konnten; die ständige Gefahr nötigte sie zu kriegerischem Leben und zu kriegsmäßiger Organisation unter selbst gewählten Führern. Dadurch entstand hier ein besonders organisierter Kriegerstand, dessen Glieder Kosaken, d. h. freie Krieger, hießen und der von den Ukrainern gern mit unsern Ritterorden verglichen wird. Der Name Kosaken wurde bald Volksname für die östlichen Ukrainer, später für die Ukrainer überhaupt. Er hat also von Hause aus eine ganz andere Bedeutung als heutzutage. Als die Ukraine russisch geworden war und alles National-Ukrainische unterdrückt wurde, legte die russische Regierung den Namen Kosaken einer besondern, privilegierten Truppengattung bei, die aus den Freischärlern aller unter Rußland gekommenen Nationen gebildet wurde. Die heutigen Kosaken haben daher mit den historischen, ukrainischen nicht das geringste zu tun. Ukrainischer Nationalität sind nur wenige unter ihnen und

diese wenige befinden sich hauptsächlich unter den Kosaken am Kuban, Kaukasus und Don.

Zu einem neuen wirklichen Staatswesen, allerdings auch noch mit ganz freien Formen, kam es bei den Kosaken am untern Dnjepr, südlich von Alexandrowsk, die die Saporoger, d. h. die unterhalb der Stromschnellen Wohnenden (porohy = Wasserfälle), genannt wurden und deren Mittelpunkt ein befestigtes Lager, die Ssitsch (d. h. verschanzter Sitz) bildete. An ihrer Spitze stand der selbst gewählte Führer, der Hetman — übrigens auch ein Wort, das später von den Russen übernommen und zur Bezeichnung der Kosakenführer gebraucht wurde; es ist ursprünglich der russischen Sprache ganz fremd und kommt nur im Ukrainischen und Polnischen vor. Der Saporoger Staat wußte seine Unabhängigkeit zu wahren gegen Tataren und Polen. Seine tapfern Kriegerscharen wurden bald in ganz Europa berühmt und oft begehrte Bundesgenossen. Die Ukrainer aber in Ost und West erblickten in diesem Staat ihren natürlichen Schützer sowohl gegen die Tataren als gegen die Polen und sozusagen ihren Mittelpunkt, der den Keim eines neuen großen ukrainischen Staatswesens in sich barg. Das Jahr 1648 brachte unter Führung des Hetmans Bohdan Chmelnyckyj den großen Aufstand der Ukrainer und ihre Befreiung vom polnlischen Joche. Es entstand nun wiederum ein selbständiger ukrainischer Staat, der sich bis Lemberg, Halitsch und Cholm erstreckte und an die glänzenden Zeiten des Kijewer Reiches erinnerte. Chmelnyckyj war der aus freier Wahl des Volkes hervorgegangene Fürst dieses Staates. Aber die Herrlichkeit war nur von kurzer Dauer. Die Furcht vor neuer Unterdrückung durch die Polen und der Haß gegen diese war so groß, daß Chmelnyckyjs und seiner vorwiegend militärischen Berater einziges Streben darauf gerichtet war, den jungen Staat gegen Polen zu schützen. Vor diesem Zweck traten alle Bedenken zurück, und so schloß denn Chmelnyckyj bereits am 17. Januar 1654 zu Perejaslaw den berühmten Vertrag mit dem moskowitischen Zaren, auf Grund dessen die Ukraine unter russische Lehensoberheit und Schutzherrschaft kam, aber vollkommen autonom bleiben und eigne Verwaltung, eigne Kirche, eignes Gerichts-, Finanz- und Militärwesen, sowie ihren eignen Herrscher, den Hetman, behalten sollte; auch sollte dieser wie bisher frei gewählt werden und nur vom Zaren die Investitur erhalten. Die freie Verfassung des Staates wurde im übrigen von dem Vertrage nicht berührt.

Der Vertrag von Perejaslaw, der staatsrechtlich bald als Realunion, bald als Personalunion aufgefaßt wird, ist bis

heute die magna charta der Ukrainer, auf die sie ihre Ansprüche auf Autonomie und Freiheit stützen, während andererseits die russische Lehre gerade mit diesem Vertrage die Einverleibung der Ukraine rechtfertigen will. Für Rußland sollte der Vertrag einen außerordentlichen Gewinn, für die Ukraine das Ende ihrer Selbständigkeit und den Anfang ungeheurer Leiden bedeuten. Der Zar, dessen Völker bereits im 15. Jahrhundert das Tatarenjoch hatten abwerfen können, träumte seit langem, besonders seit Erstarkung seiner absoluten Staatsgewalt von der Erbschaft des alten Kijewer Reiches. Die Herrschaft über dieses mußte ihn zum Herrn eines ungeheuren Reiches machen und seinem Reiche den heiß ersehnten Zutritt zum Meere verschaffen. In der Tat vereinigte er seit Erwerbung der Ukraine die Kernlande des heutigen Rußland in seiner Hand. Zwar legte ihm der Vertrag noch erhebliche Beschränkungen auf; aber die russische Politik begann schon bald, namentlich nach dem frühen Tode Chemlnyckyjs (1657), in der seither hundertfältig bewährten Weise die Fesseln des Vertrages abzustreifen, das Volk durch künstlich erregte oder genährte innere Unruhen zu schwächen und dann Schritt für Schritt seiner Freiheit und Eigenart zu berauben und unter Bruch des Vertrages aus dem autonomen Staat eine Provinz zu machen. Es ist die eigentümliche Tragik in Chmelnykcyjs Leben, daß er so zwar der Befreier der Ukraine vom polnischen Joche, andererseits aber durch den Anschluß an Moskau auch der Zerstörer seines eignen Werkes geworden ist. Das Gefährliche seiner Politik wurde von einem Teile der gebildeten Ukrainer nicht verkannt, und manche Kreise erhoben heftigen Widerspruch. So verweigerten die Geistlichkeit unter Führung des Metropliten von Kijew und der Adel, aber auch die Saporoger dem Zaren den Treueid. Die Politik Chmelnyckyjs hat so auch den Grund gelegt zu der bis heute nachwirkenden unheilvollen Spaltung des ukrainischen Volkes in e i n e p o l e n f r e u n d l i c h e und e i n e r u s s e n f r e u n d l i c h e P a r t e i. Die Gegner Chmelnyckyjs waren eher für eine Verbindung mit Polen als mit Moskau. Sie riefen eine lebhafte Bewegung gegen den Vertrag mit Moskau hervor, und da die russischen Übergriffe gegen die ukrainische Autonomie ihren Befürchtungen Recht gaben, kam es schon unter Chmelnyckyjs Nachfolger zum Bruch mit dem Zaren und nach Besiegung seiner Heere zu einem Bündnis mit Polen, das durch den V e r t r a g v o n H a d i a t s c h vom 16. September 1658 seine staatsrechtliche Grundlage erhielt. Danach vereinigten sich Polen, Litauen und die Ukraine zu einem einzigen Königreich, dessen Herrscher von den drei Völkern gemeinsam gewählt wurde,

in dem jedoch jeder der drei Staaten möglichst selbständig sein sollte. Die unierte Kirche wurde der katholischen gleich gestellt. Aber auch diese, von der gemeinsamen Furcht der drei Staaten vor der russischen Gefahr eingegebene Regelung war infolge der Unbeständigkeit der Ukrainer nur von kurzer Dauer; denn die polenfeindliche Partei, gestützt auf die angestammte und nur mühsam unterdrückte Abneigung der Ukrainer gegen die Polen, bekämpfte das Bündnis. So standen sich nun in der Ukraine zwei sich heftig bekämpfende Parteien gegenüber, von denen die eine für den Anschluß an Polen, die andere für den Anschluß an Moskau war. Die Folge war, daß die Ukraine der Zankapfel zwischen diesen beiden Staaten wurde, die nach jahrelangen, wechselvollen Kämpfen im Vertrage von Andrussow (1667) die Ukraine unter sich teilten. Der rechts vom Dnjepr gelegene Teil kam unter polnische, der andere samt der auf dem rechten Ufer gelegenen Stadt Kijew unter russische Oberhoheit. Die Russen hatten ihr erstes Ziel erreicht: sie hatten den Zutritt zum Meere gewonnen. Dem Namen nach gab es jetzt statt des einen zwei selbständige ukrainische Staaten mit zwei Hetmanen. In Wirklichkeit aber war die staatliche Selbständigkeit der Ukraine dahin und führten die Hetmanen nur ein Schattendasein. Zwar wurden beide Teile 1672 noch einmal zu einem Gesamtstaat vereinigt, und zwar mit Hilfe der Türkei, die durch einen ukrainischen Staat dem Vordringen Rußlands ans Schwarze Meer einen Riegel vorschieben wollte. Aber schon 1699 zerfiel auch dieser Staat wieder, da die Türkei sich vor Rußland beugen und die Ukraine aufgeben mußte.

In dem polnischen Teile, der durch die ständigen Kriege arg verwüstet und verarmt war, hatte das ukrainische Staatsleben und das Kosakenregiment nunmehr überhaupt keine Kraft mehr zu selbständiger Regung. In dem östlichen Teile dagegen flackerte es noch einmal gewaltig auf, als Rußland durch den Schwedenkönig Karl XII. hart bedrängt wurde und der greise Hetman Mazeppa sich mit diesem gegen den gemeinsamen Feind verbündete. Aber auch jetzt war das Glück wieder gegen die Ukrainer und die Schlacht bei Poltawa (1709) machte alle ihre Hoffnungen zuschanden. Mazeppa, der mit knapper Not der Gefangennahme durch die Flucht in die Türkei entging, wurde von den Russen als Aufrührer und Verräter verflucht und in effigie aufgehängt. Das Andenken an seine Erhebung war bei ihnen so stark, daß noch bis vor kurzem der Bannfluch über ihn in allen Kirchen Rußlands alljährlich am ersten Sonntage der großen Fastenzeit wiederholt wurde. Das hinderte aber nicht, daß Mazeppa einer der meist gefeierten Freiheitshelden der

Weltliteratur und sein heldenmütiger Freiheitskampf in allen Zungen verherrlicht wurde (Gottschall, Freiligrath, Byron, Victor Hugo u. a.).

Mit Mazeppa sanken die letzten Hoffnungen der Ukrainer dahin. Der beste Teil des Volkes war auf den Schlachtfeldern verblutet. Die letzten Regungen ihres Aufstandes wurden von Peter dem Großen grausam unterdrückt, eines ihrer Rechte nach dem andern wurde beseitigt. Die Hetmanswürde blieb zunächst dem Namen nach noch bestehen, wurde aber auch 1764 endgültig abgeschafft; der letzte Hetman war der Graf Razumowskyj, der 1801 starb und dessen Geschlecht heute noch in Österreich blüht. Das letzte Bollwerk der Ukrainer, das Saporoger Lager wurde 1775 durch Verrat eingenommen und zerstört, die Ukraine hatte sich zu einem schmerzlichen Ende durchgerungen, wie Schewtschenko sagt. Bald darauf kam durch die Teilungen Polens auch das Gebiet westlich des Dnjepr an Rußland und damit war das ganze ukrainische Land und Volk mit Ausnahme des kleinen an Österreich gekommenen Teiles unter russischer Herrschaft.

Nun war die restlose Einverleibung der Ukraine ins russische Reich, die völlige Unterdrückung aller nationalen Eigentümlichkeiten und die grausame Russifizierung des ukrainischen Volkes bald vollendet. Ukrainische Bücher durften nicht mehr gedruckt werden, sämtliche ukrainischen Schulen, deren es vor 150 Jahren mehr gab als heute unter der russischen Herrschaft, wurden geschlossen, die ukrainische Sprache im amtlichen Verkehr, in der Kirche, in der Literatur gewaltsam durch die russische ersetzt, die ukrainische Kirche der orthodoxen unterworfen und 1839 vollständig aufgehoben; das Land wurde 1782 in Gouvernements eingeteilt und so auch äußerlich zur russischen Provinz gestempelt, — kurz alles, was an eine ukrainische Nation erinnern konnte, wurde blutig unterdrückt und ausgetilgt. Neben der politischen sollte die soziale Knechtung dem Volke jeden Gedanken an nationale Selbständigkeit nehmen; darum wurde unter Katharina II., die sich durch besondere Grausamkeit gegen alles Ukrainische auszeichnete, die Leibeigenschaft — amtlich: die Gleichstellung der ukrainischen mit den russischen Bauern — wieder eingeführt (1783), die seit mehr als 100 Jahren in der Ukraine verschwunden war. Auch ihres altüberkommenen Namens waren die Ukrainer schon unter Peter dem Großen beraubt und amtlich in Kleinrussen — im Gegensatz zu den Großrussen, den Moskowitern — umbenannt worden; ihre nationale Verschiedenheit von den Russen sollte dadurch geleugnet und verdeckt werden,

der neue Name ihre Stammeseinheit mit den Russen zum Ausdruck bringen. Die letzte grausame Maßregel zur Russifizierung war das absolute Verbot der ukrainischen Sprache, das durch den Ukas vom 30. Mai 1876 erging und dem Ukrainertum den Todesstoß versetzen sollte.

Rußland hat alle seine fremden Volksstämme grausam behandelt und ihre Rechte mit Füßen getreten, kein Volk aber so gewaltsam unterdrückt wie das ukrainische; nirgendwo anders z. B. ist ein vollständiges Verbot der Sprache erfolgt. Und trotzdem konnte es nicht verhindern, daß in dem gequälten Volke unter der Asche die Glut einer nationalen Bewegung stetig weiter glimmte und jedesmal zur Flamme aufloderte, wenn die Gelegenheit günstig schien. Seit zwei Jahrhunderten ist so die im Geheimen stets vorhandene national-ukrainische Bewegung der Anlaß zu fortwährender Besorgnis der russischen Staatsmänner; denn immer dann machte sie sich bemerkbar, wenn Rußland in Kriege verwickelt oder sonst in Bedrängnis war.

Diese Bewegung zielte zunächst nicht auf Lostrennung von Rußland ab, nicht einmal auf neue Rechte, sondern auf Wiederherstellung der alten, durch den Vertrag von Perejaslaw verbürgten, also namentlich auf Gewährung der Autonomie, der politischen Selbständigkeit. Das haben die ukrainischen Abgesandten schon der Zarin Katharina II. in der von ihr einberufenen Verfassungskommission ausdrücklich erklärt. Bemerkenswert ist, daß die Ukrainer, als sie zum ersten Male eine auswärtige Macht in ihre Pläne einweihten, sich an — Preußen wandten, von dem sie anscheinend am ehesten eine antirussische Politik erwarteten. Im Jahre 1791 erschien im Auftrage des ukrainischen Adels der Graf W. Kapnist, ein bekannter ukrainischer Schriftsteller, in Berlin bei dem Minister Hertzberg, um für den Fall eines Krieges zwischen Preußen und Rußland eine allgemeine Erhebung der Ukrainer gegen Rußland in Aussicht zu stellen. Es kam aber bekanntlich nicht zum Kriege. Über das Verhalten der Ukrainer während des napoleonischen Krieges gegen Rußland wissen wir merkwürdigerweise nichts. Sicher ist nur, daß Napoleon nicht mit einem Aufstande der Ukrainer rechnete. Es wird aber glaubhaft berichtet, daß Fürst Poniatowski von Polen ihn auf die Ukraine hingewiesen, ja flehentlich gebeten habe, dorthin statt nach Moskau sich zu wenden und hier Rußland ins Herz zu treffen, daß jedoch Napoleon erst nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges sich mit der ukrainischen Frage beschäftigt hat und sich eine Geschichte der Ukraine ausarbeiten ließ. Zu einer Verwertung der Ergebnisse

ist es nicht mehr gekommen. Nachdem durch den Wiener Kongreß Rußlands Macht neu befestigt und erheblich gestärkt worden war, sahen sich die Ukrainer zunächst jeder Aussicht beraubt, durch Hilfe von außen zu ihrem Ziele zu kommen. Um so eifriger arbeiteten die Nationalisten für die Verbreitung ihrer Gedanken unter ihren Volksgenossen. Geheimbünde und Verschwörungen überzogen das Land in großer Zahl und arbeiteten ebenso wie die damals zahlreich gegründeten Freimaurerlogen für die national-ukrainische Bewegung, die aber doch noch nicht stark und organisiert genug war, um an den innern Unruhen in Rußland während der 20er und 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts nennenswerten Anteil zu nehmen. Der sogenannte Dekabristenaufstand von 1825 griff zwar auch nach der Ukraine hinüber, wurde aber schnell unterdrückt und gab der russischen Regierung willkommenen Anlaß zu blutiger Reaktion. Die polnischen Aufstände gaben der ukrainischen Bewegung zwar neuen Anreiz, riefen aber keine Erhebung hervor. Einen großen Aufschwung nahm die Bewegung erst in den vierziger Jahren mit dem Aufblühen der ukrainischen Literatur. Mittelpunkt wurde die geheime Gesellschaft in Kijew, die 1846 gegründete „Bruderschaft der Heiligen Zyrill und Method", zu der bald die gesamte ukrainische Intelligenz gehörte. Die führenden Geister waren der Geschichtsforscher Kostomarow, der Schriftsteller Kulisch und vor allem der „größte Dichter der Ukraine", Taras Schewtschenko, der in glühender Begeisterung die Freiheitskämpfe des ukrainischen Volkes verherrlichte, die Leiden der Unterdrückten schilderte und so den Haß gegen die Unterdrücker schürte, bis er selbst zum Märtyrer an seiner Sache und nach Sibirien verbannt wurde. Bei Ausbruch des Krimkrieges begannen die Ukrainer wieder zu hoffen, doch kam es, soweit bekannt ist, nicht zu offnem Aufruhr gegen das hart bedrängte Rußland. Daß die ukrainische Frage in jenen Tagen jedoch weit über die Grenzen Rußlands hinaus in ihrer ganzen Bedeutung erkannt wurde, beweist ihre eifrige Erörterung in Preußen. Die preußische Regierung blieb im Krimkriege bekanntlich in Fortsetzung ihrer russenfreundlichen Politik und hauptsächlich gestützt auf die stark reaktionäre, für den russischen Absolutismus als stärksten Hort gegen die Revolution begeisterte Kreuzzeitungspartei streng neutral. Aber es gab auch eine starke russenfeindliche Partei in Preußen; das waren die Gegner der Kreuzzeitungsmänner, die nach ihrem Führer Bethmann-Hollweg oder nach ihrem Organ, dem Preußischen Wochenblatt benannt wurden. Diese Partei arbeitete fleißig für den An-

schluß Preußens an die Westmächte und für den Bruch mit Rußland. Sie hielt jetzt oder nie den Augenblick zur Zertrümmerung des russischen Kolosses und damit zur Befreiung Preußens vom „russischen Protektorat" für gekommen. In zahlreichen Denkschriften wurden innerhalb dieser Partei, deren Gedanken am eifrigsten von dem preußischen Gesandten in London, Bunsen, unterstützt wurden, die Möglichkeiten zur Erreichung dieses Zieles erörtert und als einziges sicheres Mittel immer wieder die Abtrennung der fremden Volksstämme von Rußland, nämlich der Ostseeprovinzen, der Polen, der Finnen und der Ukrainer bezeichnet. Bunsen erklärt in der bekannten Denkschrift, die seinen Sturz herbeiführte (gedruckt in Fleischers Deutscher Revue 1882, S. 155 ff.), die Zurückweisung Rußlands auf seine natürlichen Grenzen geradezu als ein Gebot für ganz Europa und legt ausführlich dar, wie dieses Ziel erreicht werden könne. Vor allem erfordere die Sicherheit Konstantinopels die Verdrängung Rußlands vom Schwarzen Meere; diese könne aber nur dadurch erreicht werden, daß die Ukraine befreit und an Österreich gegeben werde. Bismarck erwähnt in den Gedanken und Erinnerungen (I, 110 ff.) etwas spöttisch diese Pläne der Wochenblatt-Leute „die allen Ernstes in umfangreichen Denkschriften die Frage erörterten, wie Preußen als Vorkämpfer Europas das Ziel einer völligen Zerstückelung des russischen Reiches und Verteilung seines Gebietes an die Nachbarn erreichen könne" und in denen „die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen, des Gesamtgebietes der Republik Polen und die Zersetzung des Überrestes durch Teilung zwischen Groß- und Kleinrussen" als Ziel aufgestellt wurde. Wie dem reaktionären russenfreundlichen Junker Bismarck, so mochten derartige Pläne damals vielen phantastisch vorkommen. Daß sie aber gar nicht so weit abliegen und jedesmal sich geradezu mit Naturnotwendigkeit aufdrängen, wenn Rußland in Kriegsgefahr ist, beweisen die Erörterungen aus der Zeit der deutsch-russischen Spannung von 1887/88, die ihren Höhepunkt mit der berühmten Reichstagsrede Bismarcks vom 6. Februar 1888 überschritt. In der deutschen und österreichischen Presse und Broschürenliteratur wurden lebhaft die Ziele eines Krieges gegen Rußland besprochen. Allgemein forderte man für den Fall des Sieges die endgültige Beseitigung der russischen Gefahr, die aber nur durch die Zertrümmerung des Kolosses d. h. durch die Befreiung der von Rußland unterdrückten Völker, darunter der Ukrainer, erreicht werden könne. Besonders klar kam das in mehreren Aufsätzen von Eduard von Hartmann in der Gegenwart 1887 und 1888 (wieder abgedruckt in seinem Buch:

Zwei Jahrzehnte deutscher Politik, Leipzig o. J., S. 28 ff.) zum Ausdruck. Der Philosoph des Unbewußten und ehemalige Artillerie-Offizier zeigt sich darin als so vorzüglichen Kenner der russischen Geschichte und Politik, daß seine Ausführungen über die Bedeutung eines Krieges der Mittelmächte gegen Rußland und die Folgen einer russischen Niederlage auch heute wieder mit Nutzen gelesen werden. Nach Hartmann ist Rußland von keinem seiner Nachbarn bedroht. Weder Deutschland noch Österreich streben nach russischem Besitz. Rußland dagegen strebt nach einem Panslawistenreich, nach der Wiederherstellung des byzantischen Kaisertums, der Gründung eines neuen oströmischen Reiches russischer Nation, das für ganz Europa eine ungeheure Gefahr darstellen würde und deshalb von den benachbarten Großmächten niemals gutwillig zugelassen werden könne. „Das unheilvolle Phantom, das an Rußlands Mark zehrt, heißt Konstantinopel; diese Stadt ist für die Russen einfach mit einem unerklärlichen, faszinierenden Nimbus umgeben; sie ist wie eine Fata Morgana, die immer neue Karawanen in die Wüste lockt und darin untergehen läßt". Hartmann hält es für möglich, daß Rußland um dieser „chimärischen Zwecke" willen mutwillig einen Krieg beginnt, zumal die russischen Weltherrschaftsträumer sich der verführerischen Einbildung hingeben, daß Rußland selbst nach einem unglücklichen Kriege kein Abbruch geschehen könne. Deshalb weist er mit allem Nachdruck darauf hin, daß die Mittelmächte nicht nur den Willen, sondern auch die Macht haben, einen Sieg über Rußland auszunutzen und den russischen Weltherrschaftsträumen und Eroberungsgelüsten ein für allemal eine Ende zu machen. Die einfachste Selbsterhaltungspflicht erfordere dann von ihnen, das russische Reich in seiner jetzigen Gestalt zu zertrümmern und in seine ursprünglichen Bestandteile aufzulösen. „Finnland wäre an Schweden, Bessarabien an Rumänien zu geben. Die Ostseeprovinzen werden zu einem baltischen Königreich vereinigt, die Stromgebiete des Dnjepr und Pruth zu einem **Königreich Kijew**, Schweden und das baltische Königreich erhalten von Deutschland, Rumänien und Kijew von Österreich-Ungarn ihren Besitzstand gewährleistet, und treten zu diesen Mächten in ein Schutz- und Trutzbündnis. In Polen treten die Besitzverhältnisse der Teilung von 1795 wieder in Kraft; außerdem erhält Österreich freie Hand auf dem Balkan. Durch diese Abtrennungen würde Rußland immer noch ein lebensfähiger Staat bleiben und nicht etwa gezwungen sein, alle neu gewonnene Kraft sofort wieder an die Zerreißung der Friedensbedingungen zu setzen. Vor allem wäre ihm aber durch das **ukrainische Königreich** der Zutritt zum Schwarzen Meere und

zum Balkan gesperrt und seinen ruhestörenden Bestrebungen hier ein Riegel vorgeschoben.

Im ukrainischen Volke selbst war die Weiterverbreitung des nationalen Gedankens seit dem Verbot der ukrainischen Sprache und Schule fast unmöglich. Da das Russische für den Ukrainer schwer verständlich und schlecht zu lernen ist, so war die unausbleibliche — von der russischen Regierung natürlich gewollte — Folge des russischen Vorgehens ein Versinken des ukrainischen Volkes in Nacht und Unbildung; fast nirgends weist die Bevölkerung weniger als 50 vom Hundert, stellenweise aber bis zu 80 vom Hundert Analphabeten auf. Da zudem die höhern Schichten größtenteils zum Russentum abfielen, schien das Ukrainertum hoffnungslos dem Untergang geweiht zu sein. Daher ist es auch erklärlich, daß die Ukrainer in der Revolution von 1905 so gut wie gar keine Rolle spielten — sehr im Gegensatz z. B. zu den an Kopfzahl um ein vielfaches schwächern Polen. Eine Änderung trat erst ein, als infolge der Revolution die Regierung eine Reihe von politischen Zugeständnissen machte, die freiheitliche Einrichtungen ermöglichten, und die große Masse des Volkes zur Teilnahme am politischen Leben aufriefen. Wie für alle nichtrussischen Nationalitäten war auch für die Ukrainer am wichtigsten die Befreiung ihrer Muttersprache, die stillschweigend auf das Gutachten der Akademie der Wissenschaften hin erfolgte, ohne daß der Ukas von 1876 offiziell aufgehoben worden wäre. Außerordentlich rasch entstand nun wieder politisches Leben in der Ukraine. Vor 1905 gab es überhaupt keine ukrainische Presse; jetzt schoß sie mit ungeahnter Schnelligkeit auf; bereits Ende 1905 waren 34 ukrainische Organe vorhanden, darunter einige, die in Petersburg und Moskau erschienen. Ebenso wurden nun ukrainische Bücher in großer Zahl hergestellt und abgesetzt. Alles das ermöglichte nun auch eine systematische Aufklärung der Massen der ukrainischen Bauern, die von besondern, in allen Städten gegründeten Aufklärungsvereinen mit bestem Erfolge betrieben wurde. Für die schnelle Verdrängung des Russischen durch das altangestammte Ukrainische ist es bezeichnend, daß mehrere offiziöse Blätter in Kijew, Hadiatsch und Lochwitz jetzt in beiden Sprachen erschienen. Die Selbstverwaltungsorgane, die Semstows, trugen naturgemäß ebenso zur Hebung des ukrainischen Nationalgefühls bei — und auch die russifizierten und polonisierten Kreise des Adels und der höhern Stände blieben von der allgemeinen Bewegung nicht unberührt und kehrten in großer Zahl zu ihrer angeerbten Nationalität zurück. Bei den Dumawahlen trat die Bedeutung der ukrainischen Bewegung weithin sichtbar zutage: In der ersten und zweiten Duma gab es 63 ukrai-

nische Abgeordnete, die ein festes Programm vertraten: volle Autonomie für die Ukrainer gemäß dem Vertrage von Perejaslaw, völlige Gleichberechtigung der ukrainischen Sprache mit der großrussischen auch im amtlichen Verkehr, finanzielle Selbständigkeit der Ukraine und eigne Verwaltung ihrer Erzeugnisse zur Verhütung der bisherigen Ausbeutung zugunsten des großrussischen Gebietes. Dieses Programm enthielt nichts, was die Ukrainer nicht als ihr gutes Recht auf Grund des Vertrages von Perejaslaw zu fordern berechtigt waren, und verriet keinerlei revolutionäre, auf Abfall von Rußland gerichtete Absichten. Es war im wesentlichen schon 1884 von dem im Auslande lebenden ukrainischen Geschichtsforscher Michael Dragomanow aufgestellt, aber damals schon von national-russischen Schriftstellern und Politikern äußerst scharf bekämpft worden. Warnend hatten sie ihre Stimme erhoben und auf die Gefahr hingewiesen, die dem russischen Staate von einer national-ukrainischen Bewegung drohe. Eine solche sei, so meinte Katkow (†1887) damals, viel schlimmer als etwa ein polnischer Aufstand, durch den Rußland schlimmstenfalls eine kleine Provinz verlieren könne, sie treffe den russischen Staat vielmehr ins Herz.

Um so größer war nun die Erregung bei Regierung und allen Nationalisten in Rußland, als eine starke Partei die Verwirklichung dieses Programms sich zum Ziele setzte und offen damit hervortrat. Die Jahrhunderte alte Politik gegenüber den Ukrainern, die mit eiserner Folgerichtigkeit deren nationale Eigentümlichkeiten auszurotten bestrebt war, um den Kern des russischen Volkes als einheitliche Nation erscheinen zu lassen, würde dadurch verleugnet, die russische Kultur um ein Drittel ihres Einflußes beraubt, der Staat um seine beste Einnahmequelle gebracht, seine Grundlagen in ganz anderer Weise erschüttert, als etwa durch die Gewährung der Autonomie an Polen und Finnland! Das war nicht nur die Ansicht der Regierung, was selbstverständlich wäre, sondern die aller Parteien in der Duma, und so wurden die ukrainischen Forderungen von allen Seiten bekämpft und abgelehnt, und nur von den Revolutionären unterstützt. Die Folge war das neue Wahlgesetz von 1907, das die Ukrainer des Wahlrechts so vollständig beraubte, daß in den nächsten Dumen kein einziger ukrainischer Vertreter Platz fand. Und nun begann von neuem der Kampf gegen die ukrainische Bewegung. Die Zugeständnisse von 1905 wurden widerrufen, das Vereins- und Pressewesen wieder beschränkt, die ukrainische Sprache im öffentlichen Leben wieder durch die russische ersetzt, kurz die Ukraine wieder mit einem Wald von Ausnahmegesetzen umgeben und fast wieder auf den Zustand von vor 1905 zurückgedrückt.

Der Rückschlag im ukrainischen Volke blieb nicht aus. Hatte man bisher mit durchaus gesetzlichen Mitteln und unter Berufung auf sein gutes Recht nur die Autonomie innerhalb des russischen Staatswesens angestrebt, so begann jetzt, nachdem es sich gezeigt hatte, daß man weder von dem absolutistischen noch von dem liberalen Rußland etwas zu erwarten hatte, eine Bewegung, die die Lostrennung von Rußland und Errichtung eines selbständigen Staates unter österreichischer Oberherrschaft zum Ziele hatte. Waren bisher zwar, wie leicht erklärlich, an allen russischen Revolutionen einzelne Ukrainer, zum Teil auch als Anführer beteiligt gewesen — auch der Pope Gapon z. B. war ein Ukrainer — so wurde jetzt mehr oder weniger das ganze Land von einer geheimen Aufruhrbewegung erfaßt, die sich trotz schärfster Maßnahmen der Regierung im stillen immer weiter ausbreitete, hier und da sich auch in offenen Aufständen entlud. So kam es im März 1914 infolge des Verbots der Schewtschenko-Feier in Kijew und Charkow zu ernsten Straßenkundgebungen für eine unabhängige Ukraine und den Anschluß an Österreich. Der Mittelpunkt und Nährboden der neuen national-ukrainischen Bewegung war aber nicht in der russischen sondern in der österreichischen Ukraine, in Ostgalizien

Ostgalizien, d. h. das eigentliche alte, ukrainische Galizien mit der Hauptstadt Lemberg wurde als ehemaliges Gut der ungarischen Krone 1772 von Österreich in der ersten Teilung Polens erworben. Die Gebiete, die Österreich in der dritten Teilung Polens 1795 erhielt, wurden Galizien einverleibt (West- oder Neu-Galizien mit der Hauptstadt Krakau), obschon sie keine ukrainische, sondern eine rein polnische Bevölkerung haben. Im Frieden von Schönbrunn mußte Österreich Westgalizien zum größten Teile an Napoleon abtreten; es wurde von diesem mit dem Herzogtum Warschau vereinigt und kam so durch den Wiener Kongreß an Rußland. Nur das Gebiet von Krakau wurde zu einem selbständigen Freistaat erhoben, der aber 1846 von Österreich besetzt und wieder mit Galizien vereinigt wurde. Seit 1850, seitdem die 1775 von der Türkei erworbene und mit Galizien vereinigte Bukowina wieder abgetrennt worden war, hat Galizien seine heutigen Grenzen.

Die Bedeutung Galiziens beruht auf seiner geographischen Lage. Im Süden und Westen durch den Grenzwall der Karpathen abgeschlossen, nach Osten nnd Nordosten offen, auf der Grenze von Ost- und Westeuropa gelegen, bildet es sozusagen den Ausgangspunkt nach dem Südosten Europas, und kann in der Tat als der „Schlüssel zwischen den beiden Hälften Europas bezeichnet werden" (Tomaschiws-

ky). Klima und Bodenbeschaffenheit sind ausgezeichnet, obwohl das Land kulturell und wirtschaftlich zweifellos tiefer steht, als andere österreichische Länder; es hat fruchtbaren Ackerboden, viele Wälder und reiche Bodenschätze (Erdöl, Kohlen, Salz und Eisen).

Für die Entwicklung der politischen Verhältnisse in Galizien war es von größter Bedeutung, daß das aus zwei durch die Nationalität der Bevölkerung ganz verschiedenen Teilen bestehende Land von der österreichischen Regierung zu einem einheitlichen Kronland zusammengeschweißt und wie ein Land mit einheitlicher Bevölkerung behandelt wurde. Die wiederholt aufgetauchte Absicht, es in eine polnische und eine ukrainische Provinz mit den Hauptstädten Krakau und Lemberg zu zerlegen, ist nie ausgeführt worden. So kam es, daß die an Kopfzahl schwächern, aber durchweg reichern, an Kultur höher stehenden und an Einfluß mächtigern Polen über die ursprüngliche ukrainische Bevölkerung, die allerdings ihre höhern Schichten fast ganz verloren hat und größtenteils aus kleinen Bauern besteht, sehr bald das Übergewicht gewinnen und sie rücksichtslos niederhalten und unterdrücken konnten. Die Ukrainer in Galizien hatten infolgedessen ähnliche Leiden zu überstehen, wie ihre nationalen Brüder in Rußland. Auch die Polen arbeiteten mit dem Beweisgrund, daß es eine ukrainische Nation nicht gebe; was sich als ukrainisch bezeichnete, wurde von ihnen als russisch ausgegeben und als staatsgefährlich verdächtigt. Bei der österreichischen Regierung hatten sie den gewünschten Erfolg. Die Zweiteilung Galiziens unterblieb. National-ukrainische Bestrebungen wurden verhindert oder unterdrückt. Amtlich gab es nur eine Nation in Galizien, nämlich Polen. Galizien wurde zum polnischen Kronland gestempelt und erhielt eine staatsrechtliche Sonderstellung, die den Polen die unbedingte Herrschaft im Lande sicherte. Die Regierung des Landes wurde ausschließlich polnisch. An der Spitze der Verwaltung stand ein polnischer Statthalter, an der Spitze der Landesautonomie ein polnischer Landesmarschall, im Ministerrat saß ein polnischer Minister für Galizien. Die amtliche Sprache war die polnische. Fast alle Ämter waren den Ukrainern verschlossen. Die Wahlgesetze für Reichsrat und Landtag gaben den Polen die Möglichkeit, das ukrainische Volk völlig mundtot zu machen, und so galten auch in diesen Körperschaften die Polen als die Vertreter des galizischen Volkes schlechthin. Der ukrainische Volksteil kam nirgends zur Geltung, auf ihn brauchte daher auch nirgends Rücksicht genommen zu werden. Mit der politischen ging die kulturelle Polonisierung der Ukrainer Hand in Hand. Je mehr die Ukrainer zum Bewußtsein ihrer nationalen

Besonderheit kamen, um so mehr mußten sie diese Zustände als schreiendes, verfassungswidriges Unrecht empfinden und verlangen, daß der Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867, der allen Volksstämmen der Monarchie die nationale Gleichberechtigung zugestand, auch auf sie Anwendung finde. Aber weder bei der polnischen Landesregierung noch bei der österreichischen Reichsregierung fanden sie Verständnis, und so mußten sie fast ein halbes Jahrhundert lang mit den Polen einen äußerst erbitterten Kampf durchkämpfen um Anerkennung ihrer nationalen Rechte.

Den Vorteil von diesen unglücklichen politischen Zuständen in Galizien hatte Rußland. Rußland hat die Bedeutung Galiziens besser erkannt als Österreich und von jeher das Land wegen seiner ukrainischen Bevölkerung nur ungern und mit steter Besorgnis in österreichischen Händen gesehen; ja es hat wiederholt den Versuch gemacht, es gegen andere Gebiete oder entsprechende Zugeständnisse von Österreich einzutauschen. Das gelang aber nicht. Mit größter Aufmerksamkeit und Genugtuung verfolgte Rußland nun die Entwicklung der nationalen Kämpfe in Galizien, die ihm die Aussicht eröffneten, im Trüben zu fischen. Recht bezeichnend dafür sind die Vorgänge auf dem ersten Allslawenkongreß in Moskau 1867. Der Tschechenführer Rieger hatte es gewagt, für die Polen und ihre Rechte einzutreten, um auch die Polen für ihre allslawische Sache zu gewinnen. Der Vorsitzende des Kongresses, Fürst Tscherkaßky, rechtfertigte darauf das Verhalten der russischen Regierung gegenüber den Polen und wies zur Charakterisierung der Polen auf Galizien hin, wo das ruthenische Volk von ihnen schamlos bedrückt würde. Er bezeichnete bei dieser Gelegenheit das ruthenische Ostgalizien als urrussisches Gebiet, das durch einen unglücklichen Zufall 1809 und 1814 nicht mit Rußland vereinigt worden sei und das der Erlösung harre. Diese Worte des einflußreichen Staatsmannes kennzeichnen treffend die Absichten, die Rußland nun jahrzehntelang in bezug auf Galizien verfolgte. Die Parteiverhältnisse wurden geschickt ausgenutzt, der Gegensatz zwischen Polen und Ukrainern wurde künstlich genährt und verschärft, das Land unterwühlt und russischem Einfluß zugänglich gemacht. Zahlreiche Agenten besorgten jahrzehntelang diese Geschäfte für Rußland und riefen mit Geld und durch Wort und Schrift die allslawische d. h. russenfreundliche Bewegung in Galizien hervor, angeblich um das Land mit der stammverwandten russischen Kultur vertraut zu machen, in Wirklichkeit, um es unter russischen Einfluß zu bekommen, seinen Abfall von Österreich vorzubereiten und „die Einheit der russischen Nation von den

Karpathen bis zur Kamtschatka" herzustellen. Ukrainer und Polen fielen in gleicher Weise den russischen Lockungen zum Opfer.

Für die national-bewußten Ukrainer in Galizien begann eine neue Zeit mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts zum Reichsrat im Jahre 1906. Nun konnten auch sie sich politisch zur Geltung bringen, und nachdem die Regierung ihnen eine Reihe von nationalen Zugeständnissen gemacht hatte, erlebten sie eine ungeahnt schnelle nationale Wiedergeburt. Galizien wurde so die Wiege eines neuen Ukrainertums. War früher die ukrainische Intelligenz über die ganze Welt zerstreut und in kleine Kreise in Lemberg, Wien, Paris, Ungarn oder Amerika zersplittert, so konnte sie sich jetzt wieder auf ukrainischem Boden sammeln und frei betätigen. Lemberg wurde der Mittelpunkt der ukrainischen Welt. Die Erzeugnisse ukrainischer Kultur wurden gesammelt und dem Volke zugänglich gemacht, die ukrainische Sprache in Wort und Schrift verbreitet, Schulen und wissenschaftliche Anstalten wurden gegründet, an der Lemberger Universität mehrere ukrainische Lehrstühle geschaffen, nationale Vereine und wirtschaftliche Organisationen ins Leben gerufen. Wurden auch nicht alle ihre Wünsche erfüllt und erreichten sie z. B. nicht die Gründung einer eignen Universität und eine ihren Wünschen entsprechende Änderung des Landtagswahlrechtes, so konnten sie mit dem Errungenen doch zufrieden sein. Durch die Hebung des ukrainischen Nationalgefühls und die systematische politische Aufklärung des Volkes wurde ganz von selbst der Blick auf die in nationaler Knechtschaft schmachtenden Brüder in Rußland gelenkt. Die Fortschritte des Ukrainertums in Galizien fielen zeitlich zusammen mit der neuen Unterdrückung in Rußland und konnten ihre Wirkung auf die russischen Ukrainer und ihre Absonderungsbestrebungen nicht verfehlen. In Rußland erkannte man sehr bald die Gefahr, die dadurch heraufzog. Die national-ukrainische Bewegung bedrohte nicht nur die Früchte der langjährigen russischen Wühlarbeit, sondern gab allen Anlaß, ein Hinübergreifen auf die eignen ukrainischen Provinzen zu befürchten. Daher galt es, das Ukrainertum in Galizien möglichst niederzuhalten oder für Rußland zu gewinnen. Die Wühlarbeit setzte mit erneuter Kraft ein. Es war die Zeit nach dem Scheitern der russischen Absichten in Ostasien, als die russische Politik sich mit dem Plan der Sammlung aller slawischen Länder und dem Programm des Panslawismus wiederum dem Westen und dem Balkan zuwandte. In Galizien fand sie den Boden gut vorbereitet. Das Verhältnis zwischen Polen und Ukrainern war durch die national-ukrainische Bewegung noch feindlicher geworden. Die

Polen sahen ihre Herrschaft durch sie bedroht und traten ihr mit aller Macht entgegen. Die russischen Bestrebungen trafen sich so mit den polnischen, und Galizien erlebte das merkwürdige Schauspiel, daß die Polen, sonst die geschworenen Feinde der Russen, mit diesen gemeinsame Sache machten und mit der Losung: Es gibt keine Ukraine, es gibt nur Polen und Russen, die russische Arbeit gegen das Ukrainertum unterstützten. Die mit russischen Mitteln ins Leben gerufene national-russische Partei wurde von den Polen als harmlos, ja als staatserhaltend und konservativ hingestellt gegenüber der umstürzlerischen national-ukrainischen Partei, ihre Anhänger irreführend als Alt-Ruthenen bezeichnet, die Nationalisten dagegen durch die Bezeichnung radikale Ukrainer verdächtigt. Die russenfreundliche Partei machte unter diesen Umständen schnelle Fortschritte. Viele Polen, namentlich die sogenannten Allpolen und Podolier, die von einem Großpolen vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee unter russischer Oberhoheit träumten und in der Ukraine nur ein Hindernis sahen für die Verwirklichung dieses Traumes, ließen sich leicht für die Ziele der Russenfreunde gewinnen, aber auch viele Ukrainer folgten den russischen Lockungen und wurden so zu Verrätern an ihrer eignen Sache. Bereits 1907 und 1908 konnten die Russenfreunde Vertreter in Reichsrat und Landtag schicken, die hier einen russischen Klub bildeten und offen für den Anschluß an Rußland eintraten. Ihre Bestrebungen wurden von Rußland naturgemäß nach Kräften gefördert; in St. Petersburg wurde eine galizisch-russische Gesellschaft gegründet mit dem Zweck, für die unerlösten russischen Gebiete, d. h. für die Eroberung Galiziens beim Volke Stimmung zu machen. Auf dem Allslawentag in Prag im Juli 1908 gelang es den russischen Abgesandten, die Polen und Russenfreunde auf ein gemeinsames Programm zur Bekämpfung der ukrainischen Bewegung zu einigen, das durch die Unterdrückung der Ukrainer in Rußland ergänzt werden sollte und in der bekannten Schrift des russischen Polenführers Roman Dmowski „Deutschland, Rußland und die Polenfrage" – zuerst in polnischer Sprache, Lemberg 1908, dann auch russisch und französisch und in vielen Auflagen — seine eingehende Begründung erhielt. Die allpolnische und russenfreundliche Presse in Galizien predigte offen die Verbrüderung mit Rußland und den Abfall von Österreich; sie bekämpfte vor allem auch das Deutsch-Österreichische Bündnis, und zwar mit der Begründung, daß Deutschland aus Feindseligkeit gegen Rußland die national-ukrainische Bewegung ins Leben gerufen habe, daß Österreich-Ungarn immer mehr von Berlin aus zu einer slawenfeindlichen Politik getrieben werde, daß der Deutsche Kaiser und sein

Freund der österreichische Thronfolger Ukrainerfreunde und daher Russenfeinde seien. Die österreichische Regierung blieb dank dem mächtigen Einfluß der polnischen Kreise merkwürdigerweise fast untätig gegenüber diesen gefährlichen Machenschaften. Galizien war so in den letzten Jahren der Schauplatz überaus erbitterter, häßlicher nationaler Kämpfe, die durch Ereignisse wie die Ermordung des russenfreundlichen polnischen Statthalters Andreas Potocki durch den ukrainischen Studenten Sicynskyj (1908) und eine ganze Reihe von Hochverratsprozessen grell beleuchtet wurden. Aber trotz alledem — mehr als zwei Drittel der ukrainischen Bevölkerung schlossen sich nach und nach dem nationalen Programm an und *die nationale Bewegung bei den Ukrainern konnte nicht mehr aufgehalten, geschweige denn erstickt werden, und die Angst vor ihr wuchs in Rußland von Tag zu Tag.* Die russischen Nationalisten wurden nicht müde, auf die von Galizien drohende Gefahr hinzuweisen, die Regierung zu warnen und Abwehrmaßregeln zu verlangen. Der Russe Schtschogolew schrieb 1912 ein umfangreiches Buch darüber und gab Mittel und Wege an, wie ihr begegnet werden müsse. Recht bezeichnend schrieb am 22. Februar 1914 das national-russische Kijewer Blatt Kijewlanin, daß die ukrainische Bewegung für Rußland gefährlicher sei als alle übrigen nationalen Bewegungen in Rußland zusammen genommen, ja daß sie die größte und einzige wirkliche Bedrohung des russischen Staates sei. Und ähnlich urteilte der russische Schriftsteller Woronin noch kurz vor Ausbruch des Krieges, daß in der ukrainischen Frage geradezu der einzige, allerdings kaum zu überbrückende Gegensatz zwischen Österreich und Rußland bestehe; denn Rußland könne, ohne Selbstvernichtung zu treiben, nicht länger zusehen, wie seine 28 Millionen Kleinrussen von Galizien aus langsam aber sicher ihm entfremdet und dem nationalistischen Dogma zugeführt würden, während andererseits Rußland von Österreich auch nicht die Russifizierung Galiziens verlangen könne.

Am anschaulichsten aber wird die Furcht vor der ukrainischen Nationalbewegung durch die Aufregung gekennzeichnet, die Anfang 1914 durch ganz Rußland ging, als der 100. *Geburtstag Schewtschenkos* als ukrainischer Nationalfeiertag begangen werden sollte. Schewtschenko ist nicht nur der „größte Dichter der Ukraine", er gilt auch mit Recht als der Vater der national-ukrainischen Bewegung, er ist der beredte Anwalt der nationalen Selbständigkeit der Ukrainer, der begeisterte und begeisternde Prophet des neuen ukrainischen Reiches. Die ukrainischen Nationalisten riefen das ganze

ukrainische Volk in Rußland und Österreich zur Feier seines 100. Geburtstages auf. Die russische Presse und alle nationalrussischen Verbände erhoben in größter Erregung Einspruch dagegen, daß ein Staatsverbrecher, der den Haß des südrussischen Volkes gegen das nordrussische hervorgerufen und zum Aufstand gegen das heilige Rußland aufgestachelt habe, zum Nationalhelden erhoben werden sollte; die Feier bezwecke nichts anderes, als einen Überblick über die politische Kraft der „Mazeppiner" — so genannt nach dem heldenmütigen Hetman Mazeppa — zu geben, die den südlichen Zweig des russischen Volkes in einen ukrainischen umzubilden trachteten; man wolle Europa vorgaukeln, das Ukrainertum sei eine Kraft, mit der sogar bei Lösung internationaler Fragen zu rechnen sei; das einzige Ziel der Mazepiner, wie es von den österreichischen Ukrainern offen verkündet würde, sei die Losreißung des ukrainischen Gebietes von Rußland und die Bildung eines selbständigen ukrainischen Staates unter österreichischer Oberhoheit. Die Regierung teilte die Ansichten der Nationalisten vollkommen und erließ ohne jede Rücksicht auf das ukrainische Volk ein Verbot der Feier. Mit dieser Art der Bekämpfung des Ukrainertums waren aber selbst weite Kreise in Rußland nicht einverstanden, und die konstitutionellen Demokraten (Kadetten) unter Führung Miljukows und alle linksstehenden Parteien brachten in der Duma eine Interpellation wegen des Verbotes ein. Das gab den Anlaß zu einer eingehenden Besprechung der national-ukrainischen Bewegung vor der russischen Öffentlichkeit. Mehr als zwanzig Abgeordnete, darunter fast alle Parteiführer, ergriffen dazu das Wort. Die Vertreter der äußersten Rechten und die Nationalisten verteidigten die Regierung, die andern Parteien verurteilten das Verbot, aber nur deshalb, weil es ungeschickt sei und das Gegenteil von dem bewirke, was es bewirken soll, und den Ukrainern nur willkommenen Werbestoff liefere. Die Rede des Abgeordneten Miljukow verdient besondere Beachtung, weil sie eine treffende Schilderung der ukrainischen Bewegung gibt, die bereits die große Masse der ungebildeten Bauern ergriffen habe und in alle Lebensformen allmählich eindringe. „Die ukrainische Bewegung ist tief demokratisch, sie wird sozusagen vom Volke selbst geführt. Eben darum ist es unmöglich, sie niederzuschlagen. Aber sie in Flammen zu setzen, sie gegen uns zu kehren, das ist sehr wohl möglich." Und die russische Regierung habe bisher mit ihrem Vorgehen nur immer nationale Reaktion erzeugt und das Nationalbewußtsein der Ukrainer angefeuert! In der Beurteilung der ukrainischen Bestrebungen stimmten alle Parteien mit den Nationalisten überein; alle waren darin einig, daß die

national-ukrainische Bewegung „die größte Gefahr für Rußland darstelle und die allergrößte Aufmerksamkeit der Regierung erfordere". Das ukrainische Volk wurde durch das Verbot der Schewtschenko-Feier naturgemäß noch mehr erbittert, und in Kijew und Charkow kam es, wie schon erwähnt, zu Straßenkundgebungen. In geschlossenen Kreisen wurde der National-Feiertag doch überall als solcher begangen, in Österreich-Ungarn auch öffentlich, und die allgemeine Teilnahme aller ukrainischen Volksschichten zeigt, wie sehr das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit alle Ukraienr erfaßt hatte.

So standen die Dinge bei Ausbruch des Krieges. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß *die ukrainische Frage für Rußland mit ein Kriegsgrund* war und durch die *Eroberung Galiziens* gelöst werden sollte. Sasonow hat das außerdem in der ersten Kriegssitzung der Duma offen ausgesprochen. Und als die Russen Galizien erobert hatten, entfalteten sie sogleich eine fieberhafte Tätigkeit, um alles Ukrainische in derselben Weise zu unterdrücken wie in Rußland. Die ukrainische Sprache wurde verboten, die ukrainischen Schulen geschlossen, die angesehenen und als Führer des Volkes bekannten Ukrainer ins Innere Rußlands geschleppt, alles was die ukrainische Kultur geschaffen hatte wurde zerstört. Mit besonderer Wut verfolgten sie die unierte Kirche, die schon vorher wegen ihres national-ukrainischen Charakters von Polen und Russenfreunden nach Möglichkeit geschädigt und bedrückt worden war. Die orthodoxe Kirche wurde als National-Religion verkündigt und das Oberhaupt der unierten, Erzbischof Graf Szeptycky von Lemberg, in die Gefangenschaft abgeführt.

Für die Russen hatte die Eroberung Galiziens viel mehr politischen als militärischen Zweck; glaubten sie doch dadurch das „alte Rotrußland", nach dem sie längst begehrlich ausschauten und dessen Besitz ihnen geradezu als eine Lebensfrage dünkte, für immer gewinnen zu können. Darum erschien ihnen kein Opfer zu groß, um diesen Zweck zu erreichen, darum ordneten sie diesem Ziele alle andern unter. Daher auch der ungeheure Jubel in ganz Rußland, als die Angliederung des Landes gelang, daher auch die durchweg schonende Behandlung der ukrainischen Bevölkerung, die auch innerlich dauernd für Rußland gewonnen werden sollte, während z. B. in Ostpreußen auch die unschuldige Bevölkerung erbarmungslos niedergetreten wurde, weil an eine dauernde Besitznahme des Landes wohl selbst die russischen Feldherrn und Staatsmänner nicht glaubten. Galizien dagegen vermeinte man in Rußland allgemein endgültig

gewonnen zu haben. Sasonow bezeichnete es in der Duma am 9. Februar 1915 als „die letzte Blüte, die noch im lebenden Kranze des Zaren fehlte, und ihm nun für immer eingefügt sei". Ein Aufruf des Zaren an die Ukrainer in der Art des „an die lieben Polen" oder „an die lieben Juden" ist zwar, soweit bekannt, nicht erfolgt. Dafür aber erließ der Oberbefehshaber Großfürst Nikolaus eine Kundgebung „an die lieben Kleinrussen", in dem er sie als die endlich erlösten Brüder begrüßt. Wenn die Russen aber geglaubt hatten, von dem ukrainischen Volke mit Begeisterung als Befreier empfangen zu werden, so wurden sie arg enttäuscht. Mit offenen Armen kamen ihnen nur die Russenfreunde entgegen, die jetzt in Hoch- und Landesverrat das Menschenmögliche leisteten, ebenso wie vorher in Unterstützung der ungeheuren russischen Spionage. Alle von der nationalen Bewegung erfaßten Ukrainer, die vorher schon die russenfreundlichen Wühlereien in der richtigen Erkenntnis bekämpft hatten, daß sie sich im Grunde doch nur gegen das Ukrainertum richteten, hielten gemäß den Weisungen ihrer Führer treu zu Österreich. Zwar wurden auch Ukrainer als Verräter entlarvt, wie ja auch schon vorher Ukrainer unter den Einfluß der Russenfreunde gekommen waren, aber es wäre doch durchaus falsch, den in Galizien verübten Verrat einem ganzen Volksteil zuzuschieben, und das Wort, daß „Galizien dem ruthenischen Verrat zum Opfer gefallen" sei, rührt von Polen, also den größten Feinden der Ukrainer in Galizien her. Zu Beginn des Krieges schlossen sich alle ukrainischen Parteien zu dem ukrainischen Nationalrat zusammen und erließen einen Aufruf, in dem gesagt wird, daß ein Sieg Rußlands die österreichischen Ukrainer unter dasselbe Joch bringen würde, unter dem die 30 Millionen des Zarenreiches stöhnen, und in dem das ganze ukrainische Volk zum Kampf gegen Rußland und für Österreich aufgerufen wurde. „Der Sieg der österreichisch-ungarischen Monarchie wird auch unser Sieg sein."

Seit dem Kriege hat die ukrainische Frage, die vorher nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise erörtert wurde, erhöhte Aufmerksamkeit gefunden, die sich naturgemäß noch steigerte, als die siegreichen verbündeten Heere in die Gouvernements Cholm und Wolhynien eindrangen und ukrainischen Boden besetzten. Die ukrainischen Nationalisten haben ihre Werbe- und Aufklärungsarbeit während des Krieges verdoppelt. Beim Herannahen der Russen verlegten sie den Sitz ihrer Tätigkeit von Lemberg nach Wien. Eine große Zahl von Flugschriften wurde veröffentlicht und in Deutschland, Österreich-Ungarn und den neutralen Staaten verbreitet. In Wien erscheinen jetzt auch zwei ukrainische Zeitungen, eine davon in deutscher

Sprache. Zu den ukrainischen Zeitschriften kam kürzlich noch eine in französischer Sprache in Lausanne (Revue Ucranienne, herausgegeben von Arthur Seelieb). In Deutschland und Österreich-Ungarn ist so während des Krieges schon eine bedeutende Literatur über die ukrainische Frage entstanden, in England und Frankreich, die doch angeblich den Rechten der kleinen und unterdrückten Nationalitäten eine besondere Teilnahme entgegenbringen, bezeichnenderweise noch nichts. Das amtliche Rußland sieht sich während des Krieges aus begreiflichen Gründen veranlaßt, die national-ukrainische Bewegung überhaupt abzuleugnen oder als eine unbedeutende Verschwörung einiger unzufriedener Elemente und im Grunde als deutsche Arbeit hinzustellen, durch die die Deutschen der Welt etwas über innere Schwierigkeiten Rußlands vortäuschen wollen. Der Temps vom 10. Mai 1915 macht sich diese Ansicht freudig zu eigen. Man braucht sich jedoch nur vor Augen zu halten, wie die ukrainische Bewegung vor dem Kriege in Rußland beurteilt wurde, um den Wert dieser von der Not eingegebenen Beschwichtigungsversuche zu erkennen. Aber selbst während des Krieges bewies das Verhalten der Russen in Galizien und die Bedeutung, die sie der Eroberung und Behauptung dieses Landes beilegten, zur Genüge, daß sie in Wirklichkeit eine nationale Bewegung der Ukrainer noch genau so fürchten wie früher.

Über die Bewegung in der russischen Ukraine wärend des Krieges ist natürlich nichts bekannt geworden; nur erfuhr man, daß die Regierung sofort bei Kriegsausbruch alle in ukrainischer Sprache erscheinenden Blätter und Zeitschriften unterdrückte, die ukrainischen Vereine auflöste und die angesehenen Ukrainer verhaftete.

Die ukrainischen Nationalisten haben die alten Pläne von einem selbständigen ukrainischen Staat unter österreichischer Oberhoheit wieder aufgenommen und suchen die Möglichkeit ihrer Verwirklichung zu beweisen, so z. B. Dmytro Donzow (Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland, Berlin, Karl Kroll). Der Bund zur Befreiung der Ukraine und andere ukrainische Organisationen, die dem Nationalrat zur Seite traten, haben es sich geradezu zur Aufgabe gemacht, „die Organisation der Ukraine als eines selbständigen nationalen Staates vorzubereiten" und für die ukrainische Unabhängigkeit zu werben. Sie betonen, daß die Ukraine alle Bedingungen zu einem lebensfähigen selbständigen Staat in sich trage und z. B. bessere Grenzen und mehr natürliche Hilfskräfte habe als Polen, und Donzow meint, der Realpolitiker dürfe nicht davor zurückschrecken, auch diese Frage aufzurollen; denn in

unsern bewegten Zeiten sei derjenige der größte Utopist, der in seinen politischen Kombinationen an der Annahme festhalte, daß der bestehende status quo in Europa unveränderlich wäre. Wie weit diese Pläne nun phantastisch sind, d. h. die Frage, ob überhaupt die Ukraine, in der seit Jahrhunderten jedes Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit systematisch unterdrückt und die Bevölkerung künstlich auf einer unglaublich niedrigen Bildungsstufe gehalten worden ist, trotz der zweifellosen Erfolge der nationalen Bewegung jetzt schon zu einem selbständigen Staat zusammengefaßt werden könnte, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Der Krieg hat eine solche Umwertung aller Urteile über nationale Selbständigkeitsbestrebungen gebracht, daß man gut tut, auch mit Hoffnungen auf die ukrainische Bewegung vorsichtig zu sein. Ganz falsch wäre es deshalb aber doch, sie zu unterschätzen und aus dem Auge zu lassen. Sicherlich ist der Gedanke, der den Plänen der ukrainischen Nationalisten zugrunde liegt und der schon in den oben erwähnten Ausführungen von Bunsen und Eduadr von Hartmann ausgesprochen ist, richtig: ein besiegtes Rußland darf nicht so geschwächt werden, daß es infolge der außerordentlichen Zahl seiner Menschen und der Fülle seiner natürlichen Hilfsmittel sich in kurzer Zeit erholen, das Verlorene wiederzugewinnen streben und so bald eine neue Gefahr bilden kann. Es muß vielmehr in seiner jetzigen Gestalt zertrümmert, auf seinen moskowitischen Kern beschränkt und auf seine asiatische Stellung verwiesen werden. Das aber kann nur durch Abtrennung der fremden Nationalitäten erreicht werden und unter diesen ist die ukrainische die größte und die wichtigste.

Die **Bedeutung der Ukraine**, die mir ihrer berühmten schwarzen Erde zu den fruchtbarsten Gebieten nicht nur Rußlands, sondern Europas gehört, liegt auf der Hand. Obwohl sie kaum ein Zehntel des Riesenreiches ausmacht, liefert sie mehr als ein Drittel aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse, sie hat Kohlen und Eisen und infolgedessen eine blühende Industrie, die die alten Industriemittelpunkte Moskau und Polen schon fast überholt hat, sie hat ferner zahlreiche blühende Städte wie Odessa, Kijew, Charkow, Jekaterinoslaw, Nikolajew, Cherson, und bringt mehr als ein Viertel der gesamten russischen Staatseinkünfte auf. Vor allem aber hat Rußland nur durch die Ukraine Zutritt zum Schwarzen Meer, und dieses vermittelt mehr als 70 vom Hundert der gesamten russischen Ausfuhr!

Durch die Ukraine gelangte Rußland erstmalig ans Meer. Die Beherrschung des Schwarzen Meeres ermöglichte ihm nicht nur, den

mitteleuropäischen Staaten den bequemsten Wirtschaftsweg nach Asien und Afrika zu verlegen, sondern vor allem auch, seine Balkanpolitik aufzunehmen und durch seine Wühlereien am Balkan die ganze europäische Politik beständig zu beunruhigen.

Durch die Ukraine wurde Rußland erst zur Großmacht; der Verlust der Ukraine oder eines wichtigen Stückes von ihr würde es ohne Zweifel von seiner Stellung als europäische Großmacht herabstürzen.

Die Russen in Lemberg

Maria van Gember (Lemberg)

Wie ein gütiges Lächeln der Mutter Natur lag das schöne, lebensfrohe Lemberg im Schoße seiner grünen Hügel, als der Schuß von Sarajewo, der zum Signalschuß für den großen Weltbrand wurde, in ganz Europa ein ahnungsschweres Echo weckte. —

Hier klang es schier noch unheilverkündender als anderswo, denn alle nationalen Wünsche wurden wach, und die berechtigtsten Gefühle gerieten miteinander in Streit, als nach einmonatiger, gewitterschwüler Pause sich Rußland zum Beschützer Serbiens aufwarf und mit der Waffe in der Hand sich Österreich gegenüberstellte.

Schon Jahre hindurch war dieser Moment vorausgesehen und von den ihr nationales Ideal wie ein Heiligtum im Herzen tragenden Polen herbeigesehnt worden. Rache nehmen für 1831 und 1863, für all das hingemordete und in Sibirien elend zugrunde gegangene junge Leben, sich ein unabhängiges Königreich Polen, ein freies Vaterland erkämpfen — dieser Gedanke war der elektrische Funke, der im Nu Tausende von jungen Herzen in Brand setzte. — Nur durch Anschluß an eine Großmacht konnten diese Hoffnungen in Erfüllung gehen, das war klar; — und je mehr Schwerter Polen in die Wagschale werfen würde, freiwillige, blankgeschliffene, desto mehr Aussichten mußten vorhanden sein, sich am großen Tage der Abrechnung Geltung zu verschaffen; das schien nicht minder klar zu sein.

So wuchs das Heer der polnischen Legionäre förmlich über Nacht aus dem Boden heraus, und vom ersten Tage der Kriegserklärung an war Lemberg ganz in fieberhafter Bewegung, all diese Freiwilligen zu nähren, zu kleiden und mit dem Nötigsten zu versorgen. Die Besonnenern schüttelten freilich zweifelnd die Köpfe. Wie war es möglich, Ordnung in dieses Chaos hineinzubringen, zumal auch die Militärbehörde sich anfänglich dieser Bewegung gegenüber ziemlich ablehnend verhielt? Konnte man sie in das große Ganze ein-

gliedern? Konnte man ihr trauen, zumal der tragische Konflikt, daß viele unter ihnen ihre nächsten und liebsten Angehörigen in Russisch-Polen, also im feindlichen Lager hatten, da war und sich nicht aus der Welt schaffen ließ? —

Außer der polnischen war auch eine ukrainische Legion ins Dasein getreten. Sie bestand aus Ruthenen, die sich um Österreichs Banner geschart hatten und war bedeutend kleiner als die polnische, denn die meisten Ruthenen neigten sich mehr Rußland zu. Nicht umsonst hatte der Rubel viele Jahre hindurch den Vermittler gespielt zwischen ihnen und dem Zarenreich, in dessen „Schoß es sich so gut und sicher leben lasse, und dem sie eigentlich durch die Ähnlichkeit in der Rasse, der Sprache und sogar der Religion von Rechts wegen angehörten". —

So vorbereitet kam auch von jenem verführten und betörten Volksstamm der entsetzliche Verrat, der Österreich viele Tausende seiner besten Söhne gekostet hat. —

Schon gleich beim Beginn der kriegerischen Ereignisse trafen von allen Seiten heimlich zugeraunte Nachrichten von Verrätereien in Lemberg ein und lagerten sich wie unheildrohende Wolken über der sonst so lachenden Stadt. Was half alle Begeisterung, aller Heldenmut gegenüber dem heimtückisch handelnden Verrat? Darum blieben auch die Mienen aller so ernst, trotz des jubelheischenden Sieges von Krasnik, trotz aller guten Zeitungsnachrichten, trotz der Versicherung, daß Lembergs Umgebung so mit Kanonen bespickt sei, daß der Feind unmöglich eindringen könne. — Die kleinen Wägelchen, auf denen man eine düster blickende Gruppe von Bauern, bewacht von einem Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett erblickte, und deren so viele durch die Straßen fuhren, redeten gar deutlich davon, wie gut Rußland seinen Weg vorbereitet hatte.

Und wenn des Tages Gewühl verstummt war, seine Last und Sorge sich gelegt hatte, brachte der stille Abend den niedergedrückten Bewohnern Lembergs wieder eine neue Visitenkarte des nahenden Eroberers; die eigenartige Helle, die bald hier, bald dort in dem dunklen Nachthimmel emporstieg, sprach gar deutlich: „Ich komme." —

Näher und näher kamen die Flammenzeichen, die Luft erzitterte wie von einem fernen Donnerrollen. — Und dann kamen die Unglücksboten einer nach dem andern: Eine endlose Reihe von Bauernwägelchen mit Verwundeten, hoch aufgetürmte Karren mit Flüchtlingen, meistens Juden, aus deren Augen Angst und Grauen starrten, zersprengte Truppenteile, Vaterlandsverteidiger, die nur Trauriges zu berichten wußten . . . .

Dann, Donnerstags, am Abend des 28. August, die erste große Panik.

Schreiend und laufend wälzte sich eine Menschenmenge die Höhen der Lyczakower Vorstadt hinab und schwoll immer mehr an, denn wer in ihren Bereich kam, der lief mit und glaubte die Kugeln schon um seinen Kopf pfeifen zu hören. Das Schreckenswort „die Kosaken sind da" hatte alle schier um den Verstand gebracht.

Überall wurden die Haustore verrammelt, die Lichter ausgelöscht, und jede Hausmutter zählte die Häupter ihrer Lieben, ob alle im Neste seien. So harrte man voll Angst der Dinge, die da kommen würden. Aber es geschah nichts, und allmählich kehrte wieder Beruhigung in die aufgeschreckten Gemüter zurück, zumal als gegen 10 Uhr die Legionäre mit fröhlicher Musik durch die Straßen zogen, so als wollten sie künden: „Wir sind noch da, wir beschützen euch." —

Indes die Sturmzeichen mehrten sich trotz aller gegenteiligen Versicherungen. Die Banken packten ein; die Ämter fuhren weg, und am sonnenhellen Samstagmorgen waren auch die polnischen Legionäre ausmarschbereit in den Straßen aufgepflanzt. Alle mit Gladiolen geschmückt, fast noch Kinder, so standen sie da, halb fröhlich, halb traurig, und um sie herum, spalierbildend, die große Menge derjenigen, die zu Hause bleiben mußten; sich zum Lächeln zwingende Väter, betende Mütter, die ein Kreuzzeichen nach dem andern hinter dem scheidenden Liebling her machten. —

Zwei Tage darauf folgte der Abmarsch des Militärs in endlos langen Reihen die ganze Nacht hindurch, und die Telefunkenstation auf dem Kopiec (einem zum Andenken an die Union Polens und Litauens aufgeführten, die Stadt überragenden Hügel), wurde eingezogen. —

Angesichts all dieser Anzeichen mußte auch der Zuversichtlichste die Hoffnung fahren lassen, und als ob das Losungswort „Rette sich, wer kann" ausgegeben worden wäre, strömte eine unübersehbare Menschenmenge dem Bahnhof zu. Es wirkte förmlich ansteckend, die vielen Tausende zu sehen, die nur das nötigste Gepäck mühsam mit sich schleppend, denn die Wagen waren ja knapp geworden in dem sonst so wagenreichen Lemberg, ihr Heil in der Flucht suchten. Mancher, der vorgehabt hatte, zu Hause zu bleiben, wurde in seinem Entschluß wankend und trachtete, aus der anscheinend dem Untergang geweihten Stadt mit heiler Haut zu entkommen, trotzdem dieses Entkommen angesichts des Menschengedränges und der allgemeinen Verwirrung förmlich eine Lebensgefahr bedeutete. — Lemberg war in Kanonendonner förmlich eingehüllt, aber die zurückgebliebenen Bewohner hofften noch immer. — Die Kirchen waren voll, und vor der lichterumkränzten Muttergottesstatue auf dem

Marienplatz drang allabendlich die lauretanische Litanei in klagendem und flehendem Gesang gen Himmel.

Ein paar Tage hindurch blieb alles ruhig. Die angekündigten Russen kamen nicht. — War wirklich im letzten Augenblick die Befreiung aus höchster Not eingetroffen?

Leider nein. Die Russen hatten bloß in der plötzlichen Räumung der Stadt eine Falle gewittert und waren deshalb langsam und vorsichtig mit dem Einzug.

Als es bereits ganz sicher war, daß sie als die Herren einziehen würden, begab sich der Vizebürgermeister Dr. Rutowski in das feindliche Lager und übergab die Stadt. Ruhe und Ordnung wurden von der einen Seite versprochen, Schutz und Ordnung von der andern zugesagt.

Das gegenseitige Mißtrauen war dadurch freilich nicht geschwunden. Die Einwohner suchten sichere Verstecke für ihr Geld sowie für alle sonstigen Wertsachen. Auch der Proviant, in erster Linie Wein und Schnaps, wurden nach Möglichkeit unsichtbar gemacht. Die zweite Vorsichtsmaßregel bestand darin, ein Heiligenbild am Hause anzubringen. Vielfach entsprang dies einem religiösen Gefühl, das den Schutz des Himmels herabrufen wollte, vielfach war es auch bloß eine Signatur, die dieses Haus als ein christliches bezeichnen sollte. War doch die jüdische Bevölkerung einer Mißhandlung durch die Russen am meisten ausgesetzt.

Eine Bürgerwehr hatte sich organisiert und trachtete, nach besten Kräften Ordnung in der Stadt aufrechtzuerhalten. Indes das war eine schwierige Sache, denn als der Pöbel inneward, daß sogar die Polizei die Stadt preisgegeben hatte, stürzte er mit einem Eifer, der einer bessern Sache wert gewesen wäre, auf alle militärischen Objekte und raubte, was nicht niet- und nagelfest war. Alles wurde mit einem wahren Triumph in die Behausungen getragen, als ob man es dadurch dem Feinde abgejagt hätte. Auch die großen Lebensmittelmagazine in der Nähe des Bahnhofs fielen dem beutelustigen Gesindel anheim, das in dem Bestreben, möglichst viel zu erobern, sich gegenseitig an Schlauheit und Kraftentfaltung übertraf. Alte Leute, schwache Weiber und selbst Kinder entwickelten Geistes- und Körperkräfte, die man ihnen nie zugetraut hätte. — Die Bürgerwehr war diesem elementaren Ausbruch gegenüber ganz machtlos. —

Am 3. September zogen die Russen ein. —

Anfangs die auserlesensten Truppen, große, blühende, meist blonde Leute; dann schlanke, dunkeläugige, malerisch gekleidete

Tscherkessen, dann sibirische Regimenter mit riesengroßen Pelzmützen, dann Kosaken und wieder Kosaken auf kleinen schönschweißigen Pferden, die gefürchtete Nagaika in der Hand, die Mütze so verwegen auf ein Ohr gedrückt, daß man sich wunderte, wie sie dort halten könne. Wie eine schwere, graue, mit Juchtengeruch getränkte Welle wälzte es sich so mehrere Tage durch die Straßen der Stadt.

Der Oberstkommandierende v. Rhode erließ einen Aufruf, worin er die Bevölkerung zu Vertrauen und Gehorsam gegen die Regierung aufforderte. Das erste Gebot galt der Schließung aller Wirtshäuser und Schenken; es durfte nirgends Alkohol verkauft werden, weder Wein noch Bier noch Schnaps. Das zweite dem der Ablieferung aller Hieb-, Stoß- und Schußwaffen. — Nur wer die Polen kennt mit ihrem traditionellen Reichtum an wertvollen alten Waffen, nur wer die kostbare, meist edelsteingeschmückte Karabella, die ein Hauptbestandteil der polnischen Nationaltracht bildet, gesehen hat, macht sich einen Begriff davon, welch ein schmerzliches Opfer dies bedeutete. Es wurden wohl für alle Waffen, die einen künstlerischen oder historischen Wert besaßen, Empfangsscheine und damit die Zusicherung einer spätern Rückerstattung gegeben, aber dies war und blieb bloß ein wertloses Stück Papier, denn wer hinderte die Eroberer, das, was ihnen gefiel, als Eigentum zu betrachten? Und daß es ihnen gefallen hatte, bewies eben der Umstand, daß später alle wertvollen Waffen verschwunden waren.

Die ersten Machthaber der Stadt waren: Graf Szeremetieff, ein Mann von großer Liebenswürdigkeit und feinsten Umgangsformen, — v. Rhode und Knorring. Mit dem besonders wichtigen Posten eines Polizeidirektors wurde Skallon betraut. Graf Szeremetieff, der sich die Sympathie und das Vertrauen der Lemberger Bevölkerung erworben hatte, legte am 19. September sein Amt, das des Gouverneurs, in die Hände von Graf Bobrinsky nieder, dem als Vizegouverneur Polowcew, ein edler, hilfsbereiter Mensch, zur Seite stand. —

Dreißig der angesehensten Bürger der Stadt, d. h. 10 Polen, 10 Ruthenen und 10 Juden, wurden als Geiseln eingefordert und nach abgelaufener Frist wieder auf freien Fuß gesetzt, denn es war keinem Hitzkopf eingefallen, durch eine unangebrachte Äußerung seines patriotischen Empfindens die äußere Ruhe zu stören.

Dann wurde der Rubelkurs eingeführt, der Zeiger der Uhr eine Stunde vorgeschoben, d. h. auf die Petersburger Zeit, der Gemeinderat seines Amtes enthoben und die berüchtigte Polizeiverwaltung eingerichtet.

Lemberg war russisch geworden. — Wenn jemand über Willkürakte sich aufzulehnen versuchte, kam als die treffendste Antwort meist die Bemerkung: „Jetzt ist hier kein Österreich mehr, sondern ein Rußland." —

Die Übernahme der Stadt ging glatt und tadellos vonstatten. Die Russen wollten offenbar sowohl die Sympathie der Bevölkerung, die zu erlösen sie ja gekommen waren, für sich gewinnen wie auch ihren Ruf nach außen hin rehabilitieren. So wagten denn die erschrockenen Bürger, als sie sahen, daß weder Raub noch Plünderung noch irgendeine andere offene Gewalttat vorkam (denn auf all dies waren sie ja nach den Berichten, die aus den umliegenden Ortschaften herüberdrangen, gefaßt gewesen), sich allmählich wieder auf die Straße hinaus, und das alltägliche Leben flutete in die alten Bahnen zurück. —

Aber in die alten Bahnen war ein fremdes Element eingedrungen, und die beiden Menschentypen, die sich auf der Straße begegneten, schauten sich prüfend und fragend an. Sie waren ja so grundverschieden: Die Russen laut, keck und übermütig im Hochgefühl des errungenen Sieges und der mit Rubelscheinen gefüllten Taschen. Die Lemberger ernst und traurig, voll Sehnsucht nach den durch den feindlichen Wall von ihnen getrennten Lieben, voll Sorgen ob der Gegenwart und ob der Zukunft. Tausende von Familien waren ohne irgendein Einkommen zurückgeblieben; mit Ausnahme der Kaufleute und Handwerker mußten fast alle sich fragen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns bekleiden?" Glücklicherweise stand an der Spitze der städtischen Verwaltung ein Mann, dessen Namen für ewige Zeiten ein Gedenkblatt in der Geschichte der Stadt geweiht sein wird, denn er hat sie mit ebenso starker, wie geschickter und gütiger Hand durch die Weltkriegswogen, die über ihr zusammenzuschlagen drohten, geleitet: Dr. Thadäus Rutowski.[1])

Lemberg hatte so viel arme, hatte während der Okkupationszeit fast lauter arme Leute. Viele Tausende aus der Umgegend, deren Hab und Gut ein Raub der Flammen geworden war, hatten sich,

[1]) Mit hervorragenden Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattet, verstand er es durch fürsorgliche Güte einerseits und durch feinen Takt anderseits sich die Achtung von Freund und Feind zu verschaffen, und, ohne sich je in seiner Würde als Oberhaupt der Stadt und als österreichischer Untertan etwas zu vergeben, den russischen Machthaber seinen Wünschen geneigt zu machen. Das Volk liebte ihn wie einen Vater, ja vergötterte ihn wie einen Schutzheiligen.

Brot und Obdach suchend, in die Landeshauptstadt geflüchtet, viele Tausende von Beamten, hohe und niedrige, waren mit ihren Familien zurückgeblieben ohne Aussicht, von irgendeiner Seite Geld zu bekommen, Tausende von Reservistenfrauen streckten für sich und ihre Kinder bittend die Hände aus. Wie das Gespenst des Hungers von all diesen fernhalten? Wie vor allem jetzt, bei herannahendem Winter, die Beheizungsfrage lösen, denn die Kohlenzufuhr war gänzlich abgeschnitten?

Den untern Ständen wurde der Gemeindewald überlassen, d. h. sie durften nur das aushacken, was sie mit eignen Kräften (ohne Pferd) nach Hause schaffen konnten, und was für den eignen Gebrauch nötig war. Prozessionsweise konnte man in den sonnigen Septembertagen des Jahres 1914 die armen Leute über die Höhen ziehen sehen, keuchend unter der Last schwerer Holzbündel, manchmal sogar ganzer Baumstämme.

Für alle Volksklassen wurden Armenküchen errichtet, in denen, teils unentgeltlich, teils um den Preis von 20 Heller ein vollständiges Mittagsessen verabreicht wurde, und auch hohe Beamten schämten sich nicht, von dieser Wohltat Gebrauch zu machen; sie waren ja alle erwerbslos und dadurch brotlos, waren alle arm geworden. —

Nie waren in Lemberg die Klassenunterschiede so verwischt wie während der Okkupationszeit. — Die Gemeinsamkeit im Leiden und Entbehren, im Hoffen und Sehnen machte alle zu Brüdern.

Gymnasialprofessoren sah man kaufen, verkaufen und Lasten tragen, Gerichtsbeamte nicht minder wie Lehrer und Studenten im öffentlichen Bauhof Holz spalten und sich so durch schwere Arbeit 2 Kr. täglich verdienen.

Die Schulen blieben geschlossen, sowohl die Volksschulen wie die öffentlichen Gymnasien. Die Erlaubnis, sie zu eröffnen, ward versagt, und viele jungen Kräfte lagen dadurch brach.

Als ein Monat nach dem andern verging, ohne daß die allgemein gehegte Hoffnung auf Befreiung von Lemberg sich verwirklichte, trachtete die Stadt, dem Beamtenelend abzuhelfen dadurch, daß sie den Beamten, Pensionisten, kurz allen, welche irgendein Staatseinkommen bezogen, zu dreien Malen ein Drittel ihres Monatsgehalts als Vorschuß ausbezahlte. —

Im großen ganzen hat die Bevölkerung von Lemberg die Hoffnung auf die Rückkehr der Österreicher niemals aufgegeben, und zumal das eigentliche Volk hielt mit rührender Treue daran fest. Die Gebildeten mochten vielleicht manchmal irre werden, denn Lemberg war ja durch einen unübersteigbaren Wall von der Außenwelt ab-

geschnitten, und die Zeitungen brachten unter dem Drucke der feindlichen Machthaber stets nur Berichte von den Großtaten und Erfolgen Rußlands und seiner Verbündeten, von der Unfähigkeit der Österreicher und von der Barbarei der Germanen. Hinterrücks aber raunte man sich ganz andere Nachrichten zu. Gewisse Kreise befaßten sich direkt mit dem Absammeln von „wahrheitsgetreuen Berichten", die dann vervielfältigt und an gute Freunde verteilt wurden. Verwundete, Gefangene und namentlich Juden, die als Händler das Recht einer gewissen Freizügigkeit genossen — das ihnen freilich später entzogen wurde —, waren die Bezugsquellen. Daß diese Geheimzeitungen, die aufs sorgfältigste vor den Augen der Polizei geschützt werden mußten, denn sie hätten eine Verbannung nach Sibirien veranlassen können, wiederum allzu rosenrot gefärbte Nachrichten und fast legendenhafte Heldenstückchen enthielten, ist leicht erklärlich.

Es gelang auch nicht selten, eine echte deutsche Zeitung einzuschmuggeln, die dann wie eine Offenbarung von allen, die ihrer habhaft werden konnten, verschlungen wurde. Die Juden, die das Risiko übernahmen, machten dabei kein schlechtes Geschäft, denn die Gunst, diese kostbare Zeitung lesen zu dürfen, wurde mit 1 Kr. bezahlt.

Übrigens wenn auch die russische Verwaltung von Anfang an den Eindurck erweckte, als erachte sie Lemberg als ein der russischen Krone für ewige Zeiten eingefügtes Juwel, so ist das russische Militär von Anfang an über eine diesbezügliche Skepsis niemals hinausgekommen. Schon im Oktober und November konnten die Bewohner Lembergs von Offizieren hören, sie würden wahrscheinlich das Weihnachtsfest in den Kellern feiern müssen, in dem Sinne nämlich, weil Keller gegen Kanonenkugeln, die bei einer Wiedereroberung unbedingt in der Stadt herumfliegen würden, den besten Schutz gewähren.

So ward denn der ferne, dumpfe Ton, der von den Karpathen oder von Przemysl her an das Ohr des einsamen Spaziergängers schlug, für die meisten das Barometer ihrer Hoffnungen. —

Zumal Przemysl war für sie ebensosehr ihr Stolz und ihre Freude, wie es für die russischen Soldaten der Inbegriff aller Schrecken bildete. Diese erzählten sich schier Wunderbares von der Macht und dem Erfolg seiner Verteidigungsmittel; sie wollten in den Wolken die Mutter Gottes gesehen haben, die schützend ihren Mantel ausbreitete; sie nannten es die große Sägemühle, die alles, was in ihren Bereich komme, unfehlbar zerschneide. Darum fürchteten sie nichts so sehr, als gegen Przemysl geschickt zu werden. In einer Gruppe von Soldaten, der man das Denkmal des Königs Sobiesky zeigte

und von seinen Heldentaten berichtete, ward die Frage laut, ob er auch gegen Przemysl gegangen sei, und als dies verneint werden mußte, war sein ganzer Heldenglanz verschwunden. —

Die russischen Soldaten haben im allgemeinen in Lemberg kein schlechtes Andenken hinterlassen. Es waren meist ruhige Leute, die eine besondere Vorliebe für Kinder und eine große Gutmütigkeit gegen die Armen bekundeten. Auch in den Kirchen, die stets mit Andächtigen gefüllt waren, befand sich manch ein frommer Beter in russischer Uniform.

Die Kosaken freilich waren ganz anderer Art; sie schwangen ihre Nagaika (Knute) bei jeder Gelegenheit, und wenn irgendwo Raub, Plünderung und auch Mord vorkam, waren es meist Kosaken, die dabei die Hand im Spiele hatten. Besonders die Juden hatten unter ihren Roheiten zu leiden und waren ihres Lebens nicht sicher. — An einem schönen Sonntagnachmittag, es war am 27. September, fand in einem Judenviertel ein Pogrom statt, der auch die anschließenden Straßen in Mitleidenschaft zog. Ein nervenaufreizendes Gewehrfeuergeknatter in allen Richtungen scheuchte die Bürger in ihre Häuser zurück. — Als alles wieder ruhig geworden war, wurden die betreffenden Straßen für das Publikum gesperrt, und die Verwundeten und Toten wurden weggeschafft. Anderntags redeten zerschossene Mauern und zertrümmerte Fensterscheiben davon, daß hier ein Kampf stattgefunden hatte. Eine Untersuchung wurde nicht geführt, und die Behauptung, als sei zuerst auf einen Soldaten geschossen worden, muß unwahr gewesen sein. Auf Grund dieser Behauptung wurden jedoch drei besonders prächtige und schön gelegene Häuser, deren Besitzer seinerzeit aus Lemberg geflohen waren, beschlagnahmt. Die Russen bedurften ihrer und erwarben sie auf die ihnen eigne Art und Weise. —

Überhaupt, diejenigen, die ihr Heil in der Flucht gesucht hatten, sind, wenn nicht ein besonders gütiger Schutzengel über sie gewaltet bzw. ein Freund ihre Wohnung bezogen hatte, an Hab und Gut schwer geschädigt worden. Das scharfsichtige Auge der Polizei hatte bald die leerstehenden Wohnungen entdeckt, und diese wurden russischen Offizieren, Beamten oder eingewanderten Russophilen übergeben, die, sich als die Herren betrachtend, beim Weggehen mitnahmen, was ihnen gefiel, oder es an ihre Familien nach Rußland sandten. Viele Heimkehrende haben ihre Wohnungen gänzlich geleert wiedergefunden.

Nicht das Militär, sondern die Polizei, die, durch eine große Anzahl von Kommissariaten in der ganzen Stadt vertreten, nach allen

Richtungen ihre Fangarme ausstreckte, war der große Schrecken der Bürger. Denn mit dem Mantel der Gesetzlichkeit deckte sie unglaublich scheinende Willkürakte. Eine völlig unbegründete Anzeige, manchmal bloß ein Deutschsprechen auf der Straße oder auch der Umstand, daß einer reich war und zahlen würde, konnte eine Haussuchung zur Folge haben. Diese fand meist in der Nacht statt: Rohe Polizeileute und Soldaten, mit Fackeln versehen, weckten die erschrockenen Schläfer; das Haus wurde bis in seine geheimsten Winkel untersucht, alles nur irgendwie Verfängliche, besonders Briefe, Familiendokumente und Wertpapiere beschlagnahmt, gestohlen, was sich leicht mitnehmen ließ, überall Schaden angerichtet und vielfach auch eine Pistole oder ein anderer verderbenbringender Gegenstand als corpus delicti unterschoben. War der nächtlich Überfallene imstande, zu zahlen und gut zu zahlen, kam es vor, daß er mit dem bloßen Schrecken davonkam, wenn nicht, wanderte er aufs Kommissariat und von da ins Gefängnis, wo er unter den unglaublichsten Verhältnissen wochen-, ja monatelang auf eine Untersuchung warten mußte. — Die Gefängnisse waren immer überfüllt, überfüllt mit Unschuldigen, und ansteckende Krankheiten, Ungeziefer, Unreinlichkeiten und Entbehrungen aller Art ließen eine Verschickung nach Sibirien oder sogar auch den Tod fast als eine Erlösung erscheinen. —

Gefährlicher noch als die öffentliche Polizei war die Geheimpolizei, die sogenannte Ochrana, und einheimische Russophilen, denen es um einen bequemen, wenn auch nicht sehr ehrenvollen Erwerb zu tun war, standen in ihren Diensten.

Während so die Einheimischen von offenen und geheimen Feinden umringt, immerfort das Damoklesschwert über dem Haupte fühlend, ihre Tage in Sorge und Bangen, in Hoffnung und Sehnsucht hinschleppten, machte der Sieger, der an dem schönen Lemberg ein ganz besonderes Wohlgefallen gefunden hatte, in den Straßen und öffentlichen Lokalen sich breit. Er hatte ja das Geld und hatte die Macht. Die Kaufleute hatten gute Zeiten, denn die eleganten Läden waren mit russischen Offizieren förmlich überfüllt; besonders in Parfümerie- und Galanteriewaren sowie in Bonbons war der Verkauf so groß wie nie zuvor. Im allgemeinen wurde gut gezahlt, aber es kamen auch manchmal echt russische Stückchen vor, so z. B., daß einer der ersten Fleischhacker der Stadt, als er das Fleisch nicht so gab, wie es verlangt wurde, und die Grobheit des kaufenden Unteroffiziers mit Grobheit erwiderte, ganz einfach Knutenhiebe bekam. —

Auch aus Rußland waren viele Kaufleute eingezogen und hielten in großartigen Niederlagen eine schier unerschöpfliche Fülle von Le-

bensmitteln und Leckerbissen aller Art vor den Augen der hungrigen Einheimischen und satten Fremden ausgebreitet.

Lemberg war in kurzer Zeit äußerlich fast ganz russisch geworden, das ehrenfeste bürgerliche Element war wie von der Oberfläche verschwunden, wie überwuchert von dem fremden.

Ein Leben und Treiben, wie es frühere Zeiten nie gesehen hatten, flutete durch die Straßen, und dieses Leben stand mehr im Zeichen des Genusses als im Zeichen des Krieges.

Eigentlich stand es im Zeichen der Halbwelt. —

Wenn man auch die Erzählung, es habe der österreichische Lemberger Polizeichef vor seinem Weggehen, um dem Feinde einen empfindlichen Schaden zuzufügen, alle jene weiblichen Wesen freigelassen, die sonst aus Rücksicht für das Volkswohl hinter Schloß und Riegel sitzen, als ein Märchen betrachten darf, so ist es doch erwiesen, daß die Sittenverderbnis in Lemberg niemals einen solchen Höhepunkt erreicht hat wie während der Okkupationszeit. Dienstmädchen, deren Herrschaft geflohen war, und die nun die Garderobe ihrer Herrin zur freien Verfügung hatten, waren über Nacht zu „Damen" geworden. Ein Heer schöner Frauen war plötzlich wie aus dem Boden herausgewachsen, und alle schienen es als heilige Pflicht zu erachten, den vielgeplagten Kriegern, wenigstens den jungen Offizieren, die bereits gezählten Tage ihres Erdendaseins zu versüßen. — Auch fremdartige Typen waren darunter aus dem Innern Rußlands, aus Sibirien und Kaukasien. Viele russische Offiziere und Beamten hatten ihre Frauen und Kinder, viele bloß Kriegsehefrauen mitgebracht. — Das alles machte große Ansprüche an Küche und Keller und an jede andere Art von Luxus. In Kaffeehäusern und Zuckerbäckereien entwickelte sich ein geräuschvolles Leben; Wagen und Autos mit geputzten Damen und kecken Herren rasten unaufhörlich auf und nieder, und es verging fast kein Tag ohne Automobilunfall. —

So war dem so schwer heimgesuchten Lemberg von seinen Eroberern der Stempel eines modernen Babel aufgedrückt worden.

„Ist wirklich Krieg? Ist wirklich die Kampfzone so nahe?" mußte sich der stille Beobachter unwillkürlich fragen, wenn er das genußtolle Treiben in den Straßen und öffentlichen Gärten sah. Aber in den schattigen Gründen des Kilinski-Parkes tönten von den Karpathen und von Przemysl her ganz deutlich dumpfe Schläge an das Ohr des einsam Lauschenden. Die großen Spitäler, Schulen und andere öffentliche Bauten waren mit Verwundeten überfüllt; sie alle und besonders der Wald von Krenzen, der von der Höhe des Russen-

friedhofs auf die Stadt herniederschaute, und der immer dichter wurde, antworteten ganz deutlich: „Ja, der Krieg ist nahe; er pocht an den Toren; — und namenlose Schmerzen und Tränen sind noch näher; wir sind mitten drin; alles andere ist nur Tünche.“ —

Eine Unzahl Krankenpflegerinnen war aus Rußland herübergekommen, Krankenpflegerinnen aller Arten, von den vornehmsten und würdevollsten bis zu den minderwertigsten; alle mit dem roten Kreuze geschmückt, aber sonst in verschiedenster Tracht. Es waren ihrer so viele, daß sie ein hervorstechendes Merkmal des Straßenbildes waren, und daß ein Befehl herauskommen mußte, der ihnen das Spazierenfahren in öffentlichen Gärten untersagte. —

In das Straßenbild gehörten auch die russischen Popen hinein, denn mit ihren langen Haaren und zottigen Bärten erregten sie allgemeines Aufsehen. Ansehen genossen sie augenscheinlich sehr wenig. Nicht so ihr Oberhaupt, der Bischof Eulogius, ein stattlicher Mann in malerischer, reich mit Kreuz und Orden geschmückter Kleidung.

Man erzählt sich, daß er, der nur mit wenig Gepäck in Lemberg angekommen war, mit sechs gefüllten Möbelwagen später die Stadt verließ, aber das scheint mir doch von einem geistlichen Würdenträger zu wenig wahrscheinlich, als daß ich's glauben möchte. —

Da es den Russen ganz besonders darum zu tun war, in Galizien das Schisma zu verbreiten, hatten sie eine besonders große Anzahl Popen mitgebracht. Im Gegensatz zu dem römisch-katholischen Erzbischof Bilczewski und zum armenischen Erzbischof Teodorowicz, denen es vergönnt war, bei ihrer Herde bleiben zu dürfen, war der griechisch-unierte (ruthenische) Erzbischof Szeptycki gleich beim Einfall der Russen gefangengenommen und nach Rußland gebracht worden. Daß er treu zum Papsttum hielt, war sein Verbrechen, denn die griechisch-orthodoxe (russische) Kirche betrachtet die Griechisch-Unierten als ihr Eigentum, als ihr unrechtmäßig entrissen, und trachtet mit aller Zähigkeit, sie zurückzuerobern. Wenn der Oberhirt unschädlich gemacht worden war, mußten ja die Schäflein sich leichter fangen lassen, zumal durch jahrelange geheime Vorarbeiten viele der untern Hirten bereits gewonnen waren. 150 ruthenische Pfarrer sollen zum Schisma übergetreten sein. Jedoch das ist keineswegs authentisch; erwiesen ist bloß, daß in Pfarreien, wo der Pfarrer geflohen war, kein römisch-katholischer Priester ihn vertreten durfte, sondern ein russischer Pope an seine Stelle kam. Der Einfluß der römisch-katholischen Geistlichkeit wurde überhaupt so viel als möglich brachgelegt, zumal auf dem Lande; eine große Anzahl von Klerikern, die vom Erzbischof Bilczewski gleich beim Beginn des Krieges zur

Pflege der Verwundeten und andern caritativen und seelsorglichen Hilfeleistungen in die Kampfzone entsendet worden war, wurden gleich als Gefangene abgeführt. Der palastartige Bau des Lemberger Invalidenhauses, der bis nun so vielen unter Österreichs Banner verwundeten Kriegern ein Heim gegeben hatte, war in jenen Tagen oftmals Zeuge einer ebenso seltsamen als traurigen Zeremonie. Manche ruthenische Gefangene, vor die Alternative gestellt, nach Sibirien abgeführt zu werden oder dem Kaiser und der Kirche abzuschwören und dann als freier Mann zu Weib und Kind zurückkehren zu dürfen, wählte dieses letztere! — In dem Hofe des Invalidenhauses fand in Gegenwart staatlicher und kirchlicher Würdenträger der Übertritt zur griechisch-orthodoxen Kirche und der Treuschwur für den Zaren Nikolaus II. statt. —

Der Gefangene war nun frei; das harte Joch, das seine Seele dafür eingeschmiedet hielt, kam ihm vielleicht weniger zum Bewußtsein; jahrelange Vorbereitung hatte ja dafür gesorgt.

Eine traurige Ergänzung des Lemberger Straßenbildes bildeten die Gefangenenzüge, welche ostentativ durch die Stadt geführt wurden, nicht einmal, sondern viele Male, um ihre Zahl besonders groß erscheinen zu lassen und so den niederschmetternden Eindruck auf das österreichische Gemüt zu verschärfen. Wehe, wenn eine freundliche Hand den elenden, abgehetzten Gestalten eine milde Gabe reichen, oder gar jemand, einen Bekannten erkennend, mit ihm sprechen wollte; — zischend fuhr die Nagaika dazwischen, gleichviel, ob es ein Weib aus dem Volke oder eine Dame war, die sie traf. —

Auch viele gänzlich harmlose, unverdächtige Lemberger sind als Gefangene nach Rußland gebracht worden, gleich beim Beginn die meisten dort lebenden pensionierten Offiziere, darunter alte Kriegsdienstuntaugliche von über 70 Jahren, und beim Abzug der Russen eine große Anzahl der angesehensten Bürger als Geiseln.

War die Stadt auch im tiefsten Innern voll Trauer und Not, so ward sie doch nicht selten von den Machthabern gezwungen, ein Freudengewand anzulegen.

An Gedenktagen des russischen Herrscherhauses und auch zu andern festlichen Gelegenheiten ging die russische Polizei von Haus zu Haus und befahl unter Androhung von Knutenhieben oder einer hohen Geldstrafe die russische Fahne auszustecken, sogar beim Fall von Przemysl mußte dies geschehen. — Es geschah freilich, aber es war auch danach; — manch ein palastartiges Gebäude hatte ein blau-rot-weißes Fähnchen von der Größe eines Kinderspielzeugs ausgesteckt, — ein erzwungenes Lächeln, das zur Grimasse geworden war.

Als die ersten Schwalben kamen, kam auch der Zar in das alsomit Fahnen und Fähnchen ausstaffierte Lemberg, um an der Freude der neugewonnenen Landeskinder teilzunehmen, und dann von dem durch Hunger endlich bezwungenen Przemysl Besitz zu ergreifen. Dem Bürgermeister Rutowski war befohlen worden, den auf der Spitze des Rathausturmes befindlichen österreichischen Adler zu entfernen, aber dieser erklärte, das sei ein Ding der Unmöglichkeit, und so verblieb der feindliche Vogel hoch oben und glitzerte höhnisch in der hellen Frühlingssonne. -- Von einem feierlichen Empfang des Zaren, geschweige denn von Ovationen, kann wohl nicht die Rede sein; bloß die zum Schisma übergetretenen Dorfschaften der Umgebung standen mit sonderbar großen Medaillen geschmückt und mit aufgepflanzten Kirchenfahnen hie und da an Straßenecken und staunten den neuen Landesvater an, der, kaum daß sie ein Hoch hatten hervorbringen können, wie ein Traumbild vorübergesaust war. Von den Lembergern haben wenige sein Antlitz geschaut, die einen, weil sie einem Grüßenmüssen ausweichen wollten, die andern, weil das kaiserliche Auto immer einen andern Weg einschlug als den durch die Polizei bezeichneten und bewachten. —

Kurz nach dem Besuch des Zaren in Lemberg kam der 2. Mai, der Tag des Durchbruchs in Gorlice. Bis ins innerste Herz der Landeshauptstadt drang dieser gewaltige Stoß und löste bei Freund und Feind ein Zittern aus, ein Zittern der Freude oder der Furcht. Von da ab wurden die „geheimen Nachrichten" immer zuversichtlicher, die Russen immer nervöser. Der Wagen, die hochgepackt dem Bahnhof zufuhren, wurden immer mehr, immer mehr auch der traurigen Gruppen von Soldaten, die mit gefesselten Händen zum entgegengesetzten Tore hinausgeführt wurden. Meuternde waren es, die in einem idyllisch schönen, von Nachtigallengesang durchfluteten Talkessel ihr trauriges Ende fanden.

Eine ausgeschaufelte Grube zu ihren Füßen — Schüsse, die die Nachtigall schweigen machen — ein schnelles Zuschaufeln — alles ist vorbei. — Die Nachtigall singt weiter. — Am Christihimmelfahrtstag ging nach einem Maienabend, der den herrlichsten Morgen versprochen hatte, ein Tag auf, so düster und schwer, als sei der Himmel mit Bleiwolken verhangen, oder als läge eine totale Sonnenfinsternis über der Erde. Anfangs wußte niemand eine Erklärung dafür, aber als statt Regentropfen schwarze Flöckchen niederfielen, hieß es bald: „Boryslaw brennt, die großen Naftazisternen stehen in Flammen." — Am Abend dieses Tages zogen die Trümmer der russischen Macht, zog vor allem ein trübseliger, nicht enden wollender Train durch die Straßen.

Von da ab betrieben die Russen ihre Rückzugsvorbereitungen mit ebensoviel Eifer als Umsicht. Das muß auch der Feind ihnen lassen: im Rückzug waren sie Meister. Tag und Nacht wurde aus den Magazinen und Kasernen verladen und ausgeführt, alles, was nicht ausführbar war, vernichtet oder verbrannt, wie z. B. das Stroh aus den Betten. So gründlich besorgte man die Ausräumungsarbeit, daß in den letzten Tagen vor der Wiedereroberung Lembergs sogar die Spitäler gänzlich geleert wurden. Die ersten Verwundeten mußten auf harten Fußboden gebettet werden, doch die Bevölkerung Lembergs hat aus übervollem freudigen Herzen bald Abhilfe geschaffen. Auch in alle Apotheken drangen kurz vor dem Abzug die Häscher ein, damit nur kein Mittel, das dem Feinde eine Linderung seiner Schmerzen verschaffen konnte, in Lemberg verblieb. Daß dabei auch andere Sachen, wie wertvolle Mikroskope und Apparate, mitgenommen wurden, geschah mit dem Bemerken, es sei doch besser, daß der Russe es nehme als der Germane, denn der hause noch viel schrecklicher. — Beim russischen Militär wurde überhaupt die Idee, als sei der Germane der Inbegriff aller Schrecken und aller Barbarei, besonders gepflegt, so daß dem gewöhnlichen Volke die Meinung beigebracht wurde, sie hätten viel mehr Grund, den Rückzug der Russen zu bedauern, als sich darüber zu freuen, denn die Germanen, die nun kämen, würden die kleinen Kinder auf ihre Spieße stecken.

Trotz der Rückzugsvorbereitungen wurden jedoch auch die Verteidigungsarbeiten mit allem Eifer besorgt. — Der eignen Kräfte waren wenige, und da auch trotz lockenden Angebots in den Zeitungen sich freiwillig keine Leute zum Schanzbau meldeten, wurden sie einfach abgefangen. Die Straßen wurden an ihren Ausgängen besetzt, von Polizeiorganen durchstreift und die darin befindlichen männlichen Wesen zum Schanzgraben gezwungen. An einem Sonntagnachmittag wurde der große Friedhof von Kosaken umzingelt und durchstreift, um dort, zwischen den Ruhestätten der Toten, Arbeitskräfte zu erjagen. Manchen gelang es, sich durch verstohlen dargereichte Rubelscheine von diesem Frondienst loszukaufen, andern wiederum nicht. —

Jedenfalls waren die letzten Wochen der Russenherrschaft für den männlichen Teil der Bevölkerung Lembergs eine überaus aufregende Zeit. Viele hatten Geheimverstecke für die Nachtruhe ausgesucht, auf den Straßen sah man keine jungen Leute mehr. — Erst als nach den russischen Kaufleuten, nach dem Militär und den Beamten auch die Polizeikommissariate einpackten, fühlten sie sich in Sicherheit und kamen wieder ans Tageslicht.

Wiederum war die Bahnhofsstraße voll hochgepackter Wagen und Autos, wiederum die weiten Hallen und Bahnsteige voll Flüchtlinge, wiederum die klare Sommerluft voll Pulvergeruch und Kanonendonner — die dritte Schlacht von Lemberg hatte begonnen. —

Am Sonntagnachmittag, den 20. Juni — die Bürger hatten die Weisung bekommen, in den Häusern zu bleiben — begann die Vernichtung der Bahn, der Magazine und ärarischer Gebäude. Totenstille lagerte sich schwül und unheimlich über der erschrockenen Stadt, während bald hier, bald dort ein dumpfer Knall ertönte, bald hier, bald dort eine Rauchsäule aufstieg. Als es Abend geworden war, pulsierte das Leben wieder frischer, denn die Detonationen waren verstummt, und die Stadt konnte sich sagen, daß sie im großen ganzen unversehrt geblieben war. Die einen meinten, die Russen verständen sich nicht aufs Sprengen, die andern, nur die Hoffnung, bald zurückzukehren, sei die Ursache der Schonung gewesen.

Der Montag war ein Tag der Erwartung. Die Russen waren wohl noch da und doch schon nicht mehr da. —

Scharenweise eilten die Lemberger zum Bahnhof und betrachteten mit gemischten Gefühlen die rauchenden Trümmer zur Rechten und Linken, und dann das einst so schöne und nun gänzlich verwüstete Stationsgebäude. Nur die hohe Glaskuppel, aus der St. Michael, der Stadtpatron, schirmend herniederschaute, war der Vernichtung entgangen. Desgleichen die Bahnsteige und ihre Hallen.

Der Dienstag war ein Tag zitternder Freude.

Schon um 4 Uhr in der Frühe pochte Kanonendonner an, diesmal lauter und vernehmlicher als je. — Nach und nach verstummte er. — Die russische Fahne verschwand vom Rathausturm. — Die letzten Autos jagten durch die Stadt. Die letzten Kosakenabteilungen suchten das Weite, nachdem sie vorher noch an das Postgebäude und an die Jablonowski-Baracken Feuer gelegt hatten. Ersteres konnte durch herbeieilende Feuerwehr gelöscht werden, jedoch die Baracken waren tags zuvor zu gut mit Nafta getränkt worden. Wie Freudenfeuer stiegen die hellen Flammensäulen noch gen Himmel, als um 11 Uhr die erste österreichische Patrouille einrückte. Um 12 Uhr stieg feierlich am Rathausturm wieder die schwarz-gelbe Fahne empor.

Da erzitterte die Volksseele in unaussprechlicher Freude. Fremde Menschen fielen sich erschüttert in die Arme; die einen weinten vor Rührung, die andern lachten und jauchzten, wieder andere hoben die Hände dankend zum Himmel empor, noch andere knieten nieder und küßten die Erde, die wieder österreichisch, die wieder frei geworden war.

Es war ein weltgeschichtlicher — Moment.

Rumänien

J. B. Krauß (Frankfurt a. M.)

Welche Fülle von Eindrücken und Beobachtungen kann ein aufmerksamer Beobachter sammeln, der mit offenen Augen durch die Welt wandert! Noch dazu, wenn es ihm vergönnt ist, mitten in den Kriegswirren Wanderfahrten durch die Länder unserer Verbündeten und des Orients zu unternehmen.

Wien, die alte Kaiserstadt, Budapest, die glänzende und majestätische Metropole des Ungarlandes, zeigen uns Kriegsnöten und Sorgen, die uns manches Schwere im eignen Lande vergessen lassen. Gewaltige Beschränkungen aller Art müssen auch hier mit in Kauf genommen werden, um den militärischen Interessen, die jetzt allem andern voranstehen müssen, gerecht werden zu können. Ein riesiger Reiseverkehr entfaltet sich von Budapest aus über die 750 Kilometer lange Strecke bis zur ungarisch-rumänischen Grenze, für die der einzige furchtbar überfüllte Schnellzug fast 20 Stunden Fahrzeit notwendig hat. In Kronstadt (Brassó), dem ungarischen Grenzorte, sind ungeheure Zoll- und Paßschwierigkeiten zu überwinden. Eine dichte Postenkette zieht sich längs dem ankommenden Zuge. Von ihm bis zum Gebäude sind dicke Seile gespannt, an denen wieder Soldaten mit aufgepflanztem Bajonette stehen. Kein Passagier kann dadurch der nun folgenden überaus peinlichen Paß- und Gepäckrevision entgehen. In Gruppen zu je vier Personen wird man in einen großen Raum vorgelassen und dann auf Herz und Nieren geprüft. Zunächst beim Paßamte! Über Ziel, Zweck, Dauer der Reise muß man genaueste Auskunft geben, die Identität der Persönlichkeit mit der auf dem Paß beschriebenen muß trotz Photographie noch besonders ausgewiesen werden. Vielfach werden Schriftproben veranlaßt zur Kontrolle der Richtigkeit der Unterschrift. Noch schwieriger aber ist die Gepäck- und persönliche Kontrolle. Sämtliche Druckschriften, einerlei welcher Art sie sind, alle Bücher, Zeitungen und dergleichen werden den Reisenden abgenommen, alle Papierhüllen werden aus dem Koffer entfernt, kein Blättchen Papier

findet Gnade, und alle persönlichen Briefe, Aufzeichnungen, Notizen und dergleichen müssen herausgegeben werden.

Hat die Prüfung die Unbedenklichkeit ergeben, dann wird man nach nochmaliger Paßkontrolle in einen Bretterverschlag vorgelassen, der als Sammelraum dient und natürlich viel zu eng ist, um all die Menschen fassen zu können. Auch dieser Raum ist streng bewacht.

Man erreicht gerade noch den letzten vor der Nacht die Verbindung mit dem nächsten rumänischen Grenzorte herstellenden Personenzug, welcher die 30 Kilometer lange Strecke von Kronstadt bis Predeal in ungefähr anderthalb Stunden zurücklegt. Von nun an bis Predeal muß der Zug eine Steigung von fast 500 Meter überwinden. Die Bahn steigt im Tömöschtal langsam hinan, friedlich liegen schmucke Siedlungen da, die Bewohner gehen ruhig ihrer Arbeit nach, nur einzelne Fabriken liegen still. Vor dem Eintritt in rumänisches Gebiet durchfährt man einen 1000 Meter langen, in 1100 Meter Höhe über dem Meeresspiegel sich hinziehenden Tunnel, welcher den Predealpaß, dessen furchtbare Bergmassen sich wie ein Riesentor vor Ungarn schieben, auf dem Scheitelpunkte der Transsylvanischen Alpen schneidet, die Ungarn von Rumänien trennen.

Auch in Predeal werden alle Reisenden einer genauen Paßkontrolle unterzogen. Unter dem Spalier rumänischer, ebenfalls mit aufgepflanztem Bajonett ausgerüsteter Soldaten, die in ihrer dunkelgrünen, mit Schnüren reich behängten Uniform und den blitzenden Helmen recht schmuck aussehen, muß man wieder zunächst zum Paßzimmer wallfahren.

Predeal ist die Sommerfrische der Bukarester und hat, wie man uns sagte, eine wundervolle Lage. Gesehen haben wir das nicht, denn es war stockfinster. Wir gingen auf der Nachtquartier-Suche aufs Geratewohl den unbeleuchteten Weg vom Bahnhof aus voran und wollten an der ersten Straßenkreuzung abbiegen, um ein Gasthaus ausfindig zu machen, in dem es etwas zu essen und zu trinken und möglichst auch Gelegenheit zum Übernachten gäbe. Aber schon blitzten uns ganz unvermutet die Bajonette zweier rumänischer Soldaten entgegen, die jedes weitere Vorgehen untersagten. Also wieder zum Bahnhof zurück. Vom Bahnhofsvorstand hörten wir, daß ein dicht beim Bahnhof gelegenes „Hotel Predeal" wohl Unterkunft bieten könne. Also auf zum „Hotel Predeal"! An der bewußten Straßenkreuzung gaben wir unser Ziel an, und diesmal wurden wir durchgelassen. Das sogenannte „Hotel" befand sich auf einer kleinen, durch einen engen felsigen Zugang, auf dem mächtiges Gerölle lag,

zu erreichenden Anhöhe und stellte sich bei näherm Beschauen als ein überaus dürftiger Holzkasten dar. Man war aber trotz allem froh, für die Nacht ein Unterkommen zu haben.

Nach Bukarest

1. Rumänische Vorsicht

Am nächsten Morgen, früh 5 Uhr, also nach unserer Rechnung 4 Uhr, sollte ein beschleunigter Zug nach Bukarest abfahren. Draußen traten uns wieder Posten entgegen. Das Haus war die ganze Nacht von Soldaten umstellt, und es mußte für uns ein besonders wonniges Gefühl sein, auch einmal unter dem Schutze der rumänischen Wehrmacht gestanden zu haben!

Am Bahnhofe herrschte wieder großes Getriebe. Die Männlein und Weiblein, die wir gestern abend schon inmitten ihrer Habseligkeiten lagern sahen, haben sichtlich besser übernachtet als wir und dazu noch 5 Lei gespart. Die Abteile in dem rumänischen Zug waren finster und, soweit sie eine höhere Klasse bezeichneten, mit schwarzen abgegriffenen und abgerissenen Lederbeschlägen und schmalen Fenstern ausgestattet. Es fiel uns schon auf, daß die Fenster an den Wagen der dritten Klasse vollkommen weiß bepinselt waren, so daß jede Durchsicht unmöglich war. Den Zweck dieser Anordnung sollten wir alsbald selber erfahren, denn kaum hatten wir die Vorhänge unseres Abteils zurückgeschoben, um von dem schönen Predeal, das wir nach all den Erlebnissen doch gewiß in liebevollster Erinnerung behalten mußten, auch etwas zu sehen, da kam ein baumlanger rumänischer Gendarm herein und riß knurrend und brummend den Vorhang wieder vor. Rumänisch konnten wir nicht und auf Französisch ging der Mann nicht ein, so daß wir uns also diese Einkerkerung vorläufig gar nicht erklären konnten. Erst als nach Abfahrt des Zuges mehrere Soldaten, Geheimbeamte und Gendarmen fortdauernd in den Gängen auf und ab gingen, sich selbst in die Abteile stellten und genau aufpaßten, ob ja keiner durch die Ritzen des Vorhanges luge, wurde uns klar, daß man hier etwas zu vertuschen habe. Rumänien möchte verhüten, daß von militärischen Arbeiten, Schützengräben, Verhau-Anlagen und dergleichen ein unberufenes Auge etwas erhasche. Wir finden uns mit Humor in die Lage, uns interessieren diese Vorgänge nicht im geringsten. Das geht so weiter bis Sinaia, der Sommerresidenz des rumänischen Königspaares. Sie erhebt sich in prächtiger Lage inmitten bis zum Gipfel bewaldeter Berge am Rande eines romantischen Tales, das vom reißenden Pelesch durchflossen wird. In diesem Gebiete hat die rumänische Königin

unter dem Namen Carmen Sylva (Waldgesang) ihre hübschen Dichtungen geschrieben. Das Schloß des Königs ist in altdeutschem Burgenstil von dem Wiener Stadtbaumeister Doderer zu Ende der 70er Jahre errichtet worden. Jetzt ist alles verödet, die meisten Fremdenhotels und viele der zahllosen Villen sind geschlossen.

2. Getreide-Stapel. — Deutsche Wagen

Bei der Weiterfahrt erblickte man zu beiden Seiten der Bahnlinie in haushoher Aufschichtung Hunderttausende von Sack Getreide, die infolge der unbegreiflichen Haltung der Regierung nicht ausgeführt werden können. Die Stapel sind mit großen Segeltüchern bedeckt, aber offensichtlich Witterungseinflüssen in hohem Maße ausgesetzt. Es tat einem oft in der Seele leid, hier das Getreide dem Verderben preisgegeben zu sehen, das in andern Ländern mit Sehnsucht begehrt würde. Bei der Fahrt durch ganz Rumänien kann man immer und immer wieder dieselben betrübenden Beobachtungen machen. Trotzdem die Lagerhäuser über und über gefüllt sind, und man sich zur Unterbringung der Bestände mächtiger Eisenbahnschuppen und Hallen bedienen mußte, liegen Millionen von Sack Getreide oftmals vollkommen ungeschützt im Freien, vielfach an Berghöhen oder Häuser angelehnt oder in großen, nur mit einem Holzdach versehenen Schuppen auf offenem Felde untergebracht. Die Säcke liegen zumeist ohne jegliche Bohlen-Unterlage oder andere schützende Vorrichtungen direkt auf dem feuchten Boden. Dabei handelt es sich zum überwiegenden Teile noch um die vorjährige Ernte. Vor noch nicht langer Zeit wurde in Rumänien festgestellt, daß zur Abfuhr allein dieses überschüssigen Getreides mindestens 50 000 Waggons angeschafft werden müßten. Die Haltung der verantwortlichen Stellen wird damit erklärt, daß es selbst in der Regierung gewisse Strömungen gab, die noch bis vor kurzem an den Sieg des Vierverbandes glaubten, und die deshalb die immer lebhaftern Protest erhebende landwirtschaftliche Bevölkerung darauf hinwiesen, daß durch den in kürzester Zeit zu erwartenden Fall der Dardanellen die natürliche Ausfuhrstraße Rumäniens, der Seeweg, frei würde, um all den aufgestapelten Vorrat abzusetzen und einen Goldstrom in das Land zu leiten. In diesen Erwartungen sah man sich aber gründlich getäuscht, die Niederlagen der Russen und der alle Erwartungen übertreffende Feldzug gegen Serbien hatten diese Berechnungen zunichte gemacht. Der Schaden, den das Land bisher schon erlitt, ist nach vielen Millionen zu beziffern. Unter dem Druck der Verhältnisse gestattet neuerdings Rumänien die Ausfuhr seines Ge-

treides, ohne gleichzeitig auf den ungeheuerlichen, an wucherische Bereicherung grenzenden Forderungen, die die Mittelmächte seinerzeit ohne weiteres ablehnten, zu bestehen.

Eine weitere interessante Beobachtung konnte man bei einer Fahrt durch Rumänien nach der Richtung hin machen, daß zahllose deutsche Güterwagen aus allen deutschen Bundesstaaten auf Bahnhöfen und Geleisen zusammengepreßt waren oder zum Abfahren rumänischer Waren im Lande benutzt wurden. Es sollten sich noch annähernd 5000 solcher Waggons in Rumänien befinden, die nicht herausgelassen werden.

* * *

Das Landschaftsbild wechselt hier sehr rasch. Sobald die Bergkette überschritten ist und man in die weiten flachen Ebenen kommt, tauchen die zahllosen Türme der Öl- und Petroleumfelder auf, die bei Campina und Ploesci (sprich Plöschti) in riesiger Ausdehnung sich erstrecken. Die einförmige Gegend weist ansehnliche, aber etwas vernachlässigt aussehende Felder auf, welche durch die einheimische Bevölkerung bewirtschaftet werden. Nach etwa sechsstündiger Fahrt von der Grenze aus trifft der Zug in Bukarest ein.

Bukarest

Straßentreiben. — „Klein-Paris". — Deutschfeindliche Kundgebungen. — Vergiftung durch die Presse

Der Bahnhof von Bukarest macht in seiner Anlage einen recht veralteten Eindruck. Gepäckträger überfallen förmlich die Wagen und reißen einem, ohne viel zu fragen, das Gepäck aus der Hand, um es auf große Wagen aufzuschichten. Auf den Bahnsteigen sieht man ungemein viel Müßiggänger herumstehen, und als man sich nach dem Grund erkundigt, vernimmt man, daß die Ankunft eines Vierverbandsdiplomaten, dem man wahrscheinlich bestellte „Volkshuldigungen" zugedacht hat, in Aussicht stehe. Man muß also förmlich Spießruten laufen, fühlt sich auf das peinlichste gemustert, tut aber so unbefangen wie möglich, denn mit den Elementen, die sich hier vereinigt haben, wäre in der Tat nicht gut Kirschen essen. Vor dem Bahnhofe stehen in wirrem Durcheinander Fahrzeuge aller Art, deren Lenker kaftanartige, bis zu den Knöcheln reichende Mäntel, die ehemals wohl aus schwarzem Samt waren, jetzt aber abgenutzt sind und in allen Farben schillern, und weite schwarze Samtkappen

tragen. Manche haben noch um die Hüfte eine weiße oder rote Binde geschlungen.

In der elektrischen Bahn erkannte man uns sofort als Ausländer, und als man aus unserm Gespräch entnahm, daß wir Deutsche waren, wurden wir mit offner Feindseligkeit behandelt. Wütende Blicke schossen zu uns herüber, und ein besonders unternehmend ausschauendes Individuum, das alle Fahrgäste der Reihe nach auf uns aufmerksam machte, schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, uns auch noch später auf der Straße zu verfolgen, bis wir uns der unbehaglichen Begleitung pfiffig entzogen. Im Stadtzentrum, in dem gerade der große Bukarester Nachmittagsbummel begann, findet man breite, meist asphaltierte Straßen, die von eleganten palastähnlichen Gebäuden umrahmt werden. Die Hauptverkehrsader, welche fast ganz Bukarest durchschneidet, ist die bekannte Calea Vittoriei, in welcher sich alle bedeutendern Sehenswürdigkeiten Bukarests finden, und welche nicht nur zur Hauptpromenade, sondern auch zum Mittelpunkte aller politischen Kundgebungen geworden ist, und dadurch als das, was man kurzweg mit der „Straße" bezeichnet, eine politische Berühmtheit erlangt hat. Hier erhebt sich auch das in einfachen Formen gehaltene, mitten unter Geschäfts- und Handelshäusern stehende königliche Schloß, vor dem sich nur eine kleine Wache befindet. Der linke Flügel, in dem die Gemächer des Königspaares untergebracht sind, war vollständig abgeschlossen. Diese Viktoriastraße, die man nach dem Siege von Plewna nannte, ist der Hauptsammelplatz aller Bukarester. Zu bestimmten Zeiten, namentlich aber in den Abendstunden, drängen sich hier Tausende und aber Tausende, so daß ein dichtes Gewühl entsteht, das durch viele Fiaker, Automobile und elegante Fahrzeuge aller Art noch erheblich vermehrt wird. Hier trifft sich alles, was wirklich oder vermeintlich Rang und Stand besitzt. Die Reichen fahren in glänzend ausgestatteten Automobilen oder in mit prächtigen Pferden bespannten Luxusequipagen den Korso ab, die Damen prunken in großartigster Toilettenpracht. Hier und in den anschließenden Boulevards entfaltet sich sonach, äußerlich betrachtet, das glänzendste gesellschaftliche Bild, das man aber bei näherm Zusehen als mit Firnis übertüncht und mit Tand behängt erkannt.

* * *

Der Abgott Rumäniens ist nun einmal Paris, und alles was von dort kommt oder zu kommen vorgibt, wird gepriesen und verehrt. Man kann dem eingefleischten Bukarester keine größere Befriedigung seiner Eitelkeit gewähren, als wenn man die rumänische

Hauptstadt „Klein-Paris" nennt. Jede Soubrette, die in den Pariser Vorstadt-Bühnen sich nicht mehr zeigen könnte, würde hier rauschenden Beifalls sicher sein, bloß weil sie von Paris käme. Das Straßenleben wie die Gesellschaften, das Treiben in den Restaurants und Cafés, wie in den Theatern und Vergnügungsstätten ist durchaus auf Pariser Muster, natürlich auch mit allen seinen üblen Auswüchsen, zugeschnitten. Jeder den höhern und selbst den mittlern Ständen angehörende Rumäne erachtet es als seine vornehmste Pflicht, ein paar Monate in Paris gewesen zu sein und dort Geld verschleudert zu haben, zum mindesten aber seine Kinder in Frankreich erziehen zu lassen und die französische Sprache in Familie oder Freundeskreis eifrigst zu pflegen. Man kann hier an öffentlichen Plätzen wie in privaten Zirkeln in der Tat oft mehr französisch als rumänisch hören, wobei man sich aber nur über den mangelhaften Akzent der französischen Aussprache wundern muß. Jedes literarische oder künstlerische Erzeugnis, das von Frankreich kommt, darf in Bukarest einer fast ehrwürdigen Bewunderung sicher sein. Die abgeschmacktesten Sitten und Gewohnheiten, der törichteste Modehumbug, der in Paris schon längst verlacht wird, erfreut sich hier der sorgfältigsten Pflege und Beachtung. Aus den Restaurants hört man in den Abendstunden mehr die Marseillaise als die rumänische Nationalhymne spielen. Man äfft alles nach, was man den Parisern mühsam abgeguckt, zumeist überdies noch mißverstanden hat. Dazu gehört besonders die persönliche Götzendienerei, eine merkwürdige Erscheinung in allen Ländern mit angeblich freiheitlichster Anschauung. Jeder hält sich selbst für einen „Gott", er fühlt sich aber trotzdem nicht wohl, wenn er nicht neben sich noch einen andern „Gott" hat, an dem er sich haltend Stütze sucht. So kommt es, daß in hohen wie in niedern Kreisen fast jeder sich einen Politiker oder einen Staatsmann heraussucht, von dem er sich willig in seiner Meinung tyrannisieren läßt und auf den er so lange schwört, — bis er einen neuen „Gott" entdeckt hat. Nach dem Muster Frankreichs wissen gerissene rumänische Politiker mit Hilfe gut bezahlter Wahlagenten diese Neigungen vortrefflich auszunutzen. Mit einer Kritiklosigkeit sondergleichen stürzt sich ein echter Rumäne wie rasend auf die Zeitungen, die wiederum nach echt französischem Vorbilde, namentlich in den Abendstunden alle zehn Minuten mit einer besondern Ausgabe herankommen und in übelster Sensation machen. Daß diese Blätter oft sich veranlaßt sehen müssen, in den spätern Ausgaben alles das zu widerrufen, was sie vorher in den schreiendsten Farben gebracht haben, geniert niemanden. Man glaubt alles Gedruckte, eben weil es ge-

druckt ist, und so kommt es, daß gerade Bukarest vielleicht der ergiebigste Nährboden für Sensationsnachrichten ist. Die Zeitungen bieten natürlich schon aus Konkurrenzgründen alles auf, um das Interesse für sich zu erwecken, eine sucht die andere mit „Schlagern" zu übertreffen, und wenn ich daran denke, was wir damals in einer einzigen halben Stunde an gruseligen Nachrichten über die Entwicklung in Serbien, die nahe Hilfe des Vierverbandes, das einmarschierende russische Heer, die Keulenschläge, mit denen man die Deutschen vernichten werde, das Eingreifen Griechenlands, die Lobpreisungen auf Venizelos, die Aufforderungen an die rumänische Regierung, die Grenzen zu sperren und die Deutschen entweder hinauszuwerfen oder zu internieren, die blutrünstigen Rufe nach Krieg usw. vernommen haben, so könnten mir heute noch die Haare zu Berge stehen. Anfangs ist unter diesen Umständen inmitten einer leicht erregbaren Menge der Aufenthalt gewiß höchst unbehaglich, aber auch daran gewöhnt man sich. Man wundert sich bloß, daß die Bukarester sich etwas derartiges bieten lassen. Es ist unglaublich, wie viel und wie erregt hier politisiert wird. Man könnte fast den Eindruck haben, daß in allen Hauptstädten Europas zusammengenommen nicht so viel Interesse für den Krieg vorhanden ist, als in Bukarest bzw. der Straße, in der wir uns bewegen, und in der „die Straße" die Herrschaft an sich reißen und dem ganzen Lande ihr Wissen aufdrängen möchte.

* * *

Am Abend kamen wir gerade recht, um in der Calea Vittoriei einem interessanten Schauspiel beizuwohnen. Auf dem weiten freien Platze vor dem Palast des Königs stand eine dicht geballte, laut johlende und schreiende Menge. Plötzlich leuchten aus der Mitte Flammen empor, und ein geradezu rasendes Indianergeschrei erfüllt die Luft, aus dem die Rufe: „à bas les boches! Vive la guerre! zu vernehmen waren. Man hatte sich hier das kindliche Vergnügen gemacht, wieder einmal dadurch gegen die Deutschen, die man hier ebenfalls nach französischem Muster die „boches" nennt, zu demonstrieren, daß man deutsche Zeitungen öffentlich verbrannte. Man errichtete einen kleinen Scheiterhaufen, zu dem jeder etwas aus seinen Taschen durch Zeitungen, Papier, Taschentücher und dergleichen beitrug, und zündete ihn an. Einige besonders Überspannte machten Luftsprünge, wie die Indianer um einen eroberten Skalp. Einige Tage zuvor hatte man die Redaktionsräume der hier erscheinenden deutschen Zeitung, des „Bukarester Tageblatt", zerstört, und nur starkes polizeiliches Aufgebot konnte verhindern, daß der

Pöbel an die Maschinen geriet. Und einige Tage nach unserer Anwesenheit in Bukarest hat der von Vierverbandsgeldern aufgestachelte Straßenmob in mitternächtiger Stunde einen Angriff auf die deutsche Gesandtschaft unternommen, die man förmlich zu stürmen suchte, deren Fenster eingeworfen wurden unter den Rufen: „Nieder mit den Deutschen!" „Werft sie aus Bukarest hinaus!" usw. Hier konnte nur Militär, das man mit Steinen bewarf und mit Stöcken prügelte, eingreifen. Das gleiche ereignete sich auch, als ein großer Demonstrationszug unter Führung Jonescus und Filipescus ein paar Tage darauf johlend durch die Straßen zog. Damals hat der Führer Filipescu das eigentliche Ziel dieser Schreier in der Erregung über den offenbaren Mißerfolg dahin zutreffend gekennzeichnet, daß er ausrief: „Ich habe den alten Bratianu gestürzt, ich werde auch den jungen zu Fall bringen!"

Daraus kann man schon ungefähr erkennen, wie die Lage hier war, aber man würde sich sehr täuschen, wenn man nun den Schluß ziehen wollte, daß allgemein im Lande eine derartige Stimmung vorherrschte. Bei dem Vorfalle vor dem königlichen Schloß wagten es einige, bis zu den Gittern des völlig in Dunkel gehüllten Gebäudes vorzudringen und stürmisch nach dem König zu rufen. Die Schloßwache hatte die jungen Burschen, denn in der Hauptsache handelte es sich um solche, bald beiseite geschafft. Freilich war bei dieser Szene nicht allein Straßenpöbel, d. h. derjenige, den man ohne weiteres als solchen erkennt, beteiligt, sondern es befanden sich auch viele bessere, oder sagen wir besser angezogene Leute mit Monokeln und Lackstiefeln darunter, die sich zum Teil geradezu fanatisch gebärdeten. Bemerkenswert war, daß abseits Polizei stand, die für das Treiben nur ein Lächeln hatte. Man nimmt die Radaumacher wahrscheinlich nicht mehr ernst. Und weiter war von besonderm Interesse, wahrzunehmen, daß vorübergehende Spaziergänger sich nur wenig um den Vorfall kümmerten. Wir hörten später selbst von Rumänen, wie in vernünftig denkenden Kreisen derartige Kindereien beurteilt werden, es wurde aber gleichzeitig hinzugesetzt, daß bei der Erregung und der Spannung, die alle beherrsche, ein Rumäne die öffentliche Bekundung seiner Verachtung eines solchen Treibens oder den Versuch der Abwehr oder des Einspruchs unter Umständen bitter büßen müßte. Darum wagt auch niemand, öffentlich gegen diese Elemente anzugehen, die also in dem Wahne leben können, die Herrschaft völlig an sich gerissen zu haben.

Der rumänische Freiheitsbegriff:

Anspruch auf Schimpffreiheit

Wenn man sich im Lande näher umsieht und von nüchtern denkenden Einheimischen unterrichten läßt, dann erhält man erst einen Einblick darüber, wie im Grunde geringe, auf die Hauptstadt beschränkte Kreise — meist bezahlte und nichts riskierende Agenten — nach einem Kriege drängen. Man wundert sich bloß, daß in der Abwehr dieser Elemente nicht mehr Energie entwickelt wird. Vieles ist da mit dem Volkscharakter zu erklären. Der Rumäne ist viel zu sehr Lateiner, als daß er auf ein reichliches Maß von unglaublicher Selbstherrlichkeit, die sich bis zur Inanspruchnahme der Schimpffreiheit steigert, verzichten würde. In Gesprächen mit Rumänen ist man zuweilen überrascht, wie anscheinend autoritätslos diese Leute denken und sprechen, wie abfällig sie namentlich von Ämtern, Behörden, Staatseinrichtungen, ja sogar vom Königshause sprechen, und doch erhält man bei näherm Zusehen den Eindruck, daß es sich hier um Gärungserscheinungen handelt, wie sie jedem temperamentvollen, erst einer staatlichen Vollreife zustrebenden Volke zu eigen sind.

Der Rumäne liebt Freiheit über alles, er kennt aber bloß das Wort, ohne einen läuternden Begriff damit zu verbinden. Er versteht unter Freiheit, auch einmal kräftig über etwas, was ihm gerade nicht paßt, wovon er aber beileibe nichts zu verstehen braucht, losziehen zu dürfen, ohne gleich ein Protokoll zu bekommen oder eingesperrt zu werden. Freiheit findet er sonach in einer gewissen straflos bleibenden Krakeelerei, die sich je nach dem Bildungsgrad der Leute mehr oder weniger laut und lärmend äußert. Ich wollte es jedenfalls keinem raten, im Kreise von Rumänen etwa in die herabsetzenden Bemerkungen über den Staat und seine Lenker einzustimmen oder gar selbst mißfällige Worte darüber zu äußern. Man könnte da recht eigenartige und handgreifliche Enttäuschungen erleben. Darum auch möchte ich fast geneigt sein, den Schreiereien, die so etwas naiv Kindliches an sich haben, einen nur geringen Wert beizulegen. Man konnte nur zu gut beobachten, wie die Stimmungen je nach dem Inhalte von neuen Nachrichten sprunghaft auf- und abschnellten, wie namentlich seinerzeit einerseits die aus französischer und englischer Quelle stammenden Mitteilungen über die nahe Hilfe des Vierverbandes für Serbien die Menge in einen Begeisterungstaumel brachten, dem anderseits auf die Mitteilungen der damaligen, sehr gegen Wunsch und Absichten des Vierverbandes verlaufenen griechischen Minister-

krise die verdutzten langen Gesichter folgten, wobei diesen guten Leutchen die Verzagtheit und Unbeholfenheit gegenüber der Lage förmlich an der Stirne geschrieben stand. Darum kann ich auch nicht glauben, daß dieses Volk, das im Grunde und trotz allem dem Herrscherpaare, seinem König und seiner Königin, die sehr verehrt wird, freudig zugetan ist, dem es ja den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Aufstieg und vor allen Dingen die Schaffung einer in großzügigem Rahmen aufgebauten Armee verdankt, sich einen abenteuerlichen Krieg wünschen könnte. Wer aus kriegführenden Ländern kommt, findet es ja ohnehin unbegreiflich, daß ein Volk, das die Segnungen des Friedens in einer Zeit genießt, in der fast alle andern europäischen Staaten die schwersten Opfer an Gut und Blut bringen müssen, zudem noch ein Volk, das im Innern des Landes, nach dem Stande seiner Bevölkerung zu urteilen, noch recht dankenswerte Aufgaben zu erfüllen hätte, mit hellen Augen in sein Unglück rennen möchte. Der russische Nimbus, auf den man in Rumänien fast allenthalben felsenfest baute, und der auch heute noch, wie oft zu bemerken war, überragend ist, beginnt aber doch allmählich zu verblassen, und so wird auch für die Rumänen einmal die Stunde schlagen, die ihnen geradezu als das Erwachen aus einem einer Berauschung ähnlichen Zustande vorkommen wird. Es liegt an den Rumänen selbst, dafür zu sorgen, daß dieses Erwachen noch glimpflich abgeht!

Wenn der Rumäne in dem oben gekennzeichneten falsch aufgefaßten Freiheitsbegriff also auf die Regierung schimpfen zu können glaubt, so wird es doch wohl wenige geben, die schließlich nicht doch die Haltung der Regierung billigen würden. Nächst der Landwirtschaft sind das vor allen Dingen die erwerbenden, die kaufmännischen Kreise, die in der Haltung des Landes eine erhebliche Schädigung ihrer Interessen erblicken müssen. Die Regierung versteht sich gut auf die nationalen Absonderlichkeiten, läßt die Leutchen sich austoben und macht schließlich doch, was ihr im Landesinteresse gut dünkt.

Rumänisches Land und Volk

Da wir vor nächsten Abend nicht über die rumänische Grenze gelangen können, beschließen wir, die Einladung unseres rumänischen Begleiters zur Fahrt mit dem Auto von Bukarest bis Giurgiu, dem Endpunkte der Eisenbahn an der rumänisch-bulgarischen Grenze, anzunehmen. Wir hoffen dabei Gelegenheit zu finden, Land und Volk Rumäniens, das Leben und Treiben der Bewohner in etwa kennen zu lernen, zumal die Fahrt sowohl in ebene wie gebirgige

Gegenden führt. Unser Begleiter muß ohnehin an die bulgarische Grenze, um nach seiner schon seit Wochen dort aufgestapelten, aber nicht weiter beförderten Ware zu sehen.

Bei Tagesanbruch brechen wir auf. Schon früh strahlt die Sonne, die für den ganzen Tag, oft zu wohlmeinend, uns treu bleibt. Über Bukarest streifen gerade zwei Doppeldecker in schönem Fluge. Wir folgen zunächst der Bahnlinie und erhalten alsbald ein eigenartiges Bild von der gewaltigen räumlichen Ausdehnung Bukarests, die darin begründet ist, daß hier Häuser für ein oder zwei Familien, je weiter man sich vom Zentrum der Stadt entfernt, überwiegen. Im Außengelände wohnen neben der ärmern Bevölkerung viele Zigeuner, die sich wahllos ihre Häuschen dahin gestellt haben, wo sie gerade Platz fanden. Von geordneten Straßenzügen ist hier keine Rede mehr, und trotz genügendem Gelände sieht man zuweilen die hüttenartigen Wohnungen eng aufeinandergepreßt, so daß sich nicht allein geschäftliche, sondern auch häusliche und persönliche Arbeiten vor den Wohnungen und in den durchlaufenden Gassen selbst vollziehen. Das Hausvieh, das sich diese Leute fast durchweg halten, tummelt sich herrenlos auf den Straßen und in den Rinnen herum, so daß sich ein recht unordentliches Gesamtbild ergibt. Der Rumäne verabscheut polizeiliche Maßregeln über alles. Die Ungebundenheit seiner persönlichen Handlungsweise dünkt ihm die höchste Errungenschaft. Ja man konnte oft wahrnehmen, wie die Leute geradezu stolz darauf hinweisen, was sie sich alles, ohne von der Polizei behelligt zu werden, leisten dürfen, und wie sie tatsächlich bestehende Vorschriften mit überlegener Mißachtung behandeln. Diese bereits in ihrem Wesen geschilderte Freiheitsbegriffs-Verwechselung geht so weit, daß man zu einem, der der Behörde ein Schnippchen schlagen konnte, oder der Privat- oder Amtspersonen ordentlich hereinlegte, noch bewundernd aufblickt und ihn ob seiner pfiffigen Tüchtigkeit beneidet.

Bald kommen wir in die rein ländlichen Bezirke. Die erste Beobachtung, die wir hier wie anderswo in Rumänien machten, ist die der allgemeinen Vernachlässigung von Wald, Feld und Flur, aber auch der Dörfer und Siedlungen selbst. Die Wege befinden sich in äußerst mangelhaftem Zustande. Fußhoch lag auf ihnen und in den ausgefahrenen Rinnen der Staub, der sich bei Regenwetter zu einem undurchdringlichen Schmutze verdichtet. Auch die Bauart der Straßen und das dazu verwendete Material sowie seine technische Bindung sind selbst für den Laien als äußerst dürftig zu erkennen. Die Entwicklung einer Autogeschwindigkeit in einem bei deutschen

Landstraßen möglichen Maße ist hier ausgeschlossen. In den Wäldern, durch die wir kommen, befremdet die Rückständigkeit der Försterei, man hat fast den Eindruck, als wäre die wissenschaftlich begründete und geleitete Sorge für das Wachstum des Waldes hier gar nicht bekannt. Die Forstkultur ist geradezu schlecht zu nennen. Während in der Ebene das Holz schwer und dann nur zu hohen Preisen erhältlich ist, verfault es in den Wäldern am Stamme. Die Hirten der großen Schaf- und Ziegenherden schlagen sich nicht selten in der barbarischsten Weise die Zweige von den Bäumen, ja fällen selbst jungen Aufwuchs, nur um ihre Tiere mit dem Laube zu füttern, während das Holz unbeachtet am Boden liegen bleibt. Die Baumpflege scheint überhaupt sehr wenig entwickelt zu sein. Obstbäume sahen wir in jener Gegend überhaupt nicht, und auch die Landstraßen ermangeln dieses dem Landschaftsbilde in andern Ländern eine so reizvolle Abwechslung verleihenden Schmuckes. Was an freien Feldern oder am Rande der Flüsse und Bäche an Bäumen sich zeigt, ist dürftig und von verkümmertem Wuchs. Der Gemüsebau ist ebenfalls nicht rationell betrieben. Meist wächst Gemüse wild und in größern Mengen am Rande der Wälder. Früchte, die dem ganzen Gebiete ein charakteristisches Gepräge geben, sind die Melonen, die in enormer Größe und vorzüglichem Wuchse hier gedeihen. Die Landleute waren gerade mit der Ernte dieser Früchte beschäftigt. Am meisten wird hier Mais gepflanzt, der auch in der Ernährung der ländlichen Bevölkerung wohl die Hauptrolle spielt. Die Maisfelder sind in sehr gutem Zustande, man erkennt ohne weiteres, daß man auf sie eine große Sorgfalt verwendet. Der rumänische Boden besitzt vortreffliche Eigenschaften. Es ist ein starker, auf Tonerde ruhender Humusboden, der ungemein ausgiebig ist und bei einer richtigen Ausnutzung dem Lande noch große Reichtümer einbringen würde. Namentlich eignet er sich in ausgezeichneter Weise für den Anbau von Getreide, insbesondere von Weizen, dessen Güte ja allgemein bekannt ist. Rumänien betreibt auch eine gewaltige Viehaufzucht. Die Tiere sind wohlgenährt und von bestem Aussehen. Die wasserreichen und fetten Wiesen begünstigen die Viehaufzucht ungemein. Die Viehbestände sind selbst bei kleinern Bauern reichhaltig und vortrefflich. Der Rumäne hängt an seinem Hausvieh; die Gemeinschaft, die man beispielsweise zwischen den Menschen und den Schweinen wahrnehmen kann, die nicht selten sich in einem Raume zusammen befinden, ist fast rührend.

In dem kleinen Dorfwirtshause einer ärmlichen Siedlung, das von außen als solches aber nicht zu erkennen ist, das jedoch unser

rumänischer Begleiter kannte, hatten wir genügend Gelegenheit, diese innige Gemeinschaft zu beobachten. Der erste Gruß beim Aufstoßen der Türe war ein vergnügtes Grunzen von zwei mächtigen Borstentieren, die auf jeder landwirtschaftlichen Ausstellung mit dem Ehrenpreise bedacht worden wären. Ein alter, mit langem weißen Kittel angetaner Mann, den die Last der Jahre und der landwirtschaftlichen Arbeit schon tief gebeugt haben, fragt nach unserm Begehr. Wir überlassen alles unserm Dolmetscher und erhalten als Getränke einen Aufguß von gekochten Hirsekörnern, der Talkan genannt wird und recht schmackhaft ist. Dazu gab es gutes Weißbrot und Buchweizenkuchen, ein fast ganz dunkles und schwer verdauliches Gebäck. Auch an andern Stellen konnte man wahrnehmen, wie selbst in kleinen Privatwirtschaften ausgebackene Brotfrüchte und Gebäcksorten verschiedenster Art jedesmal reichlich zur Verfügung waren. Die Hauptspeise der Landbewohner besteht in einem aus Maismehl und Wasser hergestellten Brei, der entweder gekocht oder geröstet wird und gar nicht übel mundet. Der hierzulande erhältliche Wein ist mittelmäßig.

Mit Hilfe unseres Begleiters knüpfen wir mit dem Alten ein Gespräch an, auf das er nur nach langem Zögern eingeht. Mißtrauen ist eine Haupteigenschaft des bodenständigen Rumänen. Er muß sich erst davon überzeugen, daß man es gut mit ihm meint, und ein vortreffliches Mittel dazu ist ein Lob für seine Wirtschaft, sein Ackerland und Haus, denn wie der Rumäne einen ausgeprägten Nationalstolz besitzt, so auch einen ungeheuren Stolz auf seine Arbeit und Tätigkeit und auf alles das, was ihn und seine Familie berührt. Daß der Bauer auf dem Lande zurückhaltend und mißtrauisch ist, hat seine guten Gründe. Eine rationelle Güterteilung gibt es hier nicht. Die Großgrundbesitzer, die Bojaren, verfügen über ungeheure Ländereien, die sie aber durch Kleinbauern im Pachtverhältnisse bewirtschaften lassen, aus dem natürlich möglichst viel herausgeholt werden soll. Anlaß zu Bedrückungen gibt es da genügend. Den erwirtschafteten Pachtbetrag verzehren die Großgrundbesitzer nicht auf ihren Gütern, sondern in der Hauptstadt oder im Auslande, wo sie auch die längste Zeit im Jahre sich aufhalten.

Weiter kommt hinzu, und wir vernehmen darüber von dem Alten interessante Beispiele, daß der Bauer nichts zu erreichen vermag, ohne selbst bei den Behörden reichlich Silberlinge blitzen zu lassen. Das Zugabewesen ist überhaupt in ganz Rumänien eine höchst unangenehme Erscheinung. Darüber erzählte uns auch ein rumänischer Großhändler die absonderlichsten Dinge.

Sehr geklagt wird weiter über die scharfe Überwachung durch die Gutsverwalter der Großgrundbesitzer, die fast unumschränkte Machtvollkommenheiten besitzen und natürlich auch für sich das möglichste herauszuwirtschaften suchen. Ein Übelstand ist ferner die noch bestehende Einrichtung, daß die Bauern ihren Herren neben der Abgabe in Geld auch reichlich Naturallieferungen in Eiern, Butter, Schafen und dergleichen zugestehen müssen. Es läßt sich denken, daß unter diesen Umständen eine ungehinderte Entwicklung oder gar ein Aufstieg der rumänischen Landwirtschaft nicht möglich ist.

Die Stimmung auf dem Lande zur Kriegsfrage ist ganz anders wie in der Hauptstadt. Die Leute, die ja schon an Menschenmaterial die größten Lasten tragen müßten, befürchten überdies die allergrößten Schädigungen für ihren Bestand. Sie haben ohnehin durch die Unmöglichkeit des Absatzes ihrer Bodenerzeugnisse Schaden genug. Sie müssen sich auf ihre Waren Darlehen gewähren lassen, die natürlich nur gering bemessen sind und für die hohe Zinsen bezahlt werden müssen. Und doch konnte man auch wieder vielfach beobachten, wie tief die hauptstädtischen Phrasen von einem Groß-Rumänien usw. selbst unter den einfachsten Volksschichten Wurzel gefaßt haben. Das Heer ist der Stolz des Landes, obgleich alle froh sind, wenn sie von Einquartierungen verschont bleiben. Es ist ein merkwürdiges Völkchen, diese Rumänen, die zu gleicher Zeit himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt sein können, die an allem etwas auszusetzen haben und schließlich doch durch dick und dünn gehen, die sich um Gottes willen nicht fügen, nicht unterordnen möchten — jedenfalls muß unter allen Umständen selbst der Schein, daß sie es doch tun, vermieden werden — und die schlimmste, geistige, gesellschaftliche und wirtschaftliche Tyrannei gefügig ertragen. Wie froh kann dieses Land sein, daß ein klarblickender König an seiner Spitze steht, und daß weitschauende Staatsmänner, unbekümmert um die zweifellos schweren Versuchungen, denen das Land durch die Umwerbungen unserer Feinde ausgesetzt ist, ihre Entschlüsse treffen!

* * *

Die Anlage der rumänischen Dörfer macht einen recht unbefriedigenden Eindruck. Regellosigkeit und Unordnung scheinen hier das oberste Gesetz. Der eine dreht die Vorderseite seines Häuschens der Straße, oder was sich so nennt, zu, der andere dem Garten. Auf den Wegen sieht man kaum Ortsbewohner, dafür um so mehr Schweine, Ziegen und Geflügel. Ein rumänisches Dorf wird sonach einem fremden Besucher ungemein langweilig vorkommen. Die Häuser sind bis auf wenige aus Lehm und Holz er-

baut, gehen oft tief in den Erdboden hinein, ein mit Maisblättern abgedecktes Vordach schützt die Stroh- und Heuhaufen vor den Wohnungen. Das Innere ist muffig, zuweilen auch feucht und ungesund. Handwerks- oder gar industriellen Betrieb findet man in den Dörfern nur äußerst selten; letzterer umfaßt Braunkohlenbergwerke und hauptsächlich Petroleumgewinnung. Da der Rumäne zu intensiver und ausdauernder Arbeit nicht geeignet ist, sind es in den meisten Fällen Ausländer, namentlich siebenbürgige Ungarn, welche das Handwerk betreiben. Die technischen Hilfsmittel der Landwirtschaft und des Handwerks sind äußerst primitiv. Was man hier beispielsweise an Ackergeräten sieht, kennt man bei uns schon seit grauen Vorzeiten nicht mehr. Die handwerksmäßig hergestellten Gegenstände sind ungeschliffen und anspruchslos.

* * *

Das Leben der Landbewohner steht auf recht niedriger Stufe. Höhere Bedürfnisse sind anscheinend nirgends vorhanden. Die Ausstattung der Räume ist von denkbarster Einfachheit. Ein Interesse daran, mehr als den Pachtzins und die eignen Bedürfnisse herauszuwirtschaften, hat der Bauer nicht, denn erstens würde ihm der Mehrertrag abgenommen oder die Pachtsumme erhöht werden, zweitens würde das eine Mehrarbeit bedingen, und so etwas liebt man erst recht nicht. Darin liegt auch mit ein Hauptgrund für die mangelhafte Bewirtschaftung des Bodens. Das Essen ist höchst einfach und besteht fast nur aus Bodenfrüchten, Milch, Käse und dergleichen. Trotz des großen Viehreichtums kommt auf den ländlichen Tisch nur äußerst selten Fleisch. Wir haben auf unserer ganzen Fahrt bis Giurgiu keines haben können. Begünstigt werden die Lebensgewohnheiten durch den griechischen Kultus, dem über 90 Prozent der Bevölkerung angehören und der etwa 190 Fasttage für das Jahr vorschreibt.

Trotzdem sieht man kräftige Typen. Die Männer sind zumeist breitnackige, gedrungene Gestalten von starkem Wuchse, ihre scharf geschnittenen Gesichter erhalten durch das struppige, meist dunkle Haar und die dichten Augenbrauen ein besonderes Relief. Die Bewohner der Gebirgsgegenden zeichnen sich durch eine vorteilhaft wirkende Beweglichkeit aus, die den Bewohnern der Ebene abgeht. Die Gebirgler sind auch viel freier, gewandter und selbständiger in ihren Bewegungen und Auffassungen als die Ebenenbewohner. Der Rumäne, der versonnen und still ist, kann froh und lustig besonders als Hirte sein, und als solcher pflegt er Musik und Gesang, Flötenspiel und selbst den Tanz. Im Freien fühlt er sich überhaupt am wohl-

sten, was verständlich wird, wenn man seine engen und dumpfigen Wohnungen gesehen hat. Als Kleidung wird bei den Männern das mantelartige weiße Gewand, das durch Riemen oder breite Binden um die Hüfte festgehalten wird, getragen. Die Frauen, die man kaum in einem Dorfe erblickt, die auch an der Feldarbeit selten teilnehmen, sind in ihren Wohnungen mit Spinnen von Flachs beschäftigt, sie lieben dabei die Gesellschaft von Nachbarinnen und Freundinnen und vertreiben sich die Zeit durch hübsche, aber schwermütige Gesänge, deren leise Töne der Fremde in fast allen Dörfern vernehmen kann. Die Mädchen bevorzugen hübsche Trachten, deren ganze Pracht namentlich an Sonntagen entfaltet wird. Einen besondern Trachtenreichtum lieben die Gebirgsbewohner, die auf eine wohlhabende und saubere Ausstattung großen Wert legen. In Gebirgsgegenden kann man viele solcher in Nationaltracht gekleideter Mädchen an den Ziehbrunnen plaudern sehen. Diese Brunnen ersetzen ihnen alle Gesellschaften ihrer städtischen Geschlechtsgenossinnen. Einen guten Geschmack bezeugt die Kleidung der Kinder, die überaus zierliche Röckchen und mit Bändern und Flittern bedeckte Mützchen tragen. Auffallend war fast durchweg das ungünstige Aussehen der Kinder, die auch einen recht kümmerlichen Wuchs zeigten.

Allgemeines!

Einige allgemeine Bemerkungen über Rumänien dürften vielleicht hier am Platze sein. Das Königreich Rumänien zählt etwa 7 Millionen Einwohner, so daß sich auf den Quadratkilometer der Bodenfläche eine Bevölkerungsziffer von 50 Personen ergibt. Gemessen insbesondere an deutschen Verhältnissen ist das eine ziemlich geringe Besiedelung. Das einheitliche Staatswesen Rumänien besteht erst seit 1861, als die Moldau und Walachei zusammengeschlossen wurden. 1866 wurde Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen durch Volksabstimmung einstimmig zum Fürsten berufen, und was er als König Carol I. in 45jähriger Regierung aus diesem arg vernachlässigten Lande machte, darf unter Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse füglich als erstaunlich bezeichnet werden. Rumänien ist in dieser Zeit aus einem jahrhundertelang bedrückten staatlichen Gebilde zu einem wohlgeordneten innerlich geschlossenen Staatswesen herangewachsen, das alle Vorbedingungen besitzt, bei weitschauender Leitung einen hervorragenden Rang inmitten der europäischen Mächtegruppen einzunehmen. 1878 proklamierte Rumänien seine Unabhängigkeit von der Türkei, nachdem sein in zäher Arbeit unter eifrigster Fürsorge des Königs geschaffenes Heer

im Jahre 1877 bei der Erstürmung von Plewna sich so trefflich bewährt hatte. Für seine Unterstützung Rußlands wurde ihm Bessarabien abgenommen und es mit der unwirtlichen Dobrudscha abgefunden. Russenfreundliche Gefühle könnten also das Land nicht zu einer etwaigen gegen die Zentralmächte sich richtenden feindlichen Haltung bestimmen. Ein sein Land liebender Rumäne wird sich wohl auch des Vermächtnisses Stephans des Großen erinnern, welcher vor einem Bündnisse mit dem „Erbfeinde Rußland" eindringlich warnte. 1881 wurde Rumänien zum Königreich erhoben. Die Krone, die sich der König aufsetzte, war aus dem Stahl eroberter türkischer Kanonen geschmiedet. Zum Nachfolger wurde der zweitälteste Sohn seines Bruders, Prinz Ferdinand von Hohenzollern-Sigmaringen, bestimmt.

Als Staatsreligion gilt der griechische Kultus, wie in Rußland. Die Geistlichen tragen lange schwarze Gewänder mit breiten Binden und eine hohe schwarze Popenmütze, zuweilen mit gefärbten Schafsfellen umkleidet. Die Bildung der Geistlichen steht auf recht niedriger Stufe. Da sie nach dem Landesrechte von Steuern befreit sind und zum größten Teil auch Anspruch auf Nahrungsmittellieferungen ihrer Gemeinde haben, so drängen sich gerade aus ärmern und ländlichen Kreisen sehr viele zum geistlichen Stande, und wie nach dem Gesagten erklärlich, nicht lediglich um des geistlichen Berufes willen, sondern meist aus Rücksichten auf die Bequemlichkeiten des Lebens. Daher kommt es, daß Rumänien eine verhältnismäßig ungeheure Zahl von Geistlichen, von Kirchen und Klöstern besitzt. Auf je 500 Einwohner kommt beispielsweise eine Kirche. Deren Bauart ist oftmals in den allereinfachsten Formen gehalten, man trifft ungemein viel hölzerne Kirchen an, die irgendwo errichtet worden sind, nur um Geistliche unterzubringen. Ersprießlicher wirken die geistlichen Schwestern, die sich namentlich die Pflege des weiblichen Unterrichts angelegen sein lassen. Ihre Einkünfte bestehen in der Hauptsache aus den Erträgnissen von zugewiesenem Land.

Die rumänische Sprache ist ein Gemisch aus dem slawischen, neugriechischen und türkischen Wortschatze. Bis 1870 hatte man das sogenannte cyrillische Alphabet und die Schrift in russischen Buchstaben. Heute ist fast allgemein die Schreibweise lateinisch, auch die Zeitungen erscheinen fast durchweg in lateinischen Lettern. Als rumänisches Geld gilt der Lëu, in der Mehrzahl Lei. Ein Lëu gilt 81 Pfennig. Als kleinere Verkehrsmünzen hat man 5, 10 und 20 Bani, deren hundert wiederum einen Lëu zählen. Diese Münzen sind durchlöchert.

Das rumänische Heer zählte bei der Übernahme der Regierung durch König Carol knapp 20 000 Mann. Heute bestehen nach der Friedensgliederung 5 Armeekorps, die unter Hinzuziehung von Reserven und Landsturm im Kriegsfalle auf mindestens 600 000 Mann gebracht werden können. Die Farbe der Uniform der rumänischen Soldaten ist matt-blaugrün, die Offiziere tragen Uniform und Kopfbedeckungen, die an das französische Vorbild erinnern, die Ausbildung des Heeres aber geschieht nach deutschem Muster. Die deutsche Schule konnte man bei den Marschkolonnen, wie auch bei dem Exerzieren mehrfach beobachten. Der rumänische Soldat ist genügsam, willig und von feurigem patriotischen Geiste beseelt. Auffallend ist nur seine schlechte Haltung auf der Straße und seine zuweilen vernachlässigte Kleidung. Bei den Offizieren befremdete die in vielen Fällen gemachte Beobachtung, daß sie sich gegenseitig beim Zusammentreffen im Gasthause oder in der Bahn kaum zu kennen scheinen. Wir haben oftmals in den Abteilen eines Zuges bemerkt, daß neu hinzukommende Offiziere bereits anwesende Kameraden gar nicht eines Grußes würdigten, nicht mit ihnen sprachen und sie vollkommen als nicht anwesend behandelten. Auch tragen alle Offiziere einen unverkennbaren Mißmut zur Schau, der vielleicht in den eigenartigen politischen Verhältnissen des Landes und der militärischen Entwicklung begründet ist. Man konnte oft vernehmen, wie schmerzlich die rumänischen Offiziere es empfinden, daß die einzige Gelegenheit, die Rumänien einigermaßen Aussicht auf erfolgreiches Eingreifen in den Weltkrieg bot, damals, als die Russen vor den Karpathenpässen standen, verpaßt ist. Vielfach hörte man in Rumänien als herrschende Anschauung folgendes Urteil: Die rumänische Regierung würde gerne gegen Rußland gehen, daß das aber die Armee nicht wolle, die ihrerseits gerne gegen Österreich und Deutschland ginge, was aber die Regierung nicht wünscht. So ergibt sich eine Stimmung, die allerdings unangenehme Rückwirkungen zeitigen muß. Schließlich dürfte aber doch die vernünftige Erwägung der durch das Schwert geschaffenen tatsächlichen Kriegslage die Oberhand gewinnen. Anzeichen dazu sind ja zweifellos vorhanden.

An der rumänisch-bulgarischen Grenze

Als Endpunkt unserer Fahrt hoffen wir den rumänischen Hafen Giurgiu (auch Giurgewo) zu erreichen.

Bei Comana müssen wir ein ausgedehntes Militärlager passieren, das aus langgestreckten, in mehrere Gebäudegruppen geteilten Kasernen besteht, denen man jetzt noch gewaltige Baracken- und Zelt-

lager beigesellt hat. Auf den angrenzenden weiten Feldern finden gerade Massenübungen von rumänischen Truppen statt, und man gewinnt hier ein übersichtliches Bild über die Art rumänischer militärischer Ausbildung, die fast durchweg auf deutsches Muster schließen ließ. Die Haltung der exerzierenden Truppen macht einen durchaus guten Eindruck, die Übungen werden mit großer Exaktheit ausgeführt. Die blau-grüne Felduniform der Rumänen erschien jedoch nicht sonderlich für Feldzwecke geeignet, weil die gewählte Farbe im Gelände zu wenig Deckung besitzt.

In Giurgiu bemerkt man schon ein richtiges orientalisches Leben. In der zum Marktplatze führenden Hauptstraße haben alle Geschäftsleute ihre sämtlichen verfügbaren Vorräte nach orientalischer Sitte auf der Straße aufgestellt. Alle handwerksmäßig betriebenen Geschäfte werden ebenfalls im Freien ausgeführt, selbst das Backen von Brot und Kuchen und das Schlachten von Tieren. Einige Bäckereien besitzen moderne Backöfen, deren Vorderseite wiederum der Straße zugekehrt und nur durch einen kleinen, mit einem Fenster abgeschlossenen Zwischenraum von dieser getrennt ist. Hier geschieht das Backen einer polentaartigen Speise, sowie der hierzulande sehr beliebten Pasteten, die übrigens vortrefflich schmecken. Wieder an andern Stellen werden auf platten Pfannen Fleischstücke, Leber und Hühner gebraten oder geröstet und direkt zum Verkaufe bereitgestellt. Jeder der Vorübergehenden sucht sich dann auf einer solchen Pfanne das ihm zusagende Hühnerstück heraus, so daß der Anblick einer solchen Kaufart angesichts der Hände und der Personen, von denen sie vollzogen wird, wie man sich denken kann, nicht gerade appetitreizend und verlockend ist. In ganz besonders großen Mengen werden hier Hühner vertilgt. Es gibt kaum eine Gelegenheit am häuslichen wie am Wirtshaustische, ohne daß nicht irgendeine Hühnerspeise gereicht würde. Auch Leber wird in allen möglichen Formen verzehrt. Beliebt sind kleine, auf Holzstückchen von Zahnstochergröße — meistens sind es auch Zahnstocher — aufgespießte Leberstückchen, die in einer stark gesalzenen und gepfefferten Fettlösung gebraten und viel zu dem hier wie in Bulgarien allgemein bekannten Mastiga-Schnapse gereicht werden. Hühner und Leber sind hier durchweg die billigsten Speisen. Fleisch ist schon teurer und wird in der Regel auch nur in größern Gasthäusern bereitgehalten.

Um einen Begriff über den Stand der dortigen Lebensmittelpreise zu erhalten, sei folgendes mitgeteilt: Ein Ei kostete hier 5 Bani oder 4 Pfennig, ein Kilo Butter etwa 2 Lei, das ist ℳ 1.60, ein Huhn im Durchschnitt 1 bis 1½ Lei oder ℳ 0.80 bis 1.—,

ein Pfd. Mehl 10 Bani oder 8 Pfennig und dergleichen. Natürlich schwanken diese Preise je nach der Gegend recht beträchtlich, in der Hauptstadt sind sie natürlich viel höher und gerade unter dem Eindrucke des Krieges zum Teil ganz bedeutend gestiegen. Dort ist selbst Mehl trotz des großen brachliegenden Vorrates nur schwer und zu verhältnismäßig hohen Preisen, die aber freilich an die unsrigen beileibe nicht heranreichen, zu haben.

Hier lernen wir einen den bulgarischen Begleitern bekannten Eier-Großhändler aus Bulgarien kennen, der, wie er erzählt, unendliche Mühen hatte, um seine bereits auf rumänischem Boden lagernden Eierbestände, die für Deutschland bestimmt sind, aus dem Grenzbahnhof über Bukarest an die ungarische Grenze zu befördern. Dieser Handelsmann wie eine Reihe anderer, die sich zu uns gesellen, verfügt neben gewandtem gesellschaftlichem Schliff über eine geradezu verblüffende Sprachenkenntnis. Die Leute beherrschen fast durchweg neben ihrer Muttersprache Rumänisch, Deutsch, Spanisch, das hier noch viel gesprochen wird, Italienisch, Russisch, Englisch, Ungarisch und teilweise auch noch Türkisch. In ihren Schilderungen kann man wirklich unglaubliche, in Rumänien herrschende Zustände in der Behandlung der Lebensmittelbeförderung vernehmen. Trotz erheblicher an allen möglichen Stellen ausgegebener Trinkgelder, die sich beispielsweise allein bei einem Stationsbeamten nach Aussage unseres Gewährsmannes innerhalb 7 Monaten auf 2½ Tausend Lei und noch dazu von einem einzigen Handelsmanne beliefen, werden der Weiterbeförderung die ungeheuerlichsten Schwierigkeiten bereitet. Daß unter diesen Umständen gerade in Eiern sehr viel verdirbt, ist erklärlich. So hören wir, daß von 8 Waggons, die je 170 000 Eier enthielten, vor kurzem infolge dieser Verzögerungen der Inhalt von fast drei Waggons ungenießbar wurde, so daß man Hunderttausende bulgarischer Eier in die Donau werfen mußte. Auch jetzt noch, infolge der langen Lagerung und der mangelnden Kühl-Einrichtungen der rumänischen Waggons, verdirbt sehr viel. Bulgarien kann viel Eier ausführen, sie sind dort auf dem Lande noch billiger als in Rumänien, werden aber durch die außerordentlichen Versandschwierigkeiten, durch Zölle und sonstige oben angedeutete Aufschläge ungemein verteuert. Die Nebeneinnahmen mancher Beamten werden von Kennern der Dinge bis jetzt schon auf 100 000 Lei und mehr geschätzt. In Bulgarien wären, wie uns allgemein versichert wird, solche Dinge unter allen Umständen ausgeschlossen.

Giurgiu hat meist einstöckige kleine Häuschen, an denen vor allen Dingen die dürftige Bedachung auffällt. Die Straßen sind, soweit

man von der Hauptverbindungslinie abkommt, schlecht und durchweg sehr schmutzig. Auch die Bevölkerung hält anscheinend wenig auf ihr Äußeres. Die Leute waren aber durchaus entgegenkommend, die Händler freilich lieben es, Fremden für ihre Waren mindestens den zwanzigfachen Betrag des richtigen Wertes abzuverlangen und dann mit sich handeln zu lassen.

Die Grenzabfertigung findet in dem Vororte von Giurgiu, in Ramadan statt. Bis dorthin führt auch die von Bukarest kommende Eisenbahnlinie. Im Zuge machen wir, wie seither auf rumänischen Strecken schon des öftern, eine höchst auffallende Beobachtung: zunächst werden wir, sobald wir als Fremde erkannt sind, von rumänischen Mitreisenden auf das peinlichste belauscht und fixiert und dann, wenn die Leute heraushatten, daß wir Deutsche seien, da wir in dieser Sprache uns natürlich unterhielten, verließ einer nach dem andern das Abteil, so daß wir schließlich mit dem zurückgebliebenen Gepäckzeug allein waren. In dem Durchgang unterhielten sie sich mit bezeichnenden Gesten über uns, und wenn Blicke Schaden anstiften könnten, dann hätte es uns hier recht übel gehen können. So amüsierten wir uns im Innern königlich, mußten aber doch herzhaft lachen, als ein altes, behäbiges und schon anständig kugelrundes rumänisches Bauernweib mit einem großen Eierkorb angesichts der Leere unseres Abteils zu uns hereinwollte und als ihr von einem schwarzschnurrbärtigen, grimmig blickenden Rumänenjüngling mit korrekter Bügelfalte in der Hose wie im Gesicht etwas zugeraunt wurde, worauf die liebreizende Fee urplötzlich unter allen Anzeichen des Entsetzens wieder hinausschwebte, und uns den Eierkorb zur Ansicht überließ.

* * *

So kamen wir nach Ramadan. Als wir die Donau erblickten, in der sich gerade die Abendsonne badete, ging doch ein eigenartiges Freudegefühl durch unser Herz, und ich merkte namentlich meinen bulgarischen Begleitern an, wie sie innerlich ergriffen waren, als von drüben her ihr Heimatland grüßte. In spontaner Bewegung gab mir der eine die Hand, drückte sie fest und sagte: „Bei uns werden Sie es gut haben." Ich kann nicht sagen, wie wohl mir dieses Freundschaftswort nach all den Unfreundlichkeiten in Rumänien tat!

Am Bahnhof in Ramadan weisen verdrießlich ausschauende Soldaten und Grenzbeamte mit stummen Gebärden und nötigenfalls unter Zuhilfenahme ihrer Bajonette uns zunächst in einen recht engen Paßraum, der die unangenehme Eigenschaft hatte, nur einen

Zugang zu besitzen, so daß sich natürlich innerhalb kurzer Frist ein unheimliches Gedränge entwickelte.

Das Paßgeschäft vollzog sich hier ebenfalls mit einer unglaublichen Langsamkeit. Die Paßkontrolle wird nur von Offizieren vorgenommen. Ein Offizier im Hauptmannsrang weilt im Raume und hat offensichtlich die Überwachung des Ganzen zu besorgen. In Zweifelsfällen wurde seine Entscheidung eingeholt.

Schon mehrmals hatte die Schiffsglocke geläutet, und es ist gerade höchste Zeit, als wir zur Landungsbrücke kommen, vor der der rumänische Lokaldampfer liegt. Bis zur Landung an der gegenüberliegenden Küste sind wir also noch in rumänischem Gewahrsam.

Überfahrt nach Bulgarien

Auf dem Schiffsdeck sah man nur leuchtende Blicke und beglückte Gesichter. Alle waren sichtlich froh, wieder in ihr Heimatland zu kommen. Die Überfahrt auf der schnell fließenden, breiten Donau dauert ungefähr 20 Minuten, die Landung erfolgt am Stapelplatz des bulgarischen Hafens Rustschuk, der sich dermaßen in das Meer verschiebt, daß hier ein großes Knie entsteht.

Auf der Fahrt sehen wir sowohl an der rumänischen wie an der bulgarischen Seite die Donau mit zahllosen beladenen Schiffen bedeckt, die infolge der Kriegsereignisse hier festgehalten werden. Hübsch bietet sich der Anblick der Stadt Rustschuk dar, die sich am Donauufer terrassenförmig erhebt. Nach dem, was man in Rumänien über die Bauweise von Städten und Dörfern gesehen hat, überrascht zunächst ein Blick über die Gesamtlage der Stadt sowie namentlich auf ihre Gebäude. Wir sehen stattliche, militärischen und staatlichen Zwecken dienende Bauten in durchaus moderner Ausführung, mit weißer, weithin leuchtender Fassade, ferner mehrere im Villenstil errichtete, blumenumrankte Privathäuser und endlich die mächtigen Stapelhallen des Hafens. Wir fahren um die Landspitze herum, an der wir die ersten bulgarischen Soldaten erblicken, die hier ihre Pferde zum Bad ins Wasser führen. Auf den Kaimauern, die augenscheinlich in gewaltiger Stärke und in vortrefflicher Ausführung errichtet sind, stehen bulgarische Marinesoldaten, die mit ihren dunkelblauen Anzügen und leuchtenden Kragen trefflich aussehen. An einem Gewirr von verankerten und bis zur Höchstgrenze beladenen mastenreichen Schiffen vorbei, auf denen stolz die bulgarische Fahne flattert, kommen wir zur Landebrücke, ein gellender Pfiff der Sirenen, noch ein Ruck, der Verbindungssteg wird hergestellt. und mit jubelnden Ausrufen drängt alles auf die Brücke.

Auch wir sind jetzt auf bulgarischem Boden!



Bulgarien

J. B. Krauß (Frankfurt a. M.)

1. Rustschuk.

Der Dampfer, der uns von dem kleinen rumänischen Hafen-Grenzorte Ramadan nach Rustschuk trug, war überfüllt von fröhlich blickenden Menschen, die nach Mühsalen mannigfachster Art bulgarischen heimatlichen Boden wieder betreten durften!

Die blitzenden Wogen der Donau grüßen uns! Die Donau, die große Ader Europas, jener Strom, der von jeher die Truppen und Heere der Völker mit geradezu magischer Gewalt an sich gezogen hat, jener Fluß, der im Laufe der Jahrhunderte schon so viel Blut getrunken hat und mit dessen Wellen sich nun auch kostbares deutsches Blut vermischte! Jener Strom, welcher heute wie in frühern Zeiten Völker von Osten und Westen an sich drängen sieht! Jener Strom, an dem sich schon so viele Geschicke von Ländern und Völkern vollzogen haben, und dessen Fluten wohl auch jetzt wieder ein Weltenschicksal sehen werden! Die Anziehungskraft dieser machtvollen Wasserstraße wird erklärlich, wenn man sie nicht bloß als Grenzscheidelinie zwischen Völkern und Kulturen betrachtet, sondern sofern man sich vergegenwärtigt, wie ihr Rücken die Menschen-, Gerät- und Provianttransporte, die der Krieg bedingt, unabhängig von Zerstörungen und Behinderungen, denen Land- und Schienenwege ausgesetzt sind, sichert. Aber welcher Abschnitt der Geschichte kann sich wohl messen mit dem gigantischen Geschehen der Gegenwart, die an Großartigkeit alles hinter sich läßt, was die frühern Geschlechter bewegte!

In Rustschuk angelangt, sieht man — Bulgarien befand sich damals gerade auf dem Höhepunkte seiner Mobilisierung — an den längsseits der Landestellen sich hinziehenden hohen Kaimauern in kleinern Abständen mehrfache Postenketten, gebildet durch Marinesoldaten. Man muß auf einem schmalen Fußpfad an dem steil in die Donau abfallenden Kai entlang bis zum Bureau der Paß- und Gepäckkontrolle gehen, die auf einem großen Lande-

pflock an der Donau untergebracht ist, vor dem sich bulgarische Lokaldampfer in den Wellen der Donau wiegen. Hier beginnt eine strenge persönliche Kontrolle. Peinlich wird nach schriftlichen Aufzeichnungen jeglicher Art, nach Büchern, Druckschriften oder Zeitungen gefahndet. Aus den Koffern werden Zeitungen oder Zeitungsumschläge entfernt. Eine an jeden Passanten gerichtete Frage ist die, ob man Gold mit sich führe, in diesem Falle wird es abgenommen und umgewechselt. Wir hatten uns bei all diesen Obliegenheiten der denkbar größten Zuvorkommenheit zu erfreuen. Dadurch, daß meine Begleiter aus dem Lande selbst waren, wurde der Verkehr ungemein erleichtert. Als dem Marine-Offizier, welcher die persönliche Kontrolle leitete, bekannt geworden war, daß ich ein Deutscher sei, und zu welchem Zwecke ich durch Bulgarien reise, da ging ein freudiges Aufleuchten über das straffe scharf geschnittene Gesicht des schlanken, in seiner blitzsaubern Uniform tadellos aussehenden Bulgaren, er reichte mir nach Erledigung der pflichtgemäß durchzuführenden Handlungen die Hand und sagte unter einer bezeichnenden Handbewegung: „Wir, Bund, treu!" und wiederholte das mehrmals. Ich beeilte mich, diesen überraschenden, aber ungemein wohl berührenden Gefühlsausdruck herzlichst zu erwidern, den mein bulgarischer Freund verdolmetschte. Diese Szene, die von den übrigen uns umkreisenden Soldaten mit sichtlicher Befriedigung verfolgt wurde, ließ mich alles vergessen, was ich an Mühen und Sorgen bis jetzt auf der Reise durch Rumänien ausgestanden hatte. Ich wurde hier schon mit den freudigsten Hoffnungen auf all das, was sich während der Fahrt durch Bulgarien noch bieten sollte, erfüllt. Und ich ward nicht enttäuscht! Mein bulgarischer Begleiter konnte sich nicht genugtun, den in atemloser Spannung lauschenden Soldaten von der herrlichen deutschen Stimmung, der großartigen Organisation, den wunderbaren Eindrücken aus den Tagen der Mobilmachung, der bezwingenden Macht des deutschen Siegeswillens usw. zu erzählen. Wir weilten noch lange unter diesen prächtigen Menschen, als schon längst die ganze Kontrolle der übrigen Mitreisenden erledigt war. Fast alle der hier versammelten Marinesoldaten gehörten den gebildetern Mittelständen an, mehrere sprachen recht gut deutsch, alle aber kannten Deutschlands Stärke und Organisation, und alle erhofften von dem neuen Freundschaftsbunde das Glück für ihr Land. Überhaupt diese ungemein sympathisch berührende Anhänglichkeit des Bulgaren an sein Vaterland! Schon hier merkte man es, wie sie geradezu fieberten bei dem Gedanken, daß die Befreiungsstunde für Bulgarien, namentlich für das geknechtete Mazedonien geschlagen

habe, bei dessen Nennung allein schon, wie ich später öfters beobachtete, manchem alten, ergrauten und tiefgebeugten Manne die Tränen in die Augen traten.

Von städtischen Polizeibeamten werden bei der Landung die Pässe in Empfang genommen, und auch hier wird genau nach dem Reiseziel geforscht. Wird als dieses Sofia angegeben, so wird der Paß einbehalten. Ein Beamter der Polizeiverwaltung fährt im Sofioter Zuge mit, und die Pässe werden erst nach einer nochmaligen Kontrolle dem Betreffenden selbst ausgehändigt. Da mein Reiseziel Konstantinopel war, so wurde der Paß mit dem Vermerk „Zarigrad", der bulgarische bzw. slavische Name für Konstantinopel, versehen, und ich konnte ihn nach etwa einer Stunde auf dem Polizeibureau, wo er eingehend auf seine Richtigkeit geprüft wurde, wieder in Empfang nehmen.

Das Stadtviertel, das wir dann durchschreiten, hat hübsche, zumeist mit Vorgärtchen versehene Häuschen, die einen recht angenehmen Eindruck machen. In den Straßen war man gerade mit dem Verlegen großer elektrischer Kabel beschäftigt, die Deutschland lieferte, deren Bezug aber durch die Kriegsereignisse unterbrochen wurde, so daß die Stadt vorläufig sich mit primitiver Lampenbeleuchtung behelfen mußte. Auch wichtige andere technische Arbeiten, die der Entwicklung der Stadt und dem Wohle der Bürger dienen sollten, und bei denen ebenfalls Deutschlands Industrie in bedeutendem Maße beteiligt war, mußten gleichfalls mitten in ihrer Ausführung eingestellt werden. Am Rathause hängen die bulgarischen Fahnen, eine größere Menge Frauen, die in Unterstützungsangelegenheiten für ihre zu den Fahnen eingerückten Männer hier zu tun hatten, sind in eifrigsten Gesprächen auf der Straße. Im Polizeibureau werden wir auf das freundlichste empfangen, man gibt uns in der bereitwilligsten Weise jegliche Auskunft wegen der Weiterfahrt.

Bei diesen Beamten herrscht naturgemäß ebenfalls das allergrößte Interesse für die Zustände in Deutschland, wieder haben wir überreichlich zu tun, hier Rede und Antwort zu stehen. Es war bemerkenswert, wie in Bulgarien das Vertrauen in die deutsche Kraft felsenfest ist, wie man insbesondere hofft, daß die Deutschen der Russenübermacht Herr werden. Vor dieser haben naturgemäß nach der ganzen Entwicklung der Dinge die Bulgaren doch noch immerhin eine gewisse Sorge, denn Rußland beruft sich ja stets darauf, Bulgarien zu einem selbständigen Staatswesen gemacht und seine Entwicklung wirtschaftlich und politisch gefördert zu haben. Es wäre natürlich nicht auszudenken, in welche Sklaverei Bulgarien und jeder einzelne Bulgare

käme, wenn die Russen schließlich doch noch die Überhand gewännen. Diesen Gedanken begegnete man mehrfach im Volke, und ich erinnere mich mit besonderer Freude an das Wort eines einfachen Bauersmannes in einem Gebirgsorte bei Sofia, der, als das Gespräch auch hierauf kam, und als einige recht besorgt die möglichen Folgen eines russischen Sieges für die bulgarische Bevölkerung erörterten, ganz ruhig und trocken bemerkte: „Hindenburg ist doch da!" Überhaupt Hindenburg! Mehr als einmal habe ich in den ärmsten Dörfchen, im Wirtshaus, irgendein Bild Hindenburgs neben Plakaten einer Mannheimer Firma, die landwirtschaftliche Maschinen liefert, gesehen. Wie man von diesem Heerführer denkt und spricht, wie man ihm vertraut, das ist geradezu rührend. Die deutsche militärische Tatkraft wird, da man hier nach dem Gesagten begreiflicherweise am meisten auf den östlichen Kriegsschauplatz blickt, fast ganz durch Hindenburg verkörpert.

Auch in dem Gasthause in Rustschuk, in dem wir an jenem Abend speisten, sah man neben den Bildern des bulgarischen Königspaares, des deutschen Kaisers und der Kaiserin ein aus einer Zeitschrift ausgeschnittenes Bildnis Hindenburgs mit einem bescheidenen papierenen Laubkranz umwunden an der Wand hängen. In diesem Gasthause und inmitten seiner Besucher fühlte man sich vollkommen heimisch. Wir erhalten hier vor allem ein gutes Essen, bestehend aus schmackhaft zubereiteten Hühnern mit Reis, Melonen und Trauben und ein ausgezeichnet mundendes Bier, das überhaupt in ganz Bulgarien dem deutschen Gaumen sehr zusagt. Man kann sich denken, wie die bulgarische Mobilisation den Mittelpunkt des Gespräches abgab, und wie die Möglichkeiten der künftigen Entwicklung des bulgarischen Feldzuges an der Seite der Mittelmächte erörtert wurden. Letztere Tatsache war um jene Zeit noch nicht bekannt, keiner wußte auch etwas Sicheres, aber alle fühlten es, daß eine andere Lösung gar nicht möglich sein konnte. Schließlich erscheinen bulgarische Offiziere, die in ihren gelbbraunen, lehmfarbenen Uniformen einen ganz vorzüglichen Eindruck machen. Es sind durchweg sehnige, kraftvolle Gestalten von meist untersetztem, aber starkem Körperbau, mit schwarzem welligem Haupthaar und schwarzem Schnurrbarte. Vollbärtige sieht man fast nie. Die Uniformen sind durchaus nach deutschem Schnitt gearbeitet, nur die hohen und breiten Mützen sowie die übermäßig breiten Achselklappen sind noch russische Erinnerungen. Die Offiziere selbst meinten, daß diese Abzeichen, die in der Tat den guten äußerlichen Eindruck etwas beeinträchtigen, späterhin fallen würden. Schließlich kommen noch einige höhere Offiziere und ein General

in unsere Gesellschaft, letzterer ein kleiner beweglicher Herr mit energischen und durchgeistigten Gesichtszügen. Es war nach den bereits geschilderten Verkehrsformen unter den rumänischen Offizieren jetzt eine Freude, zu sehen, wie glänzend diszipliniert hier die Offiziere ihren General begrüßten, aber auch wie kameradschaftlich dieser mit allen und die Offiziere unter sich verkehrten.

* * *

Rustschuk ist schon in Friedenszeiten, um so mehr gegenwärtig, ein gewaltiges Militärlager. In den Kasernen, den Lagern und in Quartieren der Stadt lagen Tausende der best ausgebildeten Soldaten, die durch die fortschreitende und mit erquickender Pünktlichkeit sich vollziehende Mobilmachung jeden Tag weitern Zuzug erhielten. Plötzlich erklang von draußen her Gesang. Ein Regiment bulgarischer, in erdbraune tadellose Uniformen gekleideter Soldaten marschierte unter dem Absingen des verbreitetsten bulgarischen Kriegsliedes: Schumi Maritza, „Schäume Maritza", vorbei, um zu den Kasernen sich zu bewegen. Die Melodie des Liedes ist wie der Inhalt der Worte kraftvoll und bestimmt, von verhaltener Gewalt, und man konnte es den singenden Soldaten anmerken, mit welcher Innerlichkeit sie bei der Sache waren.

Die Stadt Rustschuk erhebt sich auf einer Anhöhe, die ganz vorzüglich militärischen Zwecken dienstbar gemacht werden kann. Schon unter türkischer Herrschaft, die sich der überaus glücklichen Lage der Stadt an der Donau trefflich zu bedienen wußte, war sie für die damaligen Verhältnisse stark befestigt. Heute freilich sind die Wälle fast zerfallen, ihrer Instandhaltung hatte man ja auch keine besondere Fürsorge angedeihen zu lassen brauchen, da die Bulgaren zu Verteidigungsmaßnahmen für diese Stadt modernerer Mittel sich bedienten. Im russisch-türkischen Kriege in den Jahren 1877/78 hat hier die türkische Armee den Russen den Übergang über die Donau lange verwehrt, schließlich konnten jedoch die Werke dem vernichtenden Artilleriefeuer der Russen nicht mehr standhalten. In der Stadt steht ein Denkmal, das an den Übergang der Russen über die Donau erinnert, ferner ein Monument zum Andenken der Befreiung Bulgariens von der Türkenherrschaft. Seit jener Zeit haben die Bulgaren nach Maßgabe der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel dafür Sorge getragen, daß die arg vernachlässigte Stadt ein anderes Aussehen erhalte. Vieles bleibt ja freilich noch zu tun, aber die Erfolge der bisherigen Arbeit treten unverkennbar hervor. Die Straßen sind in den Hauptteilen der Stadt gut gepflastert und vor allen Dingen reinlich gehalten, große, in ihrer Bauart Eindruck machende Gebäude

gibt es reichlich, unter andern ein in abgeklärtem Schloßstil gehaltenes großes Theater mit Bibliothek, das jeder deutschen Großstadt zur Ehre gereichen würde. Auch an modernen Promenaden fehlt es nicht. Der Hauptteil der Altstadt freilich weist überwiegend noch sehr kleine, engräumige Häuschen auf. Von besonderm Interesse ist das Türkenviertel, in dem fast die gesamte türkische Bevölkerung zusammen wohnt und dort in der Lebensweise ihre Traditionen vollkommen bewahrt hat. Hier sehen wir auch die ersten türkischen religiösen Kultstätten, die Moscheen, die allerdings von außen sehr vernachlässigt erscheinen. Das Innere zu betreten, war wegen Einbruch der Dunkelheit nicht mehr möglich. Die Türken haben auch hier ihre Geschäfte auf die Straße verpflanzt, das Rasieren und das Haarwaschen wird vor den Häusern besorgt, die meisten Verkaufsstellen, die zum Teil recht ärmlich und unordentlich aussehen, befinden sich im Freien. Der Zustand der Häuser deutet auf Lässigkeit, im Innern sind die Wände mit kaum mehr als einem Lehmwurf bedeckt. Eine Eigenart der türkischen Häuser besteht hier darin, daß der Harem nicht, wie in der südlichen Türkei zu beobachten ist, in nach der Straße zu gelegenen Räumen, deren Fenster freilich mit dichten Gittern verschlossen sind, sondern nach dem Hofe zu liegen. Rustschuk war noch im Jahre 1860 mit mehr als 50 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt der Türkei. Heute zählt sie noch etwa 35 000 Einwohner, bestehend aus Bulgaren, Türken, Walachen und Griechen. Letztere, die in der Türkei einen Haupthandelsteil innehaben, kommen aber gegenüber der geschäftlichen Betriebsamkeit der Bulgaren, die ihnen an Schlauheit bedeutend über sind, nicht auf. Seine Hauptbedeutung hat Rustschuk als wichtiger Hafenplatz und durch den dadurch bedingten lebhaften Handelsverkehr. Der Markt und Marktbetrieb von Rustschuk gehört zu den bekanntesten und originellsten ganz Bulgariens.

2. Bulgarisches Land und Volk

Die Bulgaren — arabisch Wolgaren genannt, weil sie zuerst an dem Wolgaufer lebten, später Bolgaren bezeichnet — sind ein rassefester Stamm. Ihre Gemeinschaft geht sogar so weit, daß sie ihre Heiraten nur unter Stammesangehörgen vollziehen und in fremden Städten in besondern Vierteln sich zusammenschließen. Ihr Typus ist slawisch, aber von einer durchaus veredelten Art. Ihr Körperbau ist meist gedrungen, die Wohlbeleibtheit ist namentlich bei den Männern viel vertreten, die Glieder des Körpers sind durchweg schön geformt, eigenartig ist die Kopfbildung und die harmonische Form der Ge-

sichtszüge. Das Haar ist meist schwarz, die Augen sind zwar kleiner als die der Türken, oftmals auch durch die breiten buschigen Augenbrauen kleiner erscheinend, der Blick aber ist klar und fest, der Gesichtsausdruck zwar im allgemeinen ernst, aber doch eine innere heitere Ruhe kündend. Der Bulgare ist anfangs gegen Fremde recht zurückhaltend, ohne aber jemals abweisend oder abstoßend zu werden. Hat er jemand als vertrauenswürdig erkannt, dann schenkt er ihm Vertrauen und Treue aber auch vollkommen. Die bulgarischen Frauen und Mädchen besitzen ein überaus üppiges Kopfhaar, das ihr größter Schmuck ist. In manchen Gebirgsgegenden kann man Mädchen sehen, deren nur durch ein breites buntfarbiges Band zusammengehaltenes Kopfhaar oder die dichtgeschlungenen, lose herabhängenden Zöpfe bis zum Boden reichen. Es soll keine Seltenheit sein, daß Frauen mit ihrem reichen Kopfhaar fast den ganzen Körper einhüllen können. Eine hübsche Gewohnheit besteht darin, daß Frauen und Mädchen Blumen, bei denen die rote Farbe sehr bevorzugt wird, im Haar, am Mieder und im Gürtel tragen. Geradezu entzückend sehen derlei geschmückte Frauen und Mädchen namentlich in der berühmten Rosengegend von Kasanlyk aus, in der auch jedes Häuschen und jedes Fensterchen mit Rosen über und über geschmückt ist. Unter den bulgarischen Mädchen gibt es die malerischsten Typen. Erhöht wird der gute Eindruck durch die prächtigen und kleidsamen Trachten, die hier bevorzugt werden. Die Säume der Röcke und Ärmel und die Blusen sind reichlich bestickt, und die gewählten Farben der Stickereien sind trotz der Buntheit in ihrer Zusammenstellung sehr wirksam. Ein solches Mädchen in weißem oder farbigem, mit Blumen und Kränzen besticktem Kostüm, zu dem das schwarze, üppige, das Gesicht und die ganze Figur umrahmende Haar einen eigenartigen und höchst fesselnden Gegensatz gibt, bietet bei der Natürlichkeit und Eleganz der Haltung und dem fast tänzelnden Gange ein ungemein reizvolles Bild von Frauenschönheit.

Wenn man mit Bulgaren, selbst einfachen Leuten spricht, dann wundert man sich oft über das r u h i g e u n d s i c h e r e U r t e i l der Leute. Überraschend war stets zu vernehmen, wie gut die Leute über alles, was den Krieg betrifft, namentlich soweit Deutschland in Frage kommt, unterrichtet waren. Dabei lernt man auch stets den im Herzen jedes Bulgaren lebenden überzeugten patriotischen Geist und seine rührende Anhänglichkeit an seine Scholle wie an sein Vaterland kennen. Er begreift es nicht, daß ein Volk um anderer Interessen, etwa um schnöden Mammons willen, in den Krieg zieht. Das Urteil der bulgarischen Soldaten über England war deshalb

naturgemäß ein recht verächtliches. Wenn die Sprache auf die serbischen Auseinandersetzungen kam, dann fühlte man förmlich den verhaltenen Groll und die Erregung, welche die Bulgaren beherrscht. Ihre Hauptsorge und Liebe gehört Mazedonien, und wir hatten mehrfach Gelegenheit, zu beobachten, wie selbst harte und wetterfeste Männer bloß bei der Erwähnung von Mazedonien und seiner Leidensgeschichte zu weinen begannen.

Die Liebe für ihr Land geht den Bulgaren über alles. Die Frauen, die ohnehin im Gegensatz zu den rumänischen Frauen in der Landarbeit sich eifrig betätigen, nahmen mit einer Selbstverständlichkeit ohnegleichen die Entziehung ihrer Männer zum Heere hin, und als wenn gar nichts Besonderes wäre, haben diese beim Rufe des Königs die Pflugschar und das Wirtschaftsgerät an die Wand gestellt, die Lammfelljacke, die ihr steter Begleiter ist, umgetan und sind nach kurzem Abschied hinausgeeilt. Und ebenso selbstverständlich ist, daß die Frauen ohne ein Wort der Trauer oder Klage den landwirtschaftlichen Betrieb mit Hilfe der Kinder weiterführen. Wenn man früher mit Recht behaupten konnte, daß die Frauen Bulgariens den Sieg von Adrianopel ermöglicht hatten, so darf man auch jetzt sagen, daß die bulgarischen Frauen dadurch, daß sie ihren Männern alle Sorgen abnahmen, auch die großen Erfolge erstreiten halfen, die dem bulgarischen Heere beschieden waren.

Eine besonders rühmenswerte Eigenschaft der Bulgaren ist ihre Sittenreinheit und die daraus folgende Unversehrtheit des Lebensmarkes der Nation. Die Ehen werden frühe geschlossen, sind kinderreich und überaus glücklich. Von dem friedlichen und vertrauensvollen Familienleben, der Eintracht der Ehegatten und der Anhänglichkeit der frisch und munter aussehenden Kinder an die Eltern kann man oft rührende Beispiele sehen. Die Ehrenhaftigkeit des Bulgaren ist in den Balkanländern sprichwörtlich. Einmal geschworene Treue hält er unbedingt.

Alle diese Eigenschaften haben trotz der unendlichen nationalen Bedrückungen, denen die Bulgaren lange Jahre hindurch ausgesetzt waren, vermocht, daß dieses Volk vor dem Versinken, dem ein weniger innerlich widerstandsfähiger Stamm schon längst verfallen wäre, bewahrt geblieben ist. Der Bulgaren Fleiß, Tatkraft und Sparsamkeit, ihre berechnende Arbeit und Sorge, ihre Ehrlichkeit und Sittenreinheit, ihre starke und gesunde Volksvermehrung haben das Land fähig gemacht, nach zwei schweren Kriegen nun auch innerhalb dreier Jahre den dritten schwersten auf sich zu nehmen, um endlich dem Lande Ruhe und Frieden zu verschaffen.

3. Nach Sofia

In Bulgarien herrschte wegen der Mobilmachung das Militär über den gesamten Eisenbahnbetrieb. Der Zugverkehr mußte sich nach militärischen Rücksichten richten, die Fahrten selbst vollzogen sich in überfüllten Zügen in schneckenlangsamem Tempo. Von Rustschuk bis Sofia benötigte der Personenzug fast 29 Stunden. Alle Abteile waren mit Männern und Frauen, die zum Teil schon tagelang auf eine Weiterbeförderung gewartet hatten, überfüllt, alle verfügbaren Plätze waren mit Gepäck jeglicher Art verpfropft, außerdem war dem an sich schon beträchtlichen langen Zuge etwa ein Dutzend Waggons mit Truppen, namentlich Kavalleristen, sowie Kriegsmaterial angehängt. Die Sonne brannte heiß den ganzen Tag über, die Morgenstunden allerdings waren ebenso wie die Nachtstunden empfindlich kühl. Die langsame Fahrt und die langen Aufenthalte an den Stationen ermöglichten einen umfassenden Überblick über die militärischen Maßnahmen der Bulgaren.

Wenn man an den großen Kasernen und Militärlagern Rustschuks vorbeifährt, bietet sich mit einem Schlage ein überaus fesselndes Bild. Die ganze hier zusammengezogene Truppenmacht befindet sich in vollster Bereitschaft. Die ordentlichen Truppen tragen erdbraune, der Bodenart und -farbe Bulgariens sich vortrefflich anpassende Uniformen aus kräftigem, derb, aber überaus haltbar gearbeitetem Stoffe, der auch gegen Witterungseinflüsse vorzüglich schützt. Die übrigen Mannschaften, namentlich die türkischen Bulgaren, besorgen fast durchweg den Troß und Train und die ganze Nachfuhr von Proviant und Kriegsmaterial, und sie sind so, wie sie gingen und standen, ausgerückt, angetan mit ihren typischen türkischen Kleidern und den charakteristischen Jacken, die innen eine Lederhülle zum Schutze gegen die Hitze und außen einen dichten Schafspelz haben, der zum Schutze gegen die Kälte dient. Die Jacken werden also je nach Bedürfnis einfach gewendet. Vor den Artillerielagern stehen viele Hunderte von Fuhrwerken aller Art in voller Bespannung und Beladung. Alles sieht so aus, daß es nur eines Wortes und Winkes bedarf, um diesen ganzen gewaltigen Apparat in Bewegung zu setzen.

Auf offenem Felde befinden sich, über das Gelände weithin verteilt, große, vollständig fertige Kolonnen, die nun im Freien lagern, über Höhenrücken marschieren starke Truppenabteilungen, deren Zug weithin mit dem Fernglase verfolgt werden kann. Hinter schützenden Hängen ziehen sich endlose graue, in Wolken von Staub gehüllte Linien hin, aus denen nur einige dunkle Punkte hervor-

ragen. Es sind mächtige Proviantkolonnen, deren mit grauem Tuch überdachte Fahrzeuge von kräftigen Büffeln gezogen werden. Die Verwendung dieser Tiere hat sich als außerordentlich zweckmäßig erwiesen. In ihrer mattgrauen Farbe bieten sie einen natürlichen Schutz gegen Fliegerbeobachtungen, sodann aber ist ihre Leistungsfähigkeit unbegrenzt. Dazu kommt, daß die bulgarischen Landleute mit diesen Gespannen auf das beste umzugehen wissen und die Bedürfnisse der Ernährungsweise der Tiere genau kennen. Wir haben auf dieser Fahrt sowie späterhin gegen die serbische Grenze zu Tausende solcher vortrefflich arbeitender Büffelgespanne gesehen. Selbst nach stundenlanger Zugarbeit zeigten diese breitnackigen, kraftvoll gebauten Tiere kaum Spuren von Schweiß. Nur gegen Feuchtigkeit und Kühle sind sie empfindlich und müssen daher des Nachts dicht abgedeckt werden. Die Pferde, die übrigens hierzulande merkwürdigerweise von nur geringer Widerstandskraft sind, die auch vielfach wenig ansehnlich aussehen, kommen in der Hauptsache nur für die Kavallerie zur Verwendung. Die Ochsen- und Büffelgespanne werden durchweg von Türken geführt. Außer den der Armee zur Verfügung stehenden Gefährten wurden sofort alle erreichbaren Wagen der Landleute requiriert, zwar etwas ungeschliffene, aber durchaus solide und haltbare Fahrzeuge, auf denen das Material der verschiedensten Art und das erforderliche Kriegsgerät sowie Munition, ferner Hölzer, Pfähle, Eisen- und Drahtteile, Felle, Pelze, Matten u. dgl. befördert werden. Bei jedem Troß sah man eine Menge Vieh mitgeführt, das Schlachtzwecken diente. Einem großen Transport wurde eine ganze Hammelherde nachgetrieben, die sich unter alleiniger Aufsicht eines ungemein aufmerksamen rassigen Hundes befand, der die Tiere in jagendem Laufe fortdauernd umkreiste.

An allen Haltestellen der Bahn ist großes militärisches Treiben, und da überall der Aufenthalt mindestens eine halbe Stunde beträgt, haben wir oft Gelegenheit, nähern Einblick in das meist in der Nähe der Station sich abspielende Getriebe zu erhalten. In unserer Reisegesellschaft fuhren neben den bulgarischen Begleitern mehrere der am Vorabend in Rustschuk in unserer Mitte weilenden Offiziere mit, deren Liebenswürdigkeit wir den Zutritt zu vielen Lagern verdankten. Überall wurden wir mit einem geradezu freundschaftlichen Entgegenkommen behandelt. Auf die Kunde von der Anwesenheit eines Deutschen kamen die Offiziere sofort zu uns, und alle waren von bestrickendstem Entgegenkommen. Die Einrichtung und Ordnung eines bulgarischen Feldlagers ist den besondern Verhältnissen trefflich angepaßt. Trotzdem man sich im eignen Lande befindet, sind in

größern Abständen Postenketten aufgestellt, und im Lager selbst finden Patrouillendienste statt. Während die eine Gruppe still da liegt und ihre Pfeifen raucht, sind andere mit harmlosen würfelähnlichen Spielen beschäftigt. An andern Stellen werden Reinigungsarbeiten vollzogen oder am Geleise stehende Waggons mit Munitionskisten entladen. In besondern Abschnitten befinden sich die Küchenanlagen. Alles wird auf offenem Feuer in großen Kesseln zubereitet, und die freudestrahlenden bulgarischen Köche könnten schon durch ihr Äußeres als Reklame für ihre Leistungen betrachtet werden. Niemals fehlt der Kaffeekessel. Auch den türkischen Tschibuk sieht man teilweise vertreten. Tabak ist in großen Mengen vorhanden. Oftmals konnte man gläubige Mohammedaner die zu den bestimmten Zeiten vorgeschriebenen Gebete verrichten sehen, sie führen in den meisten Fällen ihren eignen Gebetsteppich oder eine Decke, die nur diesem Zwecke dient, bei sich.

Ich habe selten bulgarische Offiziere gesehen, die nicht irgendeine Kriegsauszeichnung tragen. Auch bei den Mannschaften ist das der Fall. Es sind alles Auszeichnungen aus frühern Kämpfen. Schon daran erkennt man, wie schwer das Land durch die innerhalb verhältnismäßig kurzer Frist aufeinanderfolgenden Balkankriege in Mitleidenschaft gezogen wurde. Bulgarien hat sofort bei seiner Mobilmachung alle verfügbaren Kräfte bereitgestellt, um die zu führenden Schläge mit dem nötigen Nachdruck im Interesse der raschen Erledigung der geplanten Operationen tätigen zu können. Als Landsturm sind ältere Ortseinwohner zur Bewachung der Bahnstrecken, Tunnels, Brücken usw. tätig, die sich in den meisten Fällen freiwillig dazu gestellt haben. Die Leute tragen ihre täglichen Kleider, lange, dicke Röcke und weite Hosen, die Füße stecken bis zum Knie in dicken, aus Tüchern und Wolle gewundenen Gamaschen. Ihre militärische Zugehörigkeit wird gekennzeichnet lediglich durch die Militärmütze und durch das mit langem aufgepflanztem Bajonett versehene Gewehr. Man kann längs den Bahnlinien überall diese wetterharten, alten, manchmal schon von der Last der Jahre gebeugten Männer ihre Dienste verrichten sehen.

In Gornea-Orchowitza gab es einen mehrstündigen Aufenthalt, den man in den heißen Wagenabteilen verbringen mußte, deren Fenster überdies fest geschlossen gehalten werden mußten, weil mehrere große Truppentransporte erwartet wurden und man verhüten wollte, daß durch Ausfragen der Soldaten über ihr Transportziel militärisch wichtige Dinge vorzeitig bekannt geworden wären. Von hier zweigt die Bahn gegen Westen nach der Hauptstadt

und im Süden nach Tirnowo und über die berühmten Rosenfelder von Kasanlyk nach Stara-Zagora ab, von wo die Hauptlinie Sofia — Philippopel—Adrianopel erreicht wird. In Plewna kamen wir nachts an, die zwei Stunden Aufenthalt wurden, da die Nacht wunderbar hell und sternenklar war, zu einem Rundgange benutzt. Hier spielten sich im Jahre 1877 die schweren Kämpfe der Russen und Rumänen gegen die Türken ab. Die letztern unter Osman Pascha wurden wegen Mangels an Verpflegungsmitteln und Munition sowie wegen Ausbleibens der erhofften Verstärkungen zum Rückzuge gezwungen, die Russen aber schnitten das Heer ab und nahmen es am 10. Dezember 1877 mit 40 000 Mann, 2000 Offizieren und 77 Kanonen gefangen. Der russische Kaiser Alexander II. gab dem verwundeten türkischen Kommandanten Osman Pascha persönlich den ihm bei der Kapitulation von Plewna abgenommenen Säbel zurück.

Plewna ist ungemein reich an Kriegsdenkmälern, Grabstätten und Monumenten zum Gedenken an die vielen und schweren Schlachten, die es sah. Die Stadt ist eine einzige Erinnerung an die Befreiungskriege der Bulgaren von der Türkenherrschaft. Unser Ziel war namentlich das Rathaus, das ein sehenswerter Zaun umgibt, der vollständig aus dem Metall eroberter Kanonen und aus Bajonetten hergestellt ist. Alle Stäbe und Pfeiler werden durchkreuzt von einer Anzahl von Säbeln und Bajonetten.

Die Fahrt führt dann weiter an Ortschaften vorbei, die heute noch die Spuren der gerade in den gegenwärtigen Kämpfen eine große Rolle spielenden Feldbefestigungsanlagen der unter Osman Pascha stehenden Heere aufweisen. Je weiter man nach Sofia kommt, um so romantischer und großartiger wird das Landschaftsbild. Die Bahn führt jetzt durch die wuchtigen Gebirgszüge des Zentralbalkans, immer mehr häufen sich die Tunnels, deren es von hier bis Sofia mehr als 20 gibt, tiefe Abgründe werden durch zahlreiche technisch vortrefflich angelegte Brücken überwunden. Immer reicher und abwechslungsvoller wird das jede Minute wechselnde Landschaftsbild, das außerordentlich interessante Felspartieen aufweist. Gegen 9 Uhr vormittags läuft der Zug im Bahnhofe von Sofia ein.

4. Sofia

Am Bahnhofe tost und braust es von dem Stimmengewirr Tausender. Natürlich überwiegt weitaus der Einfluß des Militärs. In großen Gruppen stehen vollkommen ausgerüstete Soldaten

auf einem Bahnsteig zum Abtransport bereit, ein anderer Zug ist schon vollständig gefüllt, und von draußen marschieren weitere Abteilungen herein. In der Vorhalle gibt es einerseits jubelndes Begrüßen, anderseits stilles, wehmutsvolles Abschiednehmen! Auf den Straßen herrscht ein buntes und überaus lautes Getriebe. Händler aller Art rufen ihre nach orientalischer Sitte feilgehaltenen Waren aus. Bulgarisches Landvolk, und zwar in der Hauptsache Bäuerinnen und Mädchen in ihren blitzsaubern, gestickten Trachten durchziehen massenweise die Straßen, die zum Bahnhof und zur Stadt führen. Sie sind gekommen, um teils ihre Angehörigen nach der Hauptstadt zu geleiten, teils Zeuge der großen historischen Ereignisse zu sein, die sich in diesen Tagen hier abspielten. Große Scharen Einberufener ziehen singend durch die Straßen.

Das Stadtinnere, dessen Straßen im Flaggenschmucke prangen — auch deutsche und österreichisch-ungarische Fahnen sieht man —, ist großzügig angelegt. Wenn man bedenkt, daß Sofia die jüngste Hauptstadt des Balkans ist, daß sie in einem entsetzlichen Zustande der Verwahrlosung war, als sie in bulgarische Hände kam, dann muß man über das Geschaffene ungemein staunen. Sofia hatte im Jahre 1879 etwa 2000 Einwohner, 1890 annähernd 20 000, 1900 über 100 000 und zählt heute weit über 150 000. Der türkische Einschlag ist hier weniger wie in den Provinzstädten zu bemerken. Das Türkenviertel ist bis auf wenige abseits liegende Teile heute fast vollkommen zusammengeschmolzen, und an Stelle der unansehnlichen und vernachlässigten Holzhäuschen stehen nun festgefügte, in Stein erbaute Wohnstätten. Sofia hat überwiegend breite und geradlinig verlaufende Straßen, die mitten durch die ältesten und unansehnlichsten Viertel laufen, die man allmählich dem neuen Rahmen anzupassen gedenkt. Die Hauptstraßenzüge sind durchweg gepflastert, die ganze Stadt ist kanalisiert, viele Straßenteile weisen ganz vortrefflich gehaltene Gärten auf. Gerade in der Gartenbaukunst sind die Bulgaren mit großem Erfolg tätig.

Von besonderm Interesse ist der königliche Palast, auch Konak genannt, der in den Jahren 1882 bis 1889 aus einem türkischen Konak zu seiner heutigen Bestimmung umgewandelt wurde. Der Palast steht inmitten eines großen und ausgezeichnet gepflegten Gartens, der einen reichen Baumbestand aufweist. In welchem Zustande dieser Palast war, als der heutige König ihn zu beziehen gedachte, mag aus der Tatsache erhellen, daß damals nur zwei Zimmer einigermaßen bewohnbar waren. In den übrigen hatte man große Bottiche aufgestellt, die das eindringende Regenwasser aufzufangen bestimmt

waren, und in dem heutigen Zimmer des Sekretärs konnten damals naturwissenschaftliche Forscher eine besondere Anregung für ihr Studium durch die sich darin herumtreibenden quakenden Frösche erhalten. Ein außergewöhnlich hübscher Bau ist auch der des bulgarischen Parlaments, der Sobranje, der freilich durch das vor ihm stehende gewaltige, fast breitspurige Reiterdenkmal des Zaren Alexanders II. erdrückt wird. Die Bulgaren haben dem heiligen Alexander auch eine prachtvolle, zur Erinnerung an die Befreiung von der Türkenherrschaft geweihte Kirche erbaut, die zwar fertig, aber noch nicht dem Gebrauch übergeben worden ist, da sie durch den Enkel des Zarenbefreiers hätte eingeweiht werden sollen. Welch ein Wandel! Die Kirche ist in byzantinischem Stil gehalten, der weiße Sandstein der Fassade und die hohe vergoldete Kuppel geben dem Gebäude etwas ungemein Prunkvolles. Das Innere ist bis auf jedes verfügbare Eckchen und Plätzchen an den Wänden und Decken über und über mit biblischen Skizzen bemalt. Jetzt wandern die Sofioter und die Fremden zu ihr wie zu einem Museum. Die Haupt- und Nationalkirche Sofias und zugleich die älteste der Stadt ist die St.-Sofia-Kirche, die auf dem höchsten Punkt der Stadt sich erhebt und ihr den Namen gab. Sie ist ein mittelalterlicher Backsteinbau, besitzt gewaltige Mauern, ist dreischiffig und hat nicht nur allen Völkeranstürmen, sondern auch allen elementaren Prüfungen, Erdbeben usw., siegreich widerstanden.

Vor dem Palast des Königs entwickelte sich besonders lebhaftes Treiben. Auf dem Platze, der mit einem eigenartigen Pflaster versehen ist, das einem Plattenbelag in Vorhallen großer Gebäude ähnelt, steht eine erwartungsvolle Menge. Plötzlich ertönt Musik, und gleich darauf dringen die Klänge des Schumi-Maritza-Liedes, der bulgarischen Nationalhymne, an unser Ohr. Ein von Tausenden begleiteter eigenartiger Zug naht sich, es sind bulgarische Studenten, die seit einigen Tagen in der Hauptstadt versammelt sind, um sich zu ihren Truppenteilen zu begeben, und die dem König eine Huldigung darzubringen wünschen. Sie tragen eine eigentümliche, kleidsame schwarze Tracht mit weißen Handschuhen und breiten Hüten, an der Spitze marschiert eine Militärkapelle. Es sind durchweg tadellos aussehende schlanke und kraftvolle Gestalten, denen das Feuer der Begeisterung aus den Augen leuchtet. . . . Das Singen pflanzt sich von den Reihen der Studenten bis in die Gruppen der Zuschauer fort, so daß schließlich ein ergreifender Massengesang entsteht. Vor dem Palast des Königs, an dessen Fenster der König, die Königin und die Prinzen erscheinen, machen die Studenten halt, und sie

bringen dem Herrscherpaare jubelnde Huldigungen dar. Mehrere Kriegslieder, alles Trutzlieder gegen Serbien, ertönen zum Schlusse der Kundgebung, worauf die Studenten unter Fahnenschwenken in die Stadt weiterziehen. Ihnen schließen sich Tausende an, die grüne Zweige und Tannenreis in den Händen schwingen, und alle Straßen hallen wieder vom bulgarischen Kriegsgesang. Auf dem Wege begegnet der Zug einer Abteilung der Avant-Garde des Königs, glänzend ausgestatteten Offizieren und Soldaten, die prächtige Tiere reiten. Jubelnde, in der Begeisterung überschäumende Grüße werden getauscht.

Ein besonderer Treffpunkt der Sofioter ist der Stadtgarten, eine frühere öde Sandfläche, die jetzt mit hübschen Bäumen bestanden ist und das bekannte Kasino trägt, in welchem vor einiger Zeit der Mordanschlag auf den Ministerpräsidenten vorgenommen wurde. Jetzt noch kann man in dem Hauptsaale die Spuren des Bombenwurfs erblicken. Licht und Luft lieben die Sofioter sehr; wer es irgendwie sich leisten kann, bewohnt ein Einfamilienhaus, und daher kommt es auch, daß die Ausdehnung Sofias so groß ist wie die einer andern Großstadt mit der dreifachen Bevölkerungszahl. Während zahlreiche Ministerämter mangels eigner Bauwerke in unansehnlichen Gebäuden untergebracht sind, besitzt Sofia ein prächtiges Kriegsministerium und ein elegantes Offizierskasino, das wohl zu den schönsten Gebäuden von Sofia überhaupt zählt, und das in seiner wuchtigen Hervorhebung nicht allein der Stadt ihr Gepräge gibt, sondern geradezu symbolisch die Kraft des Landes darstellt. Es erhebt sich auf dem Platze, auf dem die sogenannte Junkerschule, die Kadettenanstalt, früher stand, in welcher die Kadetten im Jahre 1886 gegen den Prinzen Alexander sich empörten, und die 1896 niedergerissen wurde. Auf dem Platze errichtete dann der Offiziersklub seine Räume. Bemerkenswert ist noch die katholische Kirche in Sofia, die auf dem Platze eines ehemaligen Heidentempels steht, den Konstantin der Große im 8. Jahrhundert zu einer Christenkirche gemacht hatte. Im 16. Jahrhundert ward sie aber wieder Moschee, seit der Errichtung des Bulgarenreiches wurde sie den Christen zurückgegeben. In dieser Kirche finden die Hochämter zur Feier des Geburtstages des Deutschen Kaisers statt.

* * *

An einem Abend war mir Gelegenheit geboten, einer nach mehrfacher Richtung hin hochinteressanten Gesellschaft, die im Kreise der Familie meines Begleiters stattfand, beizuwohnen. Unter anderm waren mehrere Offiziere und Beamte aus Ministerien anwesend,

und selbstverständlich wurde fast nur über Bulgariens Entscheidung gegen Serbien gesprochen. Es war da von Interesse, die Stimmung unter den Offizieren kennen zu lernen. Diese sprechen mit einer höchst angenehm berührenden Herzlichkeit von ihren Truppen, deren Zähigkeit und Entschlossenheit, aber auch stürmische Tatkraft sie nicht genug rühmen können. Die spätere Entwicklung gab ja auch diesen Auffassungen vollkommen recht. Für die Bulgaren bestanden in ihrem Vormarsche keinerlei Schwierigkeiten, alle Hindernisse rissen sie mit stürmischer Gewalt nieder, jede Höhe wurde kurz entschlossen mit dem Bajonett gestürmt, und so kam es daß noch früher, als erwartet worden war, der ganze gewaltige Wall, an dem die Serben monatelang schanzten und bauten, niedergerissen wurde. Ein älterer in der Gesellschaft weilender, mit Orden reich geschmückter Major, der im allgemeinen still und ruhig dem Gespräch zuhörte, geriet bei der Erwähnung des serbischen Feldzuges und seiner Entwicklungsmöglichkeiten in ein Feuer der Begeisterung, das ganz seltsam wirkte. Er meinte, daß Nisch innerhalb weniger Wochen erstürmt sein müsse, wenn der Feldzug gelingen soll, und tatsächlich ist es ja auch so gekommen. Er meinte weiter, der Krieg gegen Serbien könnte nur ein Bewegungskrieg sein, es dürfte hier nie und nimmer zum Stellungskampfe kommen. Der Offizier sprach von dem unbändigen Haß, der in jedem Bulgaren gegen die serbischen Bedrücker lebt, und meinte, daß dieser Kriegsabschnitt vielleicht der furchtbarste des ganzen Weltkrieges werden würde. Bulgarien könne einen langen und ausgedehnten Feldzug nicht ertragen, die Waffenerfolge müßten rasch und entscheidend errungen werden, und unter diesem Gesichtspunkte sei ja auch die Mobilmachung und die Aufstellung des Heeres erfolgt. Was nur irgendwie von jung und alt im Felde zu verwenden war, wurde sofort hierfür zur Verfügung gestellt. In der Organisation all dieser Maßnahmen paßte man sich deutschem Muster an, und die Gründlichkeit, mit der alles geschah, ließ erkennen, wie eifrig und verständnisvoll man alle die umfassenden Vorbereitungen getroffen hatte.

Bemerkenswert war auch die Auffassung über die Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien. Als typisch hierfür kann wiederum ein Ausspruch des bezeichneten Majors gelten, den wir in verschiedenen Abarten, aber im Kern immer gleich, mehrfach hörten. Der Major meinte: „Wir Bulgaren sind weder russen-, noch franzosen-, noch england-freundlich, wir waren und sind auch nicht unbedingt deutsch-freundlich! Wir sind Bulgaren und handeln nach dem, was uns für unser Landeswohl am geeignetsten

erscheint! Wir haben aber erkannt, daß Bulgarien niemals neben dem Vierverbande, der unser Aufstreben ungern sehen würde und alles getan hat, um uns niederzuhalten, sondern allein an der Seite Deutschlands seine großen Ziele verfolgen und erreichen kann, und wir werden, dessen dürfen die Deutschen sicher sein, da nunmehr der Bund auf gemeinsamen Schlachtfeldern zusammengeschmiedet wird, unverbrüchliche Treue halten." Weiter war interessant, manchmal Stimmungen zu begegnen, die mit einer gewissen vorsichtigen Zurückhaltung über die künftigen Absichten Deutschlands gegenüber Bulgarien sprachen. Ja man konnte zuweilen, selbst in intelligenten Kreisen, die ein leises Mißtrauen andeutende Erwartung aussprechen hören, daß es Deutschland doch wohl gut mit Bulgarien meinen werde! Sofort fügte man freilich hinzu, daß eine derartige Auffassung nicht verübelt werden solle, da ja Bulgarien bisher von allen denen, die ihm Freund zu sein versprachen, in hinterlistigster Weise belogen und betrogen wurde. Man kann unter Betrachtung der bulgarischen nationalen Leidensgeschichte wirklich nicht verlangen, daß in Bulgarien, wo doch auch die Erinnerungen an die Russenbefreiung und sonach russen-freundliche Gefühle in den alten Stämmen noch ziemlich tief sitzen, der allgemeine Umschwung zugunsten Deutschlands nun mit einem Schlage erfolge! Das wird sich erst langsam, dann aber bei der Eigenschaft des Bulgaren in sehr gründlicher und bleibender Form erringen lassen. Wie oft konnte man im Lande draußen hören, daß die Bulgaren, wenn ihnen von Deutschland zur Verwirklichung ihrer nationalen Wünsche in selbstloser Treue geholfen, und wenn dadurch erreicht wird, daß ihnen die so notwendige Ruhe als Vorbedingung der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung beschieden würde, sie in der Betätigung ihrer Treue sich von niemanden übertreffen lassen wollen. Die Ereignisse im serbischen Kriege dürften zweifellos diese Gefühle gefestigt und vertieft haben.

* * *

Das bulgarische gesellige Leben wickelt sich zumeist im Kreise der Familie unter Hinzuziehung von Freunden und Bekannten ab. Das Haus eines den mittlern oder obern Ständen angehörenden Bulgaren in der Hauptstadt ist in seiner gesamten Einrichtung auf einen Ton echter und herzlicher Gemütlichkeit abgestimmt. Die Einrichtung der Zimmer ist behaglich, ohne jemals übertrieben zu sein. Luxus kennt man wenig, dagegen herrschen gediegene und solide Einrichtungsgegenstände vor, die freilich zumeist westeuropäischen Ursprungs sind. Die geistigen Interessen stehen in bulgarischen Familien sehr hoch. Es gibt wenige, in denen nicht musi-

ziert wird, und deutsche Klassiker kann man fast überall finden. Auch Malerei und Skulptur ist in bulgarischen Häusern viel vertreten. Freilich kann man sich bei der Eigenart der politischen Entwicklung des Landes nicht darüber wundern, daß in den bulgarischen Familien noch viele russische Andenken vorhanden sind.

In den Gasthäusern und Cafés von Sofia geht es wesentlich ruhiger und gemessener zu als in den gleichen Lokalen anderer Großstädte. Die Auswüchse des Großstadtlebens, die sich in den Paris nachgeahmten Formen namentlich in Bukarest so kraß zeigen, wird man in Sofia vergebens suchen. Es ist eine ernste, ja fast strenge Stadt. Die Leute, die es zu etwas gebracht haben, haben sich wirklich darum arg abrackern müssen, und sie gehen daher nicht darauf aus, ihr Geld zu verschleudern, sondern der Familie zu erhalten. Die Familien, die als reich gelten, wurzeln in ganz ärmlichen Verhältnissen, aus denen ihre Vorfahren sich mühsam, aber mit steigendem Erfolge herausgearbeitet haben. Darum ist auch Maßhalten eine bemerkenswerte Eigenschaft des Bulgaren. Selten, daß es Betrunkene oder in der Trunkenheit begangene Ausschreitungen gibt. Auch kennt man in Bulgarien große Bälle und Gesellschaften fast gar nicht. Man fühlt sich am wohlsten, wenn man Verwandte und Freunde, die der Familie nahestehen, in den engsten häuslichen Kreis bittet. Ebensowenig kann man in Sofia prunkvolle Korsofahrten, Ausritte oder Promenaden sehen, die, wie in Bukarest, von den Damen lediglich zum Zwecke des Zurschautragens ihrer neuesten Toiletten und Hüte benutzt werden. Auch die Kleidung der Herren ist einfach, aber gediegen, Modetorheiten werden hier nicht mitgemacht. Auch Vergnügungen kennt man wenig. Seichte Varietees liebt der Bulgare nicht. Ein in Sofia bestehendes Unternehmen dieser Art war um diese Tage fast völlig leer. Darbietungen fehlten, es wurde nur konzertiert. Dagegen liebt der Bulgare sehr Theater und Schauspiel. Er bevorzugt die Oper und im Schauspiel die Tragödien und dramatischen Werke. Kinos bieten für ihn nur insoweit Interesse, als sie seiner Neugier entgegenkommen. So hat alles in Sofia den Stempel des Ernstes und der Arbeitsamkeit, der gediegenen und damit die Grundlagen des Aufstieges in sich bergenden Einfachheit.

Mit besonderer Genugtuung nahm man bei einer Durchwanderung der Straßen Sofias stets wahr, wie die Häuser neben dem Weiß-Grün-Rot der bulgarischen Fahnen auch die Farben Deutschlands und Österreich-Ungarns tragen. Bei den Aufzügen, die von der eine überraschend stramme Disziplin zeigenden Sofioter Jugend unternommen wurden, wurden immer die Farben der Verbündeten

in Flaggen, Bändern und Gewinden mitgeführt. Deutsche Fahnen und Farben in Sofia! Würde man es selbst nicht sehen, man könnte es kaum glauben! In dieser Stadt, in der noch bis vor kurzem nur die Zarenhymne erklang und nur das russische Banner wehte, in der russische Gesandte, Diplomaten und politische Agenten wie in einem russischen Gouvernement herrschten, hier flattern stolz am hellichten Tage deutsche Fahnen! Und ihre Träger sind die Jungen, die berufen zu sein scheinen, den Eintritt des Landes in einen neuen und glücklichen Abschnitt seiner Geschichte erstreiten und sichern zu helfen. Fürwahr, da fühlt man erst die weltgeschichtliche Bedeutung des großen Ringens!

5. Mit bulgarischen Truppen zur serbischen Grenze

Welch militärischer Sinn selbst in dem einfachsten Soldaten steckt, und in welcher Weise die bulgarischen Offiziere mit Ernst, Interesse und Verständnis in die Geheimnisse der Kriegskunst eingedrungen sind und ihren Aufgaben nachgehen, lehrte jede Gelegenheit eines Zusammentreffens, jede Beobachtung ihrer Betätigung und ihres Verhaltens im Dienste. Mit einem bulgarischen Proviantzug wird es uns ermöglicht, zur serbischen Grenze in die Nähe von der serbischen Stadt Pirot, um die nachher so erbitterte Kämpfe tobten, zu kommen und Zeuge der gewaltigen, großartig organisierten und vortrefflich durchgeführten Aufmarschbewegungen der Bulgaren gegen Serbien zu sein.

Ungefähr 15 Kilometer vor der serbischen Grenze verlassen wir den Zug, um zu einer großen Kolonne überzugehen, die die Lebensmittel- und Materialzufuhr für die rückwärtigen Linien vermittelt. Auf einem Wagen, der mit Matten beladen ist, die tags bequem Sitzgelegenheit abgeben und abends wärmen, werden wir untergebracht. Alle Gefährte sind mit kräftigen Büffeln bespannt, die in der Überwindung selbst der allerschlechtesten und schlammigsten Wegeverhältnisse Vortreffliches leisten. Dabei kann diesen Tieren eine ganz bedeutende Last zugemutet werden, und ihrer Widerstandsfähigkeit sowie ihrer Arbeitskraft verdanken die Bulgaren hauptsächlich, daß der ganze Nachschub sowie die Verpflegung selbst in den unwegsamsten Geländen rechtzeitig ermöglicht wurde.

Auf der Straße marschieren große, unübersehbare Truppenkolonnen, hoch auf Berghängen ziehen sich schlangenartig langsam, aber stetig dünne, endlose Linien vorwärts. Die Soldaten sind alle in bester Stimmung, und immer und immer wieder singen sie, oft-

mals unter Begleitung einfacher Musikinstrumente, ihre Trutzlieder gegen Serbien. Das namentlich von den gegen Mazedonien kämpfenden Bulgaren gesungene Haßlied: „Ssajusnitzi, Rasbolnitzi", zu deutsch: „Verbündete, Räuberbrut" tönt uns hier vielfach entgegen. Meistens wird es zweistimmig gesungen und klingt dann in seiner straffen Melodienführung aus den Tausenden rauher Männerkehlen mit geradezu dämonischer Gewalt. Bei den Marschkolonnen fiel auf, daß die bulgarischen Soldaten nicht die enge geschlossene Marschform, wie sie bei uns üblich ist, sondern den Marsch weit aufschließend mit größerm Zwischenraum nicht nur zwischen dem Vor-, sondern auch dem Nebenmann bevorzugen. Selbst in Feldstellung sah man die bulgarischen Soldaten in dieser Weise gegliedert. Zu bewundern war oft die hervorragende Organisationsgabe, die nicht allein den obern und obersten, sondern auch den einfachsten Unterführern zu eigen ist. Ihre Anordnungen auf dem Marsche wie in den Lagern oder im Felde zeugten von kluger Erfassung militärisch gebotener Notwendigkeiten, rascher und doch wohl überlegter Entscheidung und erfrischendem Weitblick für zweckmäßige Einfügung in die Gesamtheit der vorzunehmenden Aktionen. Die wertvollen soldatischen Eigenschaften der Bulgaren, Genügsamkeit und Widerstandsfähigkeit sowie Intelligenz und Tapferkeit, haben sich überall auf das beste bewährt. Sie zeigen sich bei den Truppen, die seit Wochen in mobilem Zustande sind, in hervorragender Weise. Bei allem, was der Soldat unternimmt, zeichnet ihn eine große Kaltblütigkeit und Ruhe aus. Wenn es aber gilt, ohne jede Rücksicht auf Bedenken, Mühen oder Opfer rasch und entschieden ein Ziel zu erreichen, dann kann der bulgarische Soldat von einer ungestümen Tatkraft sein, wie überhaupt kühnster Angriffsgeist ihn auszeichnet, und eine geradezu hartköpfige Starrheit ihm eigen ist. In den Kämpfen hat es sich ja wiederholt gezeigt, daß die bulgarische Infanterie fast durchweg darauf verzichtete, die feindlichen Stellungen erst durch Artillerie sturmreif machen zu lassen, sondern daß sie sogleich zum Bajonettangriff überging. Diese Angriffsform hat ihnen den Ehrennahmen: „Die Bayern des Balkans" eingetragen. Ein solches stürmisches, freilich auch verlustreiches Vorgehen hatte jedenfalls den Erfolg, daß rechtzeitig und in geordneter Weise die schweren Geschütze in Stellung gebracht werden konnten, ohne vom Feinde behelligt zu werden. Erfrischend wirkt namentlich die unbedingte Siegeszuversicht, die selbst im einfachsten Manne lebt. In dem Charakter des bulgarischen Volkes liegt eine unerschütterliche Gelassenheit begründet. Diese schützt den Soldaten vor Überhebung bei Erfolgen

und vor Niedergeschlagenheit bei Rückschlägen. Wie oft konnte man als seine Auffassung von der Lage nichts weiteres vernehmen als das einfache: „Es ist schon gut! Unsere Aufgabe werden wir erfüllen, wie uns aufgetragen." Mißmut ist ihm nicht bekannt, seine Ruhe ist zumeist nichts anderes als selbstverständliche, zum Teil auch trotzige Entschlossenheit und ehrgeiziges Bestreben, unter allen Umständen das gesteckte Ziel zu erreichen oder eine gestellte Aufgabe zu lösen. Bewundernswert war die Mäßigkeit der Soldaten, die sich in den Lagern stundenlang bei einem eigenartigen Fruchtsaft aufhalten konnten, und die mit den einfachsten Speisen zufrieden waren. Viel genossen wurde ein Gebäck, das nichts anderes als in Asche geröstetes Mehl darstellte. Reis und Hammelfleisch ist auch für die Soldaten das liebste und begehrteste Essen, ebenso wird eine Speise, Pasterna genannt, viel verabreicht. Sie wird von an der Sonne gedörrtem Ochsenfleisch hergestellt. Die Verpflegung war durchweg gut organisiert und die Zuteilung der Portionen reichlich. Strapazen vermag der Bulgare ziemlich viel zu ertragen, stets bleibt er guter Dinge, redet zwar wenig, summt sich aber fast stets Heimatlieder u. dgl. vor und scheint überhaupt recht versonnen und still, mit seinen Gedanken oder mit Erinnerungen an seine Heimat beschäftigt. Immer und immer wieder erfreute die große Marschtüchtigkeit der bulgarischen Infanterie, die selbst nach langen und beschwerlichen Märschen keinerlei Ermüdung zeigte. Vorzüglich sind auch die noch gar nicht lange bestehenden Pioniertruppen, die vielfach aus türkischen Bulgaren zusammengestellt sind. Diese Hilfskräfte zeichneten sich durch eine außergewöhnliche Arbeitsamkeit aus. Das von den Pionieren mitgeführte Material hatte, was sowohl Holz-, Eisen- und Stahlwerk anbetraf, das vortrefflichste Aussehen. Haltung, Schulung, Arbeitsweise und die ganze Organisation dieser Truppen ließen erkennen, wie vorzüglich vorbereitet Bulgarien in den schweren Kampf gegen Serbien ging. Die Uniformen der regulären Truppen sind von bestem wasserdichtem Stoffe, der allen Witterungseinflüssen trotzt und in der Bearbeitung viele Ähnlichkeit mit dem besten Tiroler Loden zeigt. Die türkischen Soldaten tragen ihre bereits erwähnten Lammfelljacken, die ihnen, wenn die Fellseite nach außen geschlagen ist, das Aussehen von in dichten Pelz gehüllten Automobilisten verleihen. Dieser Anblick wirkte um so eigenartiger, da gerade in jenen Tagen die Sonne heiß vom Himmel brannte.

Überaus fesselnd war jedesmal, von den Soldaten zu vernehmen, wie sie Urgrund und Ziel des Krieges sich vorstellen. Bei solchen Gesprächen hat man die beste Gelegenheit,

den geradezu unbändigen Patriotismus des Bulgaren bekundet zu sehen. Mit Verachtung spricht der Bulgare von Söldnerheeren, die nicht aus Interesse für ihr Land an Kämpfen sich beteiligen, und eine ebensolche Verachtung bezeigt er gegenüber den Ländern, die sich solcher Heere bedienen, oder die einen Krieg um des Geldes willen führen. Es war interessant, wiederholt zu hören, wie gerade nach dieser Richtung hin das Urteil über England vollkommen einheitlich war. Der Bulgare kämpft nur seines Vaterlandes wegen. Seitdem die Serben die Bulgaren nach dem Balkankriege um den Preis ihres Sieges gebracht und die Ehre des Landes sowie heimatlichen Boden angetastet haben, erblickt jeder Bulgare in einem Serben seinen persönlichen Feind und handelt darnach. Selbst ganz einfache Leute sprachen mit Zähneknirschen immer und immer wieder von dem damaligen Verrat der Serben gegen die Bulgaren, und die Erinnerung an das anmaßende, ein ganzes Volk in seinem Innersten aufwühlende Wort des serbischen Bevollmächtigten Spalaikowitsch bei den Bukarester Friedensverhandlungen wird aus keinem bulgarischen Herzen gelöscht werden können. Spalaikowitsch sagte damals, Bulgarien müßten „alle Zähne ausgerissen werden, daß es nie wieder beißen könne". Darum auch das Lied: „Bundesgenossen, Räuberbrut, hinterlistig, ohne Scham!" Unverkennbar war die Freude der Soldaten, den verbündeten Kaisermächten zeigen zu können, welcher Leistungen sie fähig sind. Nächst der Vaterlandsliebe ist ein unzerreißbares Band, das alle miteinander verknüpft, die große Liebe des Bulgaren für seinen heimatlichen Boden. Es ist ein kriegerisches Bauernvolk, das um Haus und Herd kämpft, wobei im Grunde jeder einzelne für sich selbst da draußen kämpft, und das entschlossen ist, eher unterzugehen, als fremde Horden sengend, brennend und verwüstend über seine Äcker und Dörfer ziehen zu lassen. Dabei ist der Bulgare auch fromm und von unbedingtem Gottvertrauen beseelt. Zu allem kommt noch seine ernste, mitunter geradezu streng anmutende Auffassung vom Leben und Lebenszweck, so daß alle Vorbedingungen für die Einheitlichkeit des Geistes und der Gesinnung und damit auch für den Erfolg gegeben sind.

Aus ganz ausgezeichneten Kräften setzt sich das bulgarische Offizierkorps zusammen. Es sind durchweg Angehörige der intelligenten Stände, die eine überaus große Rührigkeit und namentlich eine vorbildliche Pflichttreue entwickeln. Bewundernswert ist ihre Anpassungsfähigkeit an die untergebenen Truppen, die sie zwar streng und entschieden, aber auch wieder mit verständnisvoller Milde und mit Betonung des alle verbindenden Gemeinsamkeitsgefühls

behandeln. Unbedingte Pflichttreue ist ihr erstes Losungswort! In der Erfüllung ihrer Aufgaben sind sie peinlich genau und von einer geradezu entsagenden Selbstlosigkeit. Im Dienste gibt der Offizier sein Äußerstes her, auch ihn beseelt eine tiefwurzelnde Vaterlandsliebe.

* * *

An großen Zeltstädten vorbei führt der Weg über schwach besiedelte Dörfer, Wälder und lange baumlose Strecken bis zu einem großen Militärlager, in dem mehrere tausend Soldaten in voller Reservebereitschaft liegen und nur des Winkes gewärtig sind, den Vormarsch zu vollziehen. So weit das Auge blicken kann, sieht man Truppen-, Material- und Verpflegungskolonnen, Munitionswagen, Sanitätsfeldwagen und Mannschaften in fein säuberlicher Aufstellung und gerade abgezirkelten Linien aufgestellt. Lichter werden in den Lagern nicht gebrannt. Die Truppen, die hier versammelt sind, setzen sich im wesentlichen zusammen aus Thraziern, Köstendiliern, auch Mazedoniern, alle Gebirgsstämme sind vertreten und selbst das hauptstädtische Gebiet stellt starke Kräfte. Alles vollzieht sich in Ruhe und Ernst, dabei mit einer vortrefflichen Exaktheit. Hier müssen wir haltmachen, da das eigentliche Aufmarschgebiet beginnt. Auf einem mit zwei Soldaten besetzten Bauernfuhrwerke kehren wir zurück, um, da inzwischen schon die Dunkelheit eingebrochen ist, in einem der nächsten Dörfer ein Unterkommen zu suchen..

Ein wunderbarer, in tausend und aber tausend Lichtern funkelnder Sternenhimmel von überwältigender Schönheit breitete sich über die Fluren, die Nacht war so klar, daß man nicht allein guten Ausblick hatte, sondern sogar an Hand einer peinlich genauen Karte alle Wege und Straßen, die man passierte, verfolgen konnte. Hie und da wurde die Ehrfurcht gebietende Stille unterbrochen durch schweigend einher marschierende Abteilungen Soldaten, deren regelmäßige Tritte den Boden erzittern machten, sodann durch Kolonnen von Fahrzeugen aller Art, Automobile mit Offizieren, namentlich durch Materialtransporte, die zur Front gebracht wurden. Geradezu geisterhaft nahm es sich aus, wenn hinter einem Hang oder Bergvorsprung oder auf entfernt liegenden Zufahrtsstraßen Truppenabteilungen oder zahllose, gemächlich näher kommende Büffelgespanne erschienen. Beim Dunkel der Nacht meinte man oft, Schattenbilder, Silhouetten aufziehen zu sehen, alles nahm einen größern Umriß an, und da die Mannschaften kaum ein Wort sprachen, so hinterließ das Ganze unter Betrachtung der Zeit, in der man sich befand, und der Ereignisse, die hier vorbereitet wurden, einen eigenartigen unvergeßlichen Eindruck. Man konnte ungefähr ahnen, welche unheilvolle Wolke sich

nun über dem Haupte der serbischen Verbrecher ballte, die denn auch wenige Tage später die Eisenfäuste eines gegen entehrendes Joch und schmachvollen Verrat sich aufbäumenden selbstbewußten Volkes fühlen mußten. In leichtem Trab zieht dann in musterhafter Fahrform Artillerie vorüber, die wir jetzt zum ersten Male hier erblicken. Sie führen verhängte Geschütze leichtern und mittlern Kalibers bei sich. Die Kanoniere sitzen, ihre Pfeifen rauchend, gemütlich auf dem Begleitwagen, gesprochen wird auch hier fast gar nichts. Alles wickelt sich mit einer fast unheimlich wirkenden Ruhe ab.

6. Unter bulgarischen Landleuten

So geht es lange, lange vorwärts, an Fluren, Feldern und Wäldern vorbei, über Höhen, Bergzüge und Flüsse hinweg. Endlich kommen wir in einem kleinen bulgarischen Dorfe an. Es macht einen recht ärmlichen Eindruck. Die vom Monde in fahles Licht getauchten Wohnstätten bestehen zumeist aus rohem Lehmwerk, das von einem Dache aus Stroh bedeckt wird, auf dem schwere graue Steine liegen. Nirgends ist hier jemand zu erblicken, kein Licht verrät menschliche Wohnungen. Und doch weiß unser Führer uns zu einer Stätte zu bringen, wo wir den Verhältnissen entsprechend ganz annehmbar aufgehoben sind. Es ist ein bulgarisches Gasthaus, Chan genannt, das von außen völlig dunkel ist und nur auf der Rückseite durch einen großen, im ganzen Innern mit einer breiten Holzgalerie umgebenen Hof zu erreichen ist. Auf ein Klopfzeichen wird uns geöffnet. Wir überschreiten den weiten Vorhof und treten durch eine niedere Türe in einen noch einige Treppen unter dem Boden liegenden Raum, aus dem uns eine undurchdringliche Rauchwolke entgegenquillt. Es dauert lange, bis man den anfänglich atembeklemmenden Rauch etwas überwunden hat und in der Lage ist, die hier versammelten Besucher zu erkennen. In der Hauptsache handelt es sich um ältere Bauersleute, die Lebensmittel und dergleichen bis hierher gebracht haben und wieder in ihre zum Teil weit entfernt gelegenen Heimatdörfer zurückkehren wollen. Natürlich ist die Überraschung über den noch so späten nächtlichen Besuch groß; als aber die Leute erfahren, woher wir kommen, wird eine gemeinschaftliche Tischrunde hergestellt, und mein bulgarischer Begleiter, der sich mir fortdauernd zur Verfügung stellte, kann den Leuten, aus deren Augen Neugierde und Freude blitzen, nicht genug erzählen. Die Speisen, die es hier gab, bestanden wiederum aus dem allgemein beliebten Pillav, Hammelfleisch in überreichlichem Fett mit Reis. Vorher gab es eine saure

und stark gepfefferte Geflügelsuppe, die gar nicht übel schmeckte. Ein trockener, aber schmackhafter Käse bildete den Schluß der einfachen Mahlzeit, zu der ein ganz gutes helles Bier aus Schumla gereicht wurde. Wir schlafen und wachen abwechselnd, und daß auch das inmitten einer rauchenden, qualmenden, derb und laut schwatzenden Männergesellschaft nicht so einfach ist, wird man wohl verstehen. Ein ganz prachtvoller, auf türkische Art bereiteter Kaffee, der hier selbst in dem ärmlichsten Dorfe zu finden ist und überall köstlich bereitet wird, erquickte uns am Morgen, dazu gab es einen kräftigen Mastiga-Branntwein, und dann wird die Fahrt zu Wagen fortgesetzt.

* * *

Wir kommen jetzt in ein friedsam da liegendes Gelände, das in Anbetracht der der bulgarischen Landwirtschaft zur Verfügung stehenden technischen Hilfsmittel als vortrefflich bewirtschaftet gelten muß.

Die Landverteilung ist in Bulgarien zum Glücke des Landes von derjenigen in Rumänien völlig verschieden. Wie im Grunde Bulgarien ein aus Dörfern bestehender Staat ist, so bilden die Bewohner ein Volk von bodenständigen Bauern. In der glühenden Liebe und Anhänglichkeit zur Scholle findet ihre unermüdliche Arbeitsamkeit und ihr nie sich Rast und Ruhe gebender Fleiß seine tiefste und verständlichste Begründung. Nur knapp 19 Prozent der gesamten Bevölkerung wohnen in den Städten, und fast 80 Prozent leben allein vom Ackerbau. Der Großgrundbesitz ist hier nur in ganz wenigen Fällen vertreten. Es wird schon von Staats wegen darauf gehalten, daß jeder Bauer ein bestimmtes Ackerland zu seiner Bearbeitung und seiner Ernährung zur Verfügung hat. Von 4½ Millionen Hektar im Privatbesitz befindlichen Ackerlandes gehören nicht weniger als 4 Millionen 350 000 Hektar den Kleinbauern. Daraus erklären sich auch die Seßhaftigkeit des bulgarischen Bauernvolkes, seine Rassenfestigkeit und die Eifersucht, das mit seinem Schweiße bearbeitete Land im engern wie im weitern Sinne gegen alle Bedrohungen selbst mit seinem Blute zu schützen. Während in Rumänien die Frauen fast gar nicht an der landwirtschaftlichen Arbeit teilnehmen, sind sie in Bulgarien in ganz hervorragendem Maße daran beteiligt. Wenn jetzt dieses Volk von Bauern unbekümmert um häusliche Sorgen in den Krieg ziehen konnte, so verdankte es das der fleißigen Mithilfe der Frauen im Wirtschaftswesen, die vom Manne alle Arbeit übernommen und vor allen Dingen für die Bergung des Restbestandes der Ernte Sorge getragen haben.

* * *

Ein bulgarisches Dorf bietet nicht immer einen anziehenden Anblick. In den meisten Fällen tragen die bulgarischen dörflichen Ansiedlungen den Stempel weniger der Armut als vielmehr der Bedürfnislosigkeit. Die Häuschen sind ein- oder zweistöckig, viefach mit Stroh, in größern Ortschaften mit roten Ziegeln bedeckt, im wesentlichen aber durchaus reinlich und sauber gehalten. In den gebirgigen Gegenden sind die Dörfer malerisch gelegen, oft an Hänge und Hügel angeschmiegt. Die Straßen sind ebenfalls rein gehalten und fast durchweg mit Wasserabfluß versehen. Außer ein paar Kindern und alten Frauen, die Wasser einholen, regt sich nichts in einem solchen Dorf. Merkwürdig sind überall die Friedhöfe, die durchweg von Zypressen umrahmt sind. Ungeschickt bearbeitete Steine liegen über den Gräbern. Auf den Türkenfriedhöfen stehen schmale, spitz zulaufende Grabsteine, die, sofern der Verstorbene ein Mann war, mit einem eingemeißelten Turban, oder, wenn eine Frau im Grabe liegt, mit einer Feder oder einer Blume geschmückt sind.

* * *

In einem blitzsauber aussehenden Bauernwirtshause machen wir Rast. Eine Überraschung bietet sich hier beim Eintritt schon dadurch, daß an der Wand, neben einem deutschen Fabrikschild, auf dem landwirtschaftliche Maschinen in Farbendruck abgebildet sind, ein Bildnis Hindenburgs, aus einer Zeitung entnommen, abgegriffen, aber mit einem Papierrahmen versehen und anscheinend sorgsam gehütet, aufgehängt ist. Noch bevor wir die uns bescheiden entgegentretenden Leute, eine Frau in den mittlern Jahren und einen ältern Mann, der echt bulgarische Kleidung und eine runde, turbanähnliche Pelzmütze trägt, begrüßen können, deuten wir auf dieses Bild. Der Mann lacht verständnisinnig und sagt mit einer Bewegung auf das Bild hin: „Dieser hält uns die Russen vom Leibe!"

Das ist überhaupt die allgemeine Auffassung im bulgarischen Volke, daß Hindenburg es zu danken ist, daß Bulgarien vom Russenjoche frei wurde. Auf ihn wird daher naturgemäß auch die feste Hoffnung gesetzt, daß er weiter dafür sorgt, daß die Russen die Bulgaren für ihre Entscheidung nicht bestrafen können. Denn eine gewisse Russenangst ist immer noch in den breiten Massen des Volkes zu beobachten.

Wir werden auf das freundlichste aufgenommen und auf das beste bewirtet. Wir erhalten hier eine besonders gerühmte bulgarische Nationalspeise, das sogenannte „Giwetsch", eine Mischung von allerlei Gemüsen, Schotenfrüchten und Kräutern, alles stark gepfeffert,

ferner unglaublich viel Früchte, namentlich Mandeln, Wallnüsse, Granatäpfel und süße Melonen. Zu den Fleischspeisen wird sehr viel Zwiebel und Knoblauch zur Verfügung gestellt, ebenso spanischer Pfeffer, wie die früher erwähnten, ungemein scharfen roten Schoten genannt werden, die ein deutscher Gaumen überhaupt nicht verträgt, während sie von den Bulgaren in großer Zahl mit sichtlichem Behagen verzehrt werden. Fast im Überflusse vorhanden sind hier die viel Zuckergehalt besitzenden Melonen, die sogar, um sie nicht verderben zu lassen, zur Viehfütterung verwendet werden. Hier gab es auch einen leichten, aber recht bekömmlichen bulgarischen Landwein. Viel getrunken wird hier wie in ganz Bulgarien Joghurtmilch, die selbst auf Bahnhöfen und an den Zügen bereitgehalten und zum beliebtesten Volksnahrungsmittel gerechnet wird. Auch in der Türkei wird diese saure Milch sehr geschätzt.

In dem Hause, in dem wir uns befinden, fehlt es nicht an Zeichen der Wohlhabenheit. Die Leute treiben Ackerbau und in besonders hohem Maße Gartenzucht, in der ja bekanntlich der Bulgare Ausgezeichnetes leistet. Als wir aus unserer Befriedigung über das Aussehen der Wirtschaft und des Ackerlandes sowie der weit sich hinziehenden Gärten keinen Hehl machen, erklärt der Mann ganz stolz, daß allein Arbeit und Sparsamkeit, die allen Familienangehörigen von Jugend gelehrt würden, das zuwege gebracht hätten. Einen besonders gewinnenden Eindruck erhält man von den Kindern, die beim Eintritt in das Zimmer sofort auf die Eltern zugehen und sie küssen. Gegen Fremde sind sie zutraulich, ohne jemand lästig zu fallen. Die innige Familiengemeinschaft, die zwischen Eltern und Kindern herrscht, haben wir hier wie an manchen andern Stellen in Bulgarien in oft rührender Form sich äußern sehen. Wenn die Kinder zu Tische treten, sprechen sie ein kurzes Gebet. Auch hier erhalten wir ausgezeichneten Kaffee und Tabak, letzterer genießt in Bulgarien mit Recht einen besonders guten Ruf. Als wir das Verzehrte bezahlen wollen, sind die Leute fast beleidigt, und wir können nur dadurch ein Entgelt bieten, daß wir den Betrag auf anderm Wege den Leuten für einen guten Zweck zur Verfügung stellen lassen.

Wir haben jetzt nur noch kurze Zeit zu fahren, um zu einer Bahnstation zu gelangen, von der aus wir, da wiederum ein Tag sich seinem Ende neigt, noch zeitig nach der Hauptstadt kommen können.

Wieder ist es schon nahe an Mitternacht, als wir in der Hauptstadt ankommen. Am Bahnhofe stehen große Abteilungen neuer, zu den Fahnen geeilter Mannschaften, die abtransportiert werden sollen. Bei der Fahrt durch die Straßen beobachtete man tiefste Ruhe.

Nur das langgestreckte, in gelbem Sandstein erbaute Kriegsministerium ist in seinen obersten Räumen, in denen sich die Gemächer des Generalstabes und des Generalstabschefs befinden, hell erleuchtet. Schweigend patrouillieren festen Schrittes die Posten vor dem Eingange. Oben aber werden große und gigantische, in ihrer Kühnheit überraschende Pläne ausgedacht, die dem Bulgarenvolk Erlösung aus langer Bedrückung, Glück, Aufstieg, friedvolle Entwicklung und Erfüllung alter nationaler Wünsche sichern sollen. Hier arbeitet das Hirn der bulgarischen Armee . . . .

7. Die bulgarische Volkswirtschaft

a) Die Landwirtschaft

Die hauptsächlichste Erwerbsquelle des Agrarstaates Bulgarien bildet naturgemäß die Landwirtschaft. Über 800 000 landwirtschaftliche Einzelbetriebe verteilen sich auf die gesamte Wirtschaftsfläche von etwa 4½ Millionen Hektar. Mais und Weizen herrschen über allen andern Fruchtarten vor. Am meisten wird Weizen gebaut, und zwar auf einer Fläche von 1 150 000 Hektar, während Mais auf ungefähr 620 000 Hektar entfällt. An Weizen werden im Jahre durchschnittlich 10 Millionen Doppelzentner, an Mais 5 Millionen Doppelzentner geerntet. Im Verhältnis zu diesen Fruchtarten werden in geringerer Weise Hafer, Gerste und Roggen, welche durchschnittlich auf etwa 200 000 Hektar entfallen, bestellt. Der Kartoffelbau ist hier fast gar nicht bekannt. Obst gedeiht viel, jedoch nur in wenigen Sorten. Sehr stark wird der Gemüsebau betrieben. Fast 8000 Hektar des Landes sind mit Rosenfeldern bestellt. Die Besitzverteilung ist, wie bereits erwähnt, recht günstig, fast ein Viertel des gesamten Bodens gehört den Gemeinden und nur knapp 8 Prozent dem Staat. Der kleinbäuerliche Betrieb überwiegt durchaus. Die Statistik erweist, daß mit jedem Jahre noch mehr Land in Privatbesitz übergeht. Die Bevölkerung, die etwa 5 Millionen beträgt, weist ungefähr 2½ Millionen Erwerbstätige auf, davon gehören fast 2 Millionen allein der Landwirtschaft und nur etwa 160 000 der Industrie an. Eigentliche Fabrikarbeiter zählt Bulgarien nur knapp 15 000. Besondere Sorgfalt wird der Viehhaltung zugewandt, die sehr beträchtlich ist. Nach der Viehzählung vom 31. Dezember 1910 wurden an Haustieren gezählt 480 000 Pferde, 120 000 Esel, 1 700 000 Stück Großrindvieh, 415 000 Büffel, 9 Millionen Schafe, 1½ Millionen Ziegen, 530 000 Schweine und etwa 9 Millionen Stück Geflügel.

Die Pferde sind äußerlich unansehnlich und auch dem deutschen Material nicht gleichwertig. Milchwirtschaft wird nur wenig gepflegt, Butter kennt man fast gar nicht. In großem Umfange wird dagegen Käse hergestellt, der auch in erheblichen Mengen nach der Türkei ausgeführt wird. Die Landbevölkerung bevorzugt namentlich den Schafkäse.

Die Landwirtschaft Bulgariens ist bei intensiver Bewirtschaftung noch bedeutender Ausbeute fähig. Wenn man ferner erwägt, daß Deutschland aus Rußland Hunderte Millionen Eier bezog, und daß in den russischen Kriegsgebieten der beträchtliche Geflügelbestand auf das äußerste geschwächt, ja zum Teil vollkommen vernichtet ist, dann ergibt sich allein hieraus, welche neuen und glänzenden Erwerbsquellen den bulgarischen Bauern sich erschließen.

b) Die Industrie

Die bulgarische Industrie befindet sich noch im Anfangsstadium, weist freilich schon recht kräftige Ansätze auf. Früher gründete sich der Reichtum des bulgarischen Volkes auf seinen Handwerksbetrieb. Das ist anders geworden, seitdem namentlich von Österreich her das Land mit billiger Fabrikware überschwemmt wurde. Heute ist das Handwerk nur noch in wenigen Zweigen, und zwar überwiegend solchen kunstgewerblicher Natur vertreten. Bei dem wirtschaftlichen Aufbau des Landes überwiegt in der bulgarischen Industrie natürlich diejenige der Lebens- und Nahrungsmittelindustrie. Fabriken solcher Art, die im Jahre 1880 noch kaum 10 an Zahl betragen haben, bestehen heute annähernd 150, darunter über 100 Mühlen, etwa 20 Brauereien und eine sehr bedeutende Zuckerfabrik in Sofia, die in arbeitsreichen Zeiten allein 1500 Arbeiter beschäftigt. Die übrigen industriellen Unternehmungen verteilen sich auf die Textil-, Leder- und Holzindustrie, ferner in geringerm Umfang auf den Bergbau, die Eisen- und Kohlenindustrie. Neben 8 staatlichen gibt es annähernd 400 staatlich unterstützte industrielle Unternehmungen.

Der Industrie-Förderung dienten ausgezeichnete, in den Jahren 1894, 1905 und 1909 erlassene Gesetze, die man als die Grundlagen des Aufblühens der bulgarischen Industrie bezeichnen kann, und die einen überraschenden Weitblick für die Bedürfnisse dieser Art erkennen lassen. Der selbständigen Betätigung des Gewerbefleißes leisten diese Gesetze, die sich im wesentlichen an die ungarische und rumänische Industriepolitik anschließen, überaus wertvolle Dienste. Bestimmten Zweigen werden Zollerleichterungen, namentlich zollfreie Einfuhr von Maschinen, Steuernachlässe, Frachtermäßigungen auf den Bahnen

usw. zugesichert, außerdem genießen solche Unternehmungen bei staatlichen und gemeindlichen Lieferungen durchaus den Vorzug.

Ein besonders wichtiger Erwerbszweig und Ausfuhrartikel ist das bulgarische Rosenöl, das in den ungeheuren Rosenfeldern von Kasanlik gewonnen und in großen Fabriken bei Philippopel und Stara-Zagora verarbeitet wird. Bei unserer Rückfahrt über diese Gebiete sah man meilenweite Rosenfelder mit Millionen und aber Millionen Blüten. Alle Bewohner tragen hier im Knopfloch oder im Haar Rosen, alle Häuser und Wohnungen sind damit geschmückt. Es dürfte von Interesse sein, zu erfahren, daß nicht weniger als 2500 Kilogramm Rosenblüten erforderlich sind, um ein einziges Kilogramm Rosenöl zu erhalten.

Der bulgarische Staat besitzt in Küstendil ferner ein mustergültig eingerichtetes Kohlenbergwerk. Dieses und die bereits erwähnte Zuckerfabrik in Sofia stellen wohl die einzigen bulgarischen Großbetriebe dar. Es beschäftigt durchschnittlich 13—1400 Arbeiter und fördert jährlich für 2½ Millionen Lewa (à 81 Pf.) Kohlen zutage. Ein großes Betätigungsfeld für die bulgarische Industrie wird nach dem Urteile bulgarischer Volkswirtschaftler der Konservenindustrie zugesprochen, die gefördert werden soll, um den gewaltigen Überschuß der Obst- und Gemüseerzeugung nutzbar zu machen. Die Maschinenindustrie ist nur gering entwickelt, da es vor allen Dingen an den nötigen Rohstoffen fehlt. In großem Umfange bezieht Bulgarien landwirtschaftliche Maschinen aus Deutschland.

c) Die bulgarischen Eisenbahnen

Das bulgarische Eisenbahnnetz umfaßt heute über 2000 Kilometer und gehört vollständig dem Staate. Als Bulgarien im Jahre 1878 sich selbständig machte, lag das Eisenbahnwesen sehr darnieder. Ganz Bulgarien hatte damals nur 2 Linien zur Verfügung, und zwar die 1867 von einer englischen Gesellschaft gebaute Strecke von Rustschuk nach Varna, also von der Donau zum Schwarzen Meer, die im Jahre 1888 vom Bulgarenstaat übernommen wurde, ferner eine von einer französischen Gesellschaft finanzierte Strecke über Tirnowo—Seimen. In den letzten Jahren hat Bulgarien wichtige und vortrefflich gebaute Eisenbahnlinien hergestellt, zum Teil freilich noch eingleisig. Für den weitern Ausbau wurden große Summen aufgewandt, allerdings bleibt noch viel zu tun übrig. In welchem Maße Bulgarien gerade dem Ausbau der Eisenbahnen sein Augenmerk zuwandte, geht allein daraus hervor, daß 1890 erst 490 Kilometer, 1900 bereits 1150 und jetzt über 2000 Kilometer Eisenbahnstrecken zur Verfügung stehen.

Der Wagenbestand ist jedoch noch mäßig, mit seiner notwendigen Vermehrung wird das Verkehrsleben, namentlich die Güterbeförderung, eine wertvolle Unterstützung erhalten.

d) Der bulgarische Außenhandel

Der Außenhandel Bulgariens zeigt eine gerade in Betrachtung der jetzigen Zeitlage bemerkenswerte Entwicklung. Die letzte Statistik, die hierüber vorliegt, bezieht sich auf das Jahr 1911. Die meiste Einfuhr hatte damals Österreich-Ungarn mit 48 Millionen Lewa, hierauf folgte Deutschland mit 40 Millionen Lewa, darauf England mit 30 Millionen und dann Frankreich mit 25 Millionen. Der Gesamthandel in Einfuhr und Ausfuhr stellte sich 1911 auf 384 Millionen Lewa, davon entfielen auf Deutschland 63 Millionen, Österreich-Ungarn 59 Millionen, die Türkei 45 Millionen, also insgesamt auf die heute Bulgarien befreundeten Mächte 157 Millionen Lewa. Dieser Summe standen nur 110 Millionen gegenüber, die auf die Vierverbandsmächte entfielen, und zwar auf England 54 Millionen, Frankreich 36 Millionen, Italien 13 Millionen und Rußland 7 Millionen. Schon daraus ergibt sich, daß Bulgariens Wirtschaft in Zukunft geradezu auf einem starken Deutschland und Österreich-Ungarn und einer ungeschwächten Türkei beruht. Noch deutlicher wird dies, wenn man vernimmt, daß sich allein Bulgariens Ausfuhr nach den Ländern der Mittelmächte und der Türkei im Jahre 1911 auf 117 Millionen, nach den Vierverbandsländern dagegen nur auf 35 Millionen belief. Die Gegenüberstellung dieser Zahlen dürfte zur Genüge erweisen, auf welcher Seite Bulgariens wirtschaftliche Vorteile liegen.

* * *

Wenn die gesunden Kräfte des Landes nach dem Kriege von deutschem Kapital und Unternehmergeist unter Vermeidung der schlimmen Auswüchse einer Gründerära und unter verständnisvoller Anpassung an die Bedürfnisse der bulgarischen Bevölkerung ausgenutzt werden, dann darf man füglich für beide Teile hohen Gewinn, der nicht allein auf das Finanzielle sich erstreckt, erwarten.

Rußland Serbiens Totengräber

Spiridion Gopcevic (Berlin)

Wenn Serbien[1]) heute seine Unabhängigkeit verlieren sollte — wie es den Anschein hat —, so kann es sich dafür bei Rußland bedanken, welches zum zweitenmal binnen einem Jahrhundert zum Totengräber Serbiens wurde. Denn Serbien verdankt seinen gegenwärtigen Untergang der verblendeten Politik der radikalen Partei, welche seit einem Vierteljahrhundert die blinde Kostgängerin Rußlands war und das Volk künstlich gegen die benachbarte Donaumonarchie aufzustacheln wußte, uneingedenk der Lehren der Geschichte. Diese zeigt uns nämlich, daß Serbien in den 80er Jahren sich am besten befand, als die Politik der Fortschrittspartei mit der Russenschwärmerei gebrochen hatte und aufrichtige Freundschaft mit Österreich eingegangen war, während Rußland immer nur der böse Dämon Serbiens genannt werden kann, der es nach Erfordernis rücksichtslos ausbeutete und opferte, wie es eben in die jeweilige russische Politik paßte. Die Geschichte lehrt uns, daß Serbien schon 1813 die aus eigner Kraft ohne fremde Beihilfe errungene Freiheit und Selbständigkeit wieder einbüßte, weil Rußland es erst im Bukarester Frieden geopfert und ihm dann obendrein verboten hatte, sich gegen die Türken zu wehren! Ebenso hatte es beim Frieden von San Stefano Serbien geopfert. 1913 war es gleichfalls schon dazu bereit, und 1915 verhinderte es, unterstützt von England, den Friedensschluß Serbiens mit Österreich und verursachte überdies einen schnellen Zusammenbruch dadurch, daß es Serbien bei der bulgarischen Mobilmachung hinderte, diesen Gegner zu entwaffnen, bevor es zu spät war.

---

[1]) Für die serbischen Eigennamen ist zwar die serbische Rechtschreibung beibehalten, nach welcher gj wie dsch, c stets wie ts, v wie w, s wie ss, z wie sehr weiches s auszusprechen ist, doch mußten die in der Druckerei fehlenden a k z e n t u i e r t e n c durch tsch, s durch (hartes), sch, z durch (wie sehr weiches sch auszusprechendes) sh ersetzt werden.

Im Frühjahr 1804 hatten die Serben sich erhoben; zunächst nicht gegen die Pforte, sondern gegen die „Dahije" genannten vier Janitscharen, welche (selbst aufständisch gegen die Pforte) Serbien unter sich geteilt hatten und es in der fürchterlichsten Weise aussaugten. Anfangs war sogar die Pforte froh darüber, daß die Dahije von den Serben bekämpft und ausgerottet wurden, nur daß dann der Appetit mit dem Essen kam und die Serben, nachdem ihr Land einmal türkenrein war, daran dachten, ihre Freiheit gänzlich zu erkämpfen. Ihr Führer Kara Gjorgje Petrovitsch erkannte aber gleich anfangs, daß es für ein kleines Volk (der aufständische Teil Serbiens — etwa dem Umfang des Fürstentums bis 1877 entsprechend — zählte damals nicht mehr als 350 000 Einwohner) sehr schwer sein würde, ohne fremde Beihilfe die Unabhängigkeit zu bewahren, besonders weil ja Waffen und Schießbedarf mangelten, Serbien auch bezüglich seiner Ernährung auf die Einfuhr aus Österreich angewiesen war. Er suchte deshalb Vereinigung mit Österreich, worüber am 25. Mai von den österreichischen Ministern Fürst Colloredo und Graf Kobenzl an den Kaiser Franz berichtet wurde — leider abweisend! Auf ausdrücklichen Wunsch der Minister ordnete der Kaiser an, daß von diesem Schritt der Serben dem — russischen Hofe Mitteilung gemacht werden solle, „damit Rußland sich an der Loyalität Österreichs ein Beispiel nehme". Über eine solche Naivetät lachten natürlich die gewissen- und bedenkenlosen russischen Staatsmänner, und sie zogen daraus Nutzen. Vorläufig wies der Minister, Fürst Czartoryski, den russischen Botschafter in Wien, Grafen Razumovskij, an, er möge einerseits dem Wiener Hofe zu verstehen geben, daß es unklug war, dem Sultan gegenüber von „aufständischen" Serben zu reden, anderseits aber den Serben dringend raten, sie möchten die Waffen niederlegen und sich als gute türkische Untertanen zeigen. Den Serben fiel natürlich so etwas nicht ein, sie setzten im Gegenteil die Kämpfe fort, erstürmten Smederevo („Semendria"), verjagten alle Türken und schlossen die übrigen in den Festungen Belgrad, Ushiceneb, Schabac ein, die sie aber ohne Artillerie nicht nehmen konnten, weshalb sie neuerlich wiederholt Österreich um Beistand angingen und Einverleibung wünschten. Und weil sie taube Ohren fanden, gaben sie im Februar 1806 ihrer nach Wien gesandten Abordnung auch einen Brief für den Zaren mit, der sich aber nicht in Wien befand, weshalb sie naiv meinten, dann möge man den Brief dem Zaren „gelegentlich" senden; Hauptsache sei ihnen Österreich. Dieses aber wollte von ihnen nichts wissen, und das war Wasser auf die Mühle jener Serben,

die sich von Anfang an von Österreich nichts und von Rußland alles versprochen hatten. Es waren dies namentlich die dem Kara Gjorgje feindlich gesinnten Führer, die jetzt auf eigne Faust mit Rußland in Verbindung traten. So konnte also der Hospodar der Walachei, Fürst Konstantinos Ypsilantis, schon am 3. April 1806 dem russischen Auswärtigen Amte melden, daß sich in Serbien ein Umschwung vorbereite. Man wende sich wieder Rußland zu, von dem es Eindruck gemacht habe, daß es in Dalmatien den Montenegrinern in ihren Kämpfen gegen die Franzosen Beistand leiste. (Siehe meine „Geschichte von Montenegro und Albanien" S. 303—367. Gotha 1914.) Zwar gehe das Gerücht, daß Rußland den Franzosen Kotor („Cattaro") überlassen wolle, doch könne er dies nicht glauben, weil diese dicht an Montenegro liegende Stadt für Rußland viel zu wichtig sei. Er rate dringend, die Serben mit Waffen, Schießbedarf und Geld, namentlich aber Offizieren zu versorgen.

Dazu bemerkte der Minister, man möge Waffen für die Serben bereithalten, ihnen auch Geld senden, aber Offiziere erst dann, wenn man sich mit der Pforte offen überwerfe, denn alles habe sehr geheim zu geschehen, damit niemand etwas davon erfahre. (Und zur selben Zeit hielt das Wiener Kabinett das russische beständig über jeden Schritt in Serbien auf dem laufenden!)

Am 12. August 1806 sandte der russische Agent in Bukarest, Konstantin Rodofinikin, einen Geheimbericht an Baron Budberg, den russischen Minister des Äußern, in dem er sich wunderte, daß Rußland so wenig Wert auf die Serben lege, die doch für Rußland so nützlich sein könnten, weil sie 40 000 Mann unter Waffen hätten, die leicht auf 70 000 vermehrt werden könnten, wenn es für diese Waffen gäbe. Leicht könnte Rußland in der Walachei und Moldau 30 000 Mann bewaffnen, wenn es sich mit Aufständischen abgeben wollte, und dazu 50 000 Mann des Linienheeres, das würde genügen, um die Türkei zu allem zu zwingen und dem französischen Einfluß dort ein Ende zu machen. Man möge auch dem Wiener Hofe begreiflich machen, daß es in seinem Interesse liege, den Serben Waffen und sonstigen Bedarf zu liefern, weil sie sich sonst an Buonaparte wenden könnten, was doch auch für Österreich von Schaden wäre. Man müßte natürlich so reden, daß Österreich jeden Argwohn gegen russische Absichten und Hintergedanken verliere, und ihm vorstellen, daß dann die dankbaren Serben Österreich gegen Türken und Franzosen verteidigen würden.

In weitern Briefen berichtete dann Rodofinikin, was er alles insgeheim für die Serben getan habe, und wie er ihnen stets

begreiflich mache, daß alles Heil nur von Rußland zu erwarten sei. Dies bewog Budberg am 10. Mai 1807 an Kara Gjorgje zu schreiben, daß der russische Oberst, Marquis Paulucci, nach Serbien kommen werde, um nach dem Rechten zu sehen. Aus einem andern Geheimbrief geht hervor, daß dieser Paulucci als Späher abgesandt wurde, der u. a. auch die Franzosen in Dalmatien auszukundschaften hatte.

Aus dem Bericht Pauluccis über seine Sendung, vom 30. Juli 1807, ersieht man, daß die Österreicher Lunte gerochen hatten und ihn zunächst nicht von Zemun („Semlin") nach Belgrad ließen, was ihm erst durch Drohungen gelang. Aber in Serbien selbst empfing man ihn übel, weil man ihn für einen verkappten französischen Agenten hielt, und als es ihm endlich doch gelang, zu Kara Gjorgje zu dringen, wurde er von diesem sehr steif empfangen. Es bedurfte der Verwendung des russischen Generals Issaijew, um alles Mißtrauen zu bannen. Dann erzählt Paulucci, wie er erfuhr, daß Kara Gjorgje bearbeitet werde, Serbien unter österreichischen Schutz zu stellen, und was er selbst dagegen getan und wie er gegen Österreich gehetzt und es in den Augen Kara Gjorgjes herabgesetzt habe. Wie er im Gegensatz dazu Rußland, dessen Loyalität und Biederkeit herausgestrichen habe, was er Kara Gjorgje alles vorflunkerte, in welche Hoffnungen er ihn wiegte, was er alles versprach. Endlich, wie Kara Gjorgje, von all dem Schwefel überwältigt, geschworen habe, er werde sich nunmehr an Rußland anlehnen, worauf der Abschluß eines Vertrags zustande gekommen sei. In diesem hieß es, daß sich Serbien unter russischen Schutz stelle, russische Truppen in die Festungen aufnehmen wolle, deren Befehlshaber Russen wären, dann wurde eine Art Kriegsplan vereinbart und bestimmt, welche Lieferungen Rußland an Serbien zu leisten habe.

Infolgedessen entschloß sich Rußland, den Staatsrat Konstantin Rodofinikin als diplomatischen Agenten nach Belgrad zu senden, wo er der böse Dämon des Landes wurde. Es gelang ihm nämlich, auf den arglosen Kara Gjorgje großen Einfluß zu gewinnen, den er natürlich ausschließlich im russischen und nicht im serbischen Interesse ausbeutete.

Höchst interessant, lehrreich und bezeichnend ist der erste Bericht Rodofinikins vom 12. August 1807 an Budberg, denn er zeigt die Gewissenlosigkeit, Arglist und Verschmitztheit der russischen Diplomaten wie ein Schulbeispiel. Leider verbietet der beschränkte Raum seine Wiedergabe, aber man findet ihn in meinem Buche „Rußland

und Serbien von 1804 bis 1915, nach Urkunden der Geheimarchive von St. Petersburg und Paris und des Wiener Archivs" (München 1916). In seinen weitern Berichten verstärkt sich der Eindruck. Rodofinikin wird nicht müde, Rußland vor Augen zu halten, von welch großer Wichtigkeit sein Einfluß in Serbien sei, und daß es gelte, gegen Österreich zu arbeiten.

Am 3. Oktober klagt Rodofinikin über den russisch-türkischen Waffenstillstand, weil darin nicht festgesetzt wurde, daß die Türken weder im Süden noch im Westen Serbien angreifen dürften, so daß Serbien der türkischen Rache ausgesetzt sei. Da die Serben dies als Verrat ansehen würden, sei seine Stellung in Gefahr, und er werde trachten, wie er mit guter Gelegenheit die Flucht ergreifen könne.

Zur selben Zeit schrieb Fürst Prozorovskij, Oberbefehlshaber des russischen Heeres in der Walachei, an den Zaren, daß er vergebens gesucht habe, mit allen Mitteln die Türken aufzureizen, daß sie den Waffenstillstand brechen oder wenigstens über die Serben herfallen! Er jammert dabei, daß ihm dies nicht gelang, weil die Türken sich vor späterer russischer Rache fürchten, wenn sie jetzt über die Serben herfallen! Im Einklang damit steht ein Brief des Vesirs Mustafá an den Fürsten Prozorovskij, in welchem jener sein Staunen darüber ausdrückt, daß dieser das Gerücht aussprenge, es wären in Vidin kaiserliche Fermans gegen die Serben verlesen worden. Offenbar gehörten diese Aussprengungen auch zum Programm des Fürsten.

Anfang August 1808 paßte es umgekehrt wieder den Russen, daß die Serben Frieden hielten, und deshalb befahl Prozorovskij ganz einfach dem Kara Gjorgje in anmaßendem Tone, er habe den Hajduk Veljko seiner Stellung zu entheben und nur dann auf die Türken loszuschlagen, wenn dies Rußland befehle! Die „Schutzherrschaft" wurde also russischerseits von vornherein so aufgefaßt, daß Serbien ein Vasall war, der einfach auf Befehl Krieg zu führen und Ruhe zu halten hatte. Dabei ist es rührend, in einem andern Bericht Prozorovskijs an den Minister des Äußern zu lesen, wie er unbrauchbare Gewehre den Serben geliefert habe, „für die sie noch gut genug seien"!

In einem weitern Bericht Rodofinikins rät dieser, den Waffenstillstand zu brechen, es aber so anzustellen, daß die andern Mächte „unsere Absichten nicht durchschauen". Zuvor aber hatte Rodofinikin den bereits nahezu vollzogenen Anschluß Serbiens an Österreich verhindert!

In einem Briefe Prozorovskijs an Rodofinikin schreibt er, daß Serbien so entlegen sei, daß eine unmittelbare Einverleibung

in Rußland *nicht* wünschenswert sei, *aber man habe die Serben und überhaupt alle christlichen Balkanvölker in Unterwürfigkeit gegen Rußland zu erhalten*, da dies für die russische Politik sehr wichtig sei. Darum dürften auch die Serben, so sehr sie den Frieden wünschen, *einen solchen ohne Erlaubnis der Russen nicht schließen!* Dadurch werde man die Türken zwingen, mit Rußland Frieden zu schließen, *was ihnen dann gegen Serbien freie Hand geben würde!* (Das war der „Schutzherr“!)

Kara Gjorgje war wirklich so töricht, die türkischen (für Serbien vorteilhaften) Friedensanträge mit dem Hinweis zu verwerfen, daß er nur mit russischer Erlaubnis Frieden schließen dürfe!

Am 24. November 1808 schrieb Prozorovskij an das Ministerium des Äußern, es wäre sehr gut, den Sohn Kara Gjorgjes in Rußland zu erziehen, *damit er ganz vom russischen Geiste durchdrungen werde*, ebenso *Österreich entgegenzuarbeiten* und die angesehensten serbischen Führer, welche österreichfreundlich seien, unter der Vorspiegelung von Ehren nach St. Petersburg zu locken und *dort bis zum Friedensschluß unter Vorwänden festzuhalten!*

Sehr interessant und lehrreich in bezug auf russische Rücksichtslosigkeit und Unverfrorenheit ist ein Bericht Rodofinikins über die wünschenswerte Art der für Serbien zu schaffenden Staatsorganisation mit den Randglossen höherer Stellen. Leider ist das aber so umfangreich, daß ich auf den Wortlaut in meinem S. 228/229 erwähnten Buche verweisen muß.

Im Jahre 1809 hatten die Serben große Gefahr seitens der von allen Seiten in Übermacht anrückenden Türken zu bestehen, doch erwehrten sie sich derselben, besonders als auch die Russen im August die Donau überschritten. Aber bevor dies bekannt wurde, geriet man in Belgrad so in Bestürzung, daß Rodofinikin des Nachts heimlich entfloh und die Serben im Stiche ließ. Kara Gjorgje wendete sich deshalb in seiner Verzweiflung gleichzeitig an Österreich und Frankreich um Hilfe, beiden an Stelle Rußlands die Schutzherrschaft antragend bzw. *Österreich die Einverleibung*.

1810 bekamen die Russen in der Walachei einen neuen Befehlshaber: General Kamenskij, welcher sofort die Serben aufforderte, neuerdings die Waffen gegen die Türken zu ergreifen, um den „russischen Brüdern“ zu helfen. Ein neuer Agent, der Konsul Nedoba, sollte Rodofinikins Arbeit fortsetzen, und er wurde tatsächlich dort zum Totengräber Serbiens.

Wieder stritten die Serben wacker gegen die Türken und ermöglichten es so den Russen, im Jahre 1811 Vorteile zu erringen, die sie so anmaßend machten, daß sie bei den Friedensunterhandlungen in Bukarest nicht weniger verlangten als die Abtretung von Bessarabien, Moldau, Walachei und — Serbien! Als die Türken davon nichts wissen wollten, anderseits aber der Bruch mit Frankreich als drohendes Gespenst am Himmel erschien, sattelte Rußland um und ließ durch seinen außerordentlichen Gesandten, Grafen Schuwalow, dem Kaiser Franz sagen, es teile ganz dessen Ansicht, daß Serbien wieder unter türkische Herrschaft kommen müsse. Und dies zu einer Zeit, da Serbien noch Rußlands Verbündeter war! Als dies keinen Eindruck machte, schrieb Kaiser Alexander dem Kaiser Franz am 11. Februar 1811 einen eigenhändigen Brief, in dem er ihm nicht nur das heutige Rumänien bis zum Seret, sondern auch Serbien anbot! Diesen Brief schrieb der Zar einen Tag nachdem der russische Oberst Balla mit 500 russischen Soldaten die Belgrader Festung besetzt hatte! Das beste dabei ist, daß Balla noch von den Serben feierlich empfangen und als „Retter" gefeiert wurde!

Österreich hatte aber vor Napoleon solche Furcht, daß es nicht einmal für einen so verlockenden Preis wie ganz Rumänien und Serbien das Bündnis mit Frankreich gegen ein solches mit Rußland eingetauscht hätte, und so erfolgte die Ablehnung. Dies bewog nun Rußland, mit den Türken den Bukarester Frieden zu schließen, um das dort kämpfende Heer gegen Frankreich freizubekommen. In diesem Frieden sicherte Rußland sich selbst Bessarabien, wofür es Serbien den Türken auslieferte! Um diese ganze Gemeinheit voll zu begreifen, sei erwähnt, daß 1811 die Pforte selbst sich bereit erklärt hatte, Serbien als tributzahlendes selbständiges Fürstentum unter Kara Gjorgje anzuerkennen, und daß dieser, statt es anzunehmen, erst im russischen Hauptquartier anfragen ließ, was er machen sollte, worauf er die Antwort erhalten hatte, er solle Churschid Pascha antworten, daß Serbien, als Rußlands Verbündeter, nichts allein tun könne, sondern alle diesbezüglichen Anträge an Rußland gestellt werden müßten, das allein darüber zu entscheiden hätte!

Infolge seiner Vereinbarungen mit der Pforte hatte Rußland 1813 Kara Gjorgje aufgetragen, sich zu verstecken und den Türken keinen Widerstand zu leisten. Kara Gjorgje ging auf den Leim, und als er sah, daß er von Rußland nur betrogen worden war, und daß

es sich darum gehandelt hatte, Serbien den Türken zu überantworten, wandte er sich im September 1813 durch seinen Geheimschreiber Lazar Todorovitsch an den Befehlshaber in Slavonien, General Siegenthal, mit der Bitte, die drei Festungen (Belgrad, Schabac, Smederevo) zu besetzen. Das wurde abgelehnt!

Infolgedessen traten am 3. Oktober 1813 10 000 Greise, Weiber und Kinder nach Österreich über. Mit ihnen Kara Gjorgje, der erst in Graz ins Gefängnis gesteckt wurde, aber 1814 nach Chotin in Bessarabien auswandern durfte. Serbien aber wurde wieder von den türkischen Horden überflutet und mißhandelt.

Nachdem Rußland in der geschilderten Weise zum Totengräber der serbischen Unabhängigkeit geworden war, hatte der „ritterliche" Zar Alexander I. jedes Interesse an dem von ihm geopferten Lande verloren. Seine „Ritterlichkeit" zeigte sich schon auf dem Wiener Kongreß, auf welchem der serbische Erzpriester Matija Nenadovitsch erschien, um das Wohlwollen des Kongresses für das von den Türken neuerdings in der grausamsten Weise mißhandelte Land zu erflehen. (U. a. hatte der berüchtigt grausame Sulejman Pascha von Belgrad 300 Serben pfählen lassen!) Während alle Monarchen den Priester empfingen und wenigstens mit Worten ihrer Teilnahme versicherten — Kaiser Franz am meisten —, war der Zar der einzige, der sich weigerte, ihn überhaupt zu empfangen! Rußland sah es deshalb auch gleichgültig mit an, als sich schon am Ostersonntag 1815 die Serben unter Milosch Obrenovitsch neuerdings gegen die Türken erhoben, diese mit eignen Kräften verjagten und neuerdings ihre Freiheit erkämpften. Erst als Rußland selbst 1828 mit der Pforte in Krieg geriet, erinnerte es sich der einstigen verratenen Bundesgenossen. Es ließ Milosch sagen, daß man zwar stark genug sei, mit der Türkei allein fertig zu werden, und daß man aus Rücksicht auf die andern Mächte nicht wünsche, daß Serbien diese Gelegenheit zu einem neuen Kriege gegen die Pforte benütze, daß man es aber gern sehen würde, wenn Serbien eine so zweideutige Haltung einnehme, daß die Türken verhindert würden, die in Bosnien und Altserbien stehenden Truppen gegen die Russen zu verwenden. Von einer Gegenleistung dafür war natürlich nicht die Rede; Rußland befahl einfach, und die Serben hatten zu gehorchen.

Milosch tat, wie ihm befohlen war, und die Russen, deren General Geismar vom Pascha von Vidin geschlagen worden war und in Gefahr lief, über den Prut geworfen zu werden, wurden dadurch gerettet. Zudem waren es die serbischen Freiwilligen, die, geführt

von Milko, dem Bruder des berühmten Hajduken Veljko, durch ihren Überfall des türkischen Lagers den Pascha von Vidin um die Früchte seines Sieges brachten. Weil aber der Krieg für die Russen sich nicht gerade glücklich anließ, änderten sie 1829 ihre ursprüngliche Politik, indem sie den Serben sagten, man würde recht gerne ihre *offene* Unterstützung sehen, sofern es den Anschein behielt, als ob diese *gegen* den Wunsch Rußlands geleistet würde! Daß sich die Serben durch ein solches Vorgehen später der türkischen Rache aussetzten, und Rußland einen Vorwand hatte, ihnen dann nicht beizustehen, das sagte man ihnen nicht! Glücklicherweise erkannte es aber der schlaue Milosch, und so blieb Serbien ruhig. Das Ganze, was Rußland für die ihm von Serbien während des Krieges geleisteten Dienste tat, war, daß es in den Frieden von Adrianopel eine Bestimmung aufnahm, nach welcher der Sultan die ohnehin schon tatsächlich anerkannten Vorrechte Serbiens auch noch durch einen feierlichen Hat-i-Scherif bestätigen sollte. Dies hatte zur Folge, daß eine russisch-türkische Abordnung die Grenzen zwischen Serbien und der Türkei abzustecken hatte. Russischerseits war u. a. auch der Sohn des Schriftstellers Kotzebue abgeordnet. Als diesem gesagt wurde, daß es doch Rußland möglich gewesen wäre, für Serbien mehr zu tun, antwortete Kotzebue wörtlich: „Natürlich wäre es uns möglich gewesen, durchzusetzen, daß die Türken auch die Festungen in Serbien räumen, *aber unser Interesse erfordert, daß die Serben immer noch unbefriedigte Wünsche haben, weil sie sonst vergessen würden, welche Verpflichtungen (?) sie gegen Rußland haben.*" Damit hat Kotzebue zwar zynisch, aber wenigstens aufrichtig die tatsächliche Grundlage der russischen Politik auf der Balkanhalbinsel enthüllt!

Weil Rußland aus dem gleichen Grunde nichts getan hatte, Miloschs Wunsch zu erfüllen, der Sultan möge ihn als *erblichen* Fürsten von Serbien anerkennen, nahm Milosch selbst seine Sache in die Hand, und es gelang ihm mittels der in der Türkei üblichen Bestechungen (die sich diesmal sogar auf — den Sultan selbst erstreckten!) das Ziel seiner Sehnsucht zu erlangen. In Rußland verschnupfte dies, und der Zar Nikolaj I. gab dies auch durch seinen ironischen Glückwunsch zu verstehen, und Rodofinikin gestand, daß der Zar unangenehm berührt worden sei. Um aber sein Mütchen zu kühlen, stellte letzterer sich in der Frage der Räumung der Belgrader Festung auf die Seite der *Türken*, statt durch seine Entscheidung deren Abzug herbeizuführen! Es geschah dies nicht nur aus Groll gegen Milosch, sondern auch in *eignem* Interesse, weil man dadurch die

Zustimmung der Türken zum Vertrag von Balta Liman gewinnen wollte! — Sacro egoismo, der nicht erst von den Italienern erfunden wurde, sondern schon von jeher Patent der russischen und britischen Diplomatie war.

Unkluge Äußerungen des serbischen Gesandten zeigten überdies dem Zaren, daß Milosch nicht ein so willenloses Werkzeug in seinen Händen sein würde, wie die Fürsten der Walachei und Moldau. Er entzog ihm deshalb sein Wohlwollen und nahm es ruhig hin, daß einer der russischen Grenzabgeordneten den Türken gegen Verleihung eines Ordens anbot, ganz Südostserbien bei ihnen zu belassen. Daß Serbien trotzdem nicht darum verkürzt wurde, verdankte es nur dem Umstande, daß Hussejn Pascha das Wort „ordre" als „Befehl" verstand — ein drolliges Mißverständnis, das zu spät entdeckt wurde, als der Russe, statt des Ordens von der Pforte den „Befehl" erhielt, die Grenze im türkischen Sinne abzustecken!

Von dem Augenblick an, da Rußland erkannte, daß Milosch nicht nach seiner Pfeife tanzen wolle, begannen die russischen Umtriebe gegen den Fürsten; zunächst in der Walachei, wo man den serbischen Abgesandten Simitsch dazu benützte, gegen den Fürsten zu wühlen. Ein weiteres Mittel schien die Verleihung einer Verfassung an Serbien zu sein, die natürlich so zugeschnitten gewesen wäre, daß statt dem Fürsten ein aus russischen Geschöpfen zusammengesetzter Senat die ausschlaggebende Stimme gehabt hätte. Aber da stellte sich als Hindernis entgegen, daß laut Hat-i-Scherif Serbien sich seine Verwaltung selbst bestimmen konnte, Rußland also ihm nicht gegen Serbiens Willen eine Verfassung aufnötigen konnte. Deshalb wollte man russischerseits auf Umwegen zum Ziele gelangen und beschränkte sich vorläufig darauf, in der Grenzfrage nicht Serbiens Interessen zu wahren, sondern der Türkei zu verstehen zu geben, daß man Serbien opfern würde, sofern die Pforte den für Rußland so ungemein günstigen Vertrag von Hunkiar Iskelessi abschließen wolle. Für diesen Preis hatte man auch taube Ohren gegen alle serbischen Vorstellungen, daß der von den Türken seit jeher gepflogene Raub christlicher Mädchen (der übrigens in Bulgarien noch bis 1877 geübt wurde!) endlich einmal aufhören solle. Jeder türkische Machthaber hielt sich nämlich für berechtigt, schöne Christenmädchen rauben und in seinen Harem entführen zu lassen, wo sie zur Abschwörung des Christentums und, nach Annahme des Islams, zur Heirat mit dem Türken gezwungen wurden. Milosch mußte deshalb auf dem von jhm beliebten Wege der Bestechungen zum Ziele gelangen. Der „rechtgläubige,

fromme, christliche" Zar hatte gegen jene gewaltsamen Bekehrungen zum Islam nichts einzuwenden gehabt! Daß der neue russische Gesandte in Konstantinopel, Baron Butenijev, die Grenzfrage anders anpackte und zugunsten Serbiens entschied, war nicht Wohlwollen für Serbien zu verdanken, sondern *eigennützigen* Gründen. Butenijev war nämlich der Ansicht, daß es für Rußland nötig sei, daß Serbien die an die Walachei anstoßenden Gebiete erhalte, *weil sonst die Verbindung zwischen Rußland und Serbien*, die über Turn Severin ging, *bei künftiger möglicher Waffenbrüderschaft abgeschnitten gewesen wäre.*

Um den russischen Ränken zuvorzukommen, wollte Milosch selbst eine Verfassung einführen, aber natürlich eine solche, in der *ihm* das ausschlaggebende Wort blieb, was also Rußland nicht passen konnte. In diesem Falle fand Rußland aber einen unerwarteten Bundesgenossen in Österreich, dessen Kaiser Franz bekanntlich schon unwohl wurde, wenn er nur das *Wort* „Verfassung" aussprechen hörte. Obgleich keine der beiden Großmächte irgendwelches Recht hatte, sich in die innern Angelegenheiten Serbiens zu mengen, legten doch beide entschieden gegen die Verleihung einer Verfassung Verwahrung ein. (Österreich mit der Begründung, daß dies ein schlechtes Beispiel für die eignen Untertanen geben würde!) Es war dies um so komischer, als die Pforte selbst, deren tributzahlender Vasall doch Serbien war, erklärt hatte, ihr sei es völlig gleichgültig, welche Verfassung sich die Serben gäben, sofern sie nur sonst nicht die gegen die Pforte eingegangenen Verpflichtungen verletzten. Es muß deshalb als Gipfelpunkt russischer Unverschämtheit bezeichnet werden, daß Rußland befahl, die serbische Verfassung sei aufzuheben, und *die Serben hätten sich überhaupt nach dem zu richten, was ihnen ein außerordentlicher Gesandter befehlen werde!* Es war dies Baron Buchmann, ein aufgeblasener Mensch, der in Serbien auftrat, als wäre er selbst der Zar und Oberherr des Landes. Als ihm Milosch, um Zerwürfnis zu vermeiden, bescheiden entgegentrat und versicherte, er würde nichts tun, was Rußland unangenehm sei, entgegnete der Russe hochmütig: „Die Serben tun, als wären sie ein unabhängiges Volk, während sie doch noch türkische Rajah (= Viehherde) sind, der nur nur durch das Wohlwollen Rußlands einige Vorrechte gewährt wurden. Es ist deshalb eine Anmaßung von ihnen, sich ohne vorherige Genehmigung Rußlands eine Verfassung geben zu wollen — obendrein eine, welche den revolutionären Grundsätzen entgegenkommt, deren Bekämpfung

die heiligste Pflicht der Regierungen von Rußland und Österreich ist. Nicht einmal eine Macht ersten Ranges hätte derlei gegen den Willen Rußlands und Österreichs gewagt!"

Dann höhnte er Milosch ob seiner Anmaßung, erblicher Fürst sein zu wollen, ob der Flagge und des Wappens, und meinte, Serbien dürfte nur die türkische Flagge und das türkische Wappen führen. (Obgleich die Pforte selbst nichts dagegen einzuwenden gehabt hatte!) Endlich verlangte er, der Fürst solle die Parteiführer der Unzufriedenen (russische Geschöpfe!) zusammenberufen, damit er ihre Beschwerden anhöre und danach urteile. (Also er warf sich auch zum Schiedsrichter zwischen Fürsten und Volk auf!)

Als der Fürst schwach genug war, darin nachzugeben, hielt der Russe eine Rede, in der er den Serben sagte, sie könnten nur dann auf Rußlands Unterstützung rechnen, wenn sie sich genau nach dessen Befehlen richten. Gegenwärtig erheische es das russische Interesse, daß die Serben sich als gute Untertanen des Sultans zeigten. Würden sie dem nicht entsprechen, so würde Rußland selbst mit den Türken gemeinsame Sache machen, ihre Unabhängigkeit wieder zu vernichten. (!!!) Übrigens sei er entrüstet, zu finden, daß Serbien so schlecht regiert werde (vom Fürsten!). Schließlich wandte er sich an Davidovitsch, der die Verfassung entworfen hatte, mit den scharfen Worten: „Erhitzte Köpfe in Serbien vertreten hier revolutionäre Grundsätze und wollen mit Mächten verkehren, die solchen Grundsätzen huldigen (Frankreich und England), ohne zu bedenken, daß sie dadurch den Zorn Rußlands heraufbeschwören, dessen Folgen für sie und ihr Land fürchterlich sein würden." Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, begab sich der Russe zum Fürsten und hielt ihm ebenfalls eine Standpredigt.

Milosch kochte vor Wut, hielt aber an sich und rächte sich, indem er unter dem Anschein von Schmeichelreden und verbindlichen Worten tatsächlich des Russen Anmaßung verspottete (ein Wiener würde sagen, daß er ihn „frozzelte"), welch letzterer tun mußte, als merke er nicht den versteckten Hohn und Spott und nehme alles für Ernst. Schließlich gab er ihm zu verstehen, daß er nur von seinem Oberherrn, dem Sultan, nicht aber von irgendeiner fremden Macht Weisungen anzunehmen habe. Auch gab er seiner Verwunderung Ausdruck, daß das Auftreten des Barons Buchmann mit dem frühern Rußlands sehr schwer vereinbar sei, und da Buchmann es mit seinen Verhaltungsmaßregeln rechtfertige, so würde er ihn sehr verbinden, wenn er ihm diese zeigen oder zum mindesten etwas Schriftliches darüber aus der Hand geben wollte. Denn merkwürdigerweise

hätten bisher noch alle russischen Agenten sich hartnäckig geweigert, eines von den beiden zu tun.

Buchmann geriet in Verlegenheit und weigerte sich gleichfalls, worauf Milosch ironisch meinte, es werde ihm stets ein Vergnügen sein, von Rußland darüber Belehrungen zu erhalten, wie er Serbien zu regieren habe; nur möge man ihm dies immer schriftlich geben, damit er ja nichts vergesse.

Als Buchmann sah, daß Milosch ihm an Feinheit überlegen war, verließ er ihn wütend und begab sich zu den Unzufriedenen, um mit diesen zu verabreden, wie man am besten den Fürsten stürzen könnte.

Als Folge davon wurde in Bukarest im Januar 1835 ein Ausschuß eingesetzt, welcher den Umsturz in Serbien vorbereiten sollte, und dessen Vermittler Stojan Simitsch war. Alle Unzufriedenen gehörten ihm an, und Rußland war der Schutzherr. Deshalb hütete man sich nach wie vor, etwas Schriftliches aus der Hand zu geben, und alles wurde nur mündlich vereinbart, alle Befehle mündlich gegeben. So konnte Rußland jederzeit seine Hände in Unschuld waschen, wenn es schief ging.

Weil Rußland nicht das Recht Serbiens abstreiten konnte, seine innern Angelegenheiten nach eignem Ermessen zu regeln, hatte es anfangs auch nicht gegen die von Milosch 1835 verliehene neue Verfassung Verwahrung einlegen können. Weil dies aber Österreich mißfiel, das überhaupt von keiner wie immer gearteten Verfassung etwas hören wollte, benützte dies Rußland, um im September 1836 dem Fürsten einen andern Verfassungsgesetzentwurf zu senden, mit dem Bedeuten, diese Verfassung habe er anzunehmen, widrigenfalls er es bitter bereuen solle. Diese sogenannte Verfassung war aber gar keine solche, denn von einer Volksvertretung war keine Rede. Die ganze Macht sollte nämlich von einem aus 12—15 Mitgliedern bestehenden Senat ausgeübt werden, die unabsetzbar waren, und neben denen der nur gleichberechtigte Fürst machtlos gewesen wäre. Weil aber die Senatoren russische Kostgänger gewesen wären, lag der Zweck klar zutage. Bezeichnend ist auch hier wieder das Doppelspiel Rußlands. Während mündlich unter den stärksten Drohungen ein Ultimatum gestellt wurde, das dem Fürsten keinen Zweifel ließ, hatte man unter den Entwurf der „Verfassung“ keine Unterschrift gesetzt und ihn von einer andern Hand schreiben lassen als die Begleitdepesche, welch letztere überdies in so zweideutigen Worten gehalten war, daß man auch hätte sagen können, es handle sich

nur um einen Ratschlag. Dadurch sicherte man sich in Petersburg für alle Fälle eine Hintertür, zu leugnen, falls das unberechtigte Verlangen Rußlands zu einer diplomatischen Niederlage führen sollte. Und so kam es auch, als Milosch sich rund weigerte, die Verfassung anzunehmen, und den Drohungen trotzte.

Als Antwort darauf errichtete Rußland in Orschova ein Konsulat, das dem Ränkeschmied Waschenko anvertraut wurde und die Aufgabe hatte, mit den serbischen Unzufriedenen bequemer zu unterhandeln als dies von Bukarest aus möglich war, denn Orschova lag gerade an der serbischen Grenze.

Weil das Zerwürfnis zwischen Serbien und Rußland nicht Geheimnis bleiben konnte, erregte es die Aufmerksamkeit der englischen Regierung, die jederzeit bereit war, fremde Völker gegen ihre Feinde auszuspielen. Sie sandte deshalb den Obersten Hodges nach Serbien als diplomatischen Agenten, was Rußlands Wut zum äußersten entflammte. Wie immer war England reich an Versprechungen, die es nicht hielt oder überhaupt außerstande war, zu halten. Hodges flunkerte mit der Macht Englands, vor der selbst Rußland zittern müsse, beteuerte, daß die englische Flotte allein imstande wäre, dem Sultan alle Zugeständnisse abzupressen, die Serbien wünsche, während Rußland trotz seiner Landmacht dazu nicht fähig gewesen war, und schließlich gab er Milosch die bindenden Zusicherungen, daß England ihn gegen die ganze Welt halten werde, sofern er nur sich von Rußland lossage und sich auf Englands Seite stelle. Anfangs zauderte der Fürst, aber die russischen Ränke wurden täglich fühlbarer. Die serbischen Unzufriedenen hatten nämlich mit Unterstützung Waschenkos den Zaren veranlaßt, seinen Generaladjutanten, den Fürsten Dolgoruki, nach Serbien zu schicken, um daselbst zu drohen, daß die Waffen (!) entscheiden würden, falls Milosch sich länger weigern sollte, dem russischen Befehl zu gehorchen!

Am 27. Oktober 1837 traf Dolgoruki in Kragujevac (der damaligen Hauptstadt von Serbien) ein. Der englische Agent Hodges hatte geraten, jedem Zwist auszuweichen, in der Hauptsache aber fest zu bleiben. Dolgoruki zeigte sich ebenso höflich und liebenswürdig, als Buchmann brutal und herausfordernd gewesen war. Allerdings begann auch er mit Aufzählung aller „Wohltaten", die angeblich Serbien Rußland verdankte (wobei er natürlich mit Schweigen über die viel größern Dienste hinwegging, die Serbien Rußland geleistet hatte!), aber dann trachtete er, sich auf dem Boden der Gesetzlichkeiten zu halten und die Verfassung so hinzustellen, als ob

sie im Interesse Serbiens gelegen wäre. Daß die 18 Senatoren, welche künftighin Serbiens Politik zu leiten gehabt hätten, ausschließlich russische Anhänger waren, ließ aber den Pferdefuß wahrnehmen. Als Hauptgrund des kaiserlichen Unwillens erklärte Dolgoruki die Vertraulichkeit des Fürsten mit Hodges, denn England sei der natürliche Feind Rußlands und habe noch jede kleinere Macht, die sich mit ihm eingelassen habe, zugrunde gerichtet, nachdem es sie ausgenützt hatte. (Dies war allerdings richtig, aber ganz das gleiche galt von Rußland!) Wenn also Milosch die Freundschaft Englands vorziehe, so habe er mit Rußlands Rache zu rechnen, während, wenn er den Briten zum Teufel jage und sich rückhaltlos den russischen Befehlen füge, er stets auf die mächtige Hilfe des Zaren rechnen könne, der imstande sei, ihn gegen eine ganze Welt von Feinden zu schützen. (Das reine Echo von Hodges!) Schließlich gab Dolgoruki sogar unter der Hand zu verstehen, daß es Rußland gar nicht auf eine Verfassung ankäme. Wenn der Fürst ganz unumschränkt herrschen wolle, so könnte er dies auch mit Rußlands Unterstützung tun, sofern er sich nur in allem nach den Befehlen des Zaren richte, der am besten wisse, was Serbien gut tue. (!) Aber für den Augenblick müsse er allerdings den Senat einführen, weil dies der Zar so wünsche, und nach Art aller großen Machthaber dulde er keinen Widerspruch gegen seine Befehle.

Milosch merkte ganz gut den Fallstrick. Hätte er jetzt „für den Augenblick" dem „Befehl" des Zaren entsprochen, so war es mit ihm aus, denn dann hatte er kein Mittel mehr in der Hand, entgegenzutreten, falls der russenfreundliche Senat zum willenlosen Werkzeug eines fremden Staates herabgesunken wäre. Er drehte daher den Spieß um, zählte die vielen großen Dienste auf, die Serbien Rußland in seinen Kriegen gegen die Pforte geleistet hatte und die Schändlichkeiten, welche dafür sein Lohn waren. Dann stellte er sein Verhältnis zu Hodges als lediglich persönliche Freundschaft ohne politischen Hintergrund hin, zum Schlusse versprechend, daß er bemüht sein werde, den Zaren zufriedenzustellen, soweit dies nicht mit den Interessen des Landes in Widerspruch geschehen könne.

Dolgoruki konnte nichts dagegen einwenden, dafür aber empfahl er dem Fürsten größtes Stillschweigen über alles gegen jedermann, namentlich gegen Hodges. Und, so wie immer bisher, so weigerte sich auch Dolgoruki, irgend etwas Schriftliches aus der Hand

zu geben. Offenbar fürchtete er, die Pforte könnte dann das Doppelspiel Rußlands erfahren und ihm den Brei versalzen.

Natürlich setzte Milosch den britischen Agenten von allem in Kenntnis, und dieser beteuerte neuerdings hoch und teuer, England allein vermöge Serbien gegen jeden Feind zu schützen, man solle sich nur England in die Arme werfen. Milosch meinte daraufhin, wenn dem so sei, so möge doch England vorerst eine Probe seiner Macht zeigen und die Türken zum Abzug aus Belgrad bewegen; oder wenigstens möge es Österreich und Preußen bewegen, im Verein mit England Serbien unter den Schutz der Großmächte zu stellen, besonders, weil ja Hodges sage, daß Frankreich mit England Hand in Hand gehe. Denn dann könne Rußland, ohne die Maske abzuwerfen, unmöglich allein seine Zustimmung versagen.

Hodges versicherte, daß dies alles sehr leicht durchführbar wäre und er diesbezüglich an Lord Ponsonby berichten werde. Und da damals Mehemed Ali Pascha von Ägypten sich drohend rüstete, seine volle Abhängigkeit zu erringen und den Sultan zu entthronen, machte Hodges auch den Lord Palmerston auf die Wichtigkeit aufmerksam, die in einem solchen Falle Serbien kraft seines Einflusses auf die übrigen christlichen Völker der Türkei hätte.

Die russischen Agenten waren aber zu gerieben, als daß sie nicht von allem Wind bekommen hätten, und so beeilte sich Waschenko, im Februar 1838 nach Belgrad zu gehen, um dort Gegenminen springen zu lassen. Zunächst glaubte er dem Fürsten imponieren zu können, wenn er gegen ihn so anmaßend hochmütig auftrat, wie allenfalls der Zar gegenüber einem Leibeignen. Aber Milosch verstand es, ihn in seine Schranken zu weisen, und dann erklärte er ihm kurz, daß er wohl jederzeit bereit sei, von Rußland Ratschläge anzunehmen, niemals aber Befehle. Und damit verließ er Belgrad, um nach Kragujevac zurückzukehren. Von dort aus ließ er eine neue Verfassung ausarbeiten, aber nicht nach russischem Rezept. Dies veranlaßte Waschenko und die Russenpartei im Lande schon gegen diese Verfassung zu schreien, bevor sie noch bekannt war! Als dies Hodges erfuhr, teilte er dem Fürsten mit, daß Palmerston nicht wünsche, Milosch solle sich mit Rußland überwerfen; weil er aber anderseits auch nicht dem Befehl des Zaren nachkommen dürfe, so wäre es am besten, eine Gesandtschaft nach Stambul zu senden, um vom Sultan die Genehmigung der neuen Verfassung zu erwirken. Denn dann könne Rußland nichts mehr machen.

Milosch sah ein, daß dies hieß den Teufel durch Beelzebub austreiben, weil er dadurch der Türkei das (ihr nach dem Hat-i-Scherif

gar nicht mehr zustehende) Recht gab, sich in die innern Angelegenheiten Serbiens einzumengen, also einen bösen Präzedenzfall schuf. Leider traute Milosch den englischen Zusicherungen, er könne sich felsenfest darauf verlassen, daß Palmerston seine Sache in Stambul zum Siege führen werde, und so sandte er die Gesandtschaft nach Stambul. Kaum hörte dies aber Rußland, als es den Baron Butenijev und den Baron Buchmann nach Stambul sandte, um Gegenminen springen zulassen. Dies beängstigte Hodges, der nun selbst nach Stambul eilte, wo also alle diplomatischen Ränke ihren Gang nahmen.

Der englische Botschafter in Stambul, Lord Ponsonby, war aber ebenso schwerfällig wie die Russen leichtbeschwingt, und auch er sah schließlich in erster Linie auf Englands Interessen, während ihm jene Serbiens höchst gleichgültig waren. Die Folgen davon sollten sich bald zeigen.

Währenddem wühlte Waschenko in Serbien weiter, und es gelang ihm sogar, Milan, den ältesten Sohn des Fürsten, des letztern Gattin Ljubica und seinen Bruder Jefrem für sich zu gewinnen, weil Milosch sich dem Vorschlag Waschenkos widersetzte, Milan zur Erziehung nach Petersburg zu senden, während Waschenko Jefrem vorspiegelte, nach Absetzung seines Bruders könnte er (Jefrem) Fürst werden. Die Fürstin Ljubica wieder gewann er durch die Vorstellung, daß ihr dann die Treue des Gatten sicher sei, welche er jetzt als Fürst beständig breche. Und gegen Milosch selbst trat Waschenko wieder frech auf, indem er ihm u. a. einen Brief Butenijevs brachte, in dem dieser dem Fürsten die heftigsten Vorwürfe machte, daß er mit England liebäugle. Dabei benahm er sich persönlich so überaus unverschämt herausfordernd, daß Milosch Lunte roch und begriff, es handle sich darum, ihn zu einem Zornesausbruch zu veranlassen, der dann Anlaß zu einem diplomatischen Konflikt gegeben hätte. Deshalb blieb er beständig höflich kalt, ließ Waschenko ruhig zu Ende reden und fragte ihn dann, ob die Serben ein freies Volk seien oder nicht. Auf die bejahende Antwort hin versetzte der Fürst trocken: „Gut, dann haben wir auch die Freiheit, mit fremden Mächten und deren Vertretern zu verkehren, wie es uns beliebt, und darüber lassen wir uns auch von Rußland nicht Vorschriften machen.“

Waschenko verstieg sich darauf zu Drohungen und sagte, das würde er dem Zaren melden. Milosch entgegnete kurz, er möge melden, was ihm beliebe, und ließ ihn stehen, ihm überhaupt keine weitere Audienz bewilligend, so lange er Fürst war. Gleichzeitig aber gab er der nach Stambul gesandten Abordnung Weisungen mit, was sie dem russischen Botschafter Butenijev zu antworten hätten, falls auch

er Vorschriften geben wollte, mit wem sie zu verkehren hätten. Sie hätten ihm dann zu sagen, daß die russische „Schutzherrschaft“ in keiner Weise das Recht Serbiens beeinträchtigen dürfte, mit Vertretern fremder Mächte zu verkehren.

Waschenko wühlte unterdessen in Belgrad weiter. Namentlich suchte er Hodges einzulegen, indem er ihm den Tataren sandte, welcher sonst die Depeschen der russischen Agenten beförderte, und der jetzt angeblich wichtige russische Depeschen Waschenkos an Butenijev dem englischen Agenten für 100 Piaster antrug. Dieser lächerlich geringe Betrag aber machte Hodges stutzig, und er witterte eine Falle, die Waschenko Gelegenheit geben sollte, Zetermordio zu schreien, daß Hodges fremde Depeschen unterschlagen lasse und auf Grund dessen seine Abberufung zu verlangen. Und wie sich später zeigte, war dies auch nur eine Falle gewesen.

Die russische Anmaßung zeigte sich auch in nachstehendem Falle: die Serben hatten bei der Pforte gegen den russischen Verfassungsvorschlag schon deshalb Verwahrung eingelegt, weil die Skupschtina unterdrückt, das Volk also ganz ohne Vertretung gewesen wäre. Darauf schrieb Butenijev großmütig an Waschenko, das e r den Serben erlauben wolle, sich alle Jahre einmal zu versammeln! Diese Unverschämtheit ernüchterte damals viele Russenanbeter.

Mittlerweile hatte Butenijev seine Zeit in Stambul nicht verloren; während Lord Ponsonby untätig blieb, verstand er es, den Sultan zur Annahme des russischen Verfassungsentwurfes zu bewegen. Und Ponsonby war noch so naiv (oder unverfroren), an Milosch zu schreiben, daß eigentlich die russische Verfassung ohnehin für Serbien vorteilhafter gewesen wäre als die von Milosch gewünschte! (Für die sich England hätte verwenden sollen!)

Milosch sah nur zu spät ein, daß er vom Regen in die Traufe gekommen war, als er sich mit Rußland überwarf, um sich England in die Arme zu werfen. Das „perfide Albion“ hatte sich auch diesmal dieses Beinamens würdig gezeigt. Der Fürst aber war versteinert, als ihm im Februar 1839 der Hat-i-Scherif des Sultans verlesen wurde, in dem die russische Verfassung einzuführen befohlen wurde. Jetzt konnte er sie nicht mehr zurückweisen, weil er selbst durch seine (von England angeratene) Abordnung an den Sultan, diesem das Recht gegeben hatte, Schiedsrichter in der serbischen Verfassungsfrage zu sein. In seinem ersten Zorn verließ er Belgrad am 24. April 1839 und schrieb von Zemun aus, daß er nicht mehr nach Serbien zurückkehren werde. Am 25. Juni dankte er dann zugunsten seines Sohnes Milan ab, der aber so krank war, daß er schon am 7. Juli starb, ohne

überhaupt von seiner Thronbesteigung etwas erfahren zu haben! Der nächste Sohn, Mihail, war noch sehr jung (17 Jahre) und unerfahren, daher er Fehler machte, die am 26. September 1842 zu seiner Absetzung führten. Alexander Karagjorgjevitsch, der jüngste Sohn Kara Gjorgjes wurde zum Fürsten gewählt. Dies mißfiel den Russen, weil sie gehofft hatten, in Mihail einen gehorsamen Diener zu finden, während von Alexander bekannt war, daß er zu Österreich neigte. Der Zar schrieb deshalb einen eigenhändigen Brief an den Sultan, er solle nicht gestatten, daß Alexander den Thron besteige. Weil aber Österreich gerade das entgegengesetzte Interesse hatte und auf der Bestätigung Alexanders bestand, trat Rußland den Rückzug an.

Solange Alexander Fürst war, war Rußlands Einfluß in Serbien ausgeschaltet, denn Alexander war so schwach und unfähig, daß er den österreichischen Konsul für sich regieren ließ, der den Vorsitz führte und dabei dem schüchtern daneben sitzenden Fürsten den Tabakrauch ins Gesicht blies. Deshalb ließ er auch 1848 den General Knitschanin mit 7000 Serben über die Grenze gehen und mit den österreichischen Serben zugunsten des Kaisers von Österreich gegen die Magyaren kämpfen. Knitschanin zeigte sich als glücklicher Feldherr und schlug alle Angriffe der Magyaren auf die Titeler Hochebene ab, wobei sein glänzendster Sieg ihm nur 8 Tote und 16 Verwundete, den Magyaren 2000 Mann kostete! (Sie hatten nämlich auf schmalen Dämmen anzurücken, auf denen sie der Länge nach niederkartätscht wurden.)

Auch im Krimkrieg stellte Serbien zwar 80 000 Mann auf, machte aber davon keinen Gebrauch zur Unterstützung Rußlands, weil Österreich dies nicht wünschte. Aber schließlich mißfiel diese Ergebenheit gegen Österreich den Serben, und die Skupschtina von 1858 verlangte von Alexander, er solle abdanken. In seiner Angst floh er zu den Türken, was so entrüstete, daß er am 23. Dezember abgesetzt wurde und man den alten Milosch zurückrief, der aber schon am 26. September 1860, 80jährig, starb, worauf ihm sein Sohn Mihail zum zweitenmal in der Regierung folgte. Er war der erste Fürst, der eine rein serbische Politik verfolgte und sich nicht blindlings in die Arme einer Großmacht warf, sondern so geschickt lavierte und sich bald dieser, bald jener Großmacht bediente, daß es ihm gelang, den Abzug der Türken aus den Festungen und verschiedene andere Erfolge zu erlangen. Eben als er daran war, mit den Türken einen Vertrag abzuschließen, nach welchem er auch Bosnien und die Herzegowina in Verwaltung bekommen hätte, wogegen er der Pforte dreimal mehr gezahlt hätte, als sie aus Bosnien bezog, wurde er (10. Juni 1868) auf Anstiften des abgesetzten Fürsten Alexander ermordet.

Sein Nachfolger Milan war noch minderjährig, daher eine Regentschaft eingesetzt wurde, die vollkommen im russischen Fahrwasser schwamm und Milan so beeinflußte, daß auch er anfangs nur in Rußland sein Heil erblickte. Er wurde erst dann ernüchtert, als Rußland im Frieden von San Stefano ein Großbulgarien schuf, das zu zwei Dritteln aus serbisch sprechenden Ländern zusammengesetzt war,[1]) weil der Zar glaubte, dies würde ein blindes Werkzeug sein. Österreich hingegen hatte die gute Idee, auf dem Berliner Kongreß durchzusetzen, daß Serbien vergrößert wurde, und dieses legte den Grundstein zum Umsatteln Milans, der den russenfreundlichen Ristitsch 1880 beseitigte und der neuen (österreichfreundlichen) Fortschrittspartei die Regierung überließ. In politischer Beziehung fuhr Serbien gut dabei, weil sich Österreich Serbiens 1885 annahm, aber die schamlose Ausbeutung des Landes durch die Wiener Länderbank erregte in Serbien solche Unzufriedenheit, daß man Österreich dafür verantwortlich machte, statt Milan, dessen Verschwendungssucht allein an allem schuld war. Deshalb konnte Rußland wieder (nachdem ein auf russisches Anstiften 1887 gegen Milan während einer Jagd geplantes Attentat vereitelt worden war) die neue radikale Partei durch sein Geld für sich gewinnen, so daß von nun an (seit 1890) Serbien (mit ein paar kurzen Unterbrechungen) vollständig im russischen Fahrwasser schwamm. Die Bedenken Milans wurden dabei mit klingender Münze beschwichtigt, und als der Riß zwischen ihm und den Radikalen unheilbar wurde, zahlte ihm die russische Regierung durch die Wolga-Kama-Bank 2 Millionen aus, wogegen er sich ehrenwörtlich verpflichtete, der Krone zu entsagen und nie wieder nach Serbien zu kommen. Er hielt sein Wort nur so lange, als die 2 Millionen reichten, und dann kehrte er unverfroren wieder nach Serbien zurück (1897). Nach seinem Tode (1901) machte sein Sohn Alexander weitere Dummheiten, die schließlich zu seiner Ermordung führten (1903). Der Anstifter desselben, Peter, Sohn des Fürsten Alexander Karagjorgjevitsch, wurde nun König und

[1]) Der Verfasser läßt Makedonien von einer in der Mehrheit serbischen Bevölkerung bewohnt sein, wofür er in seinem Riesenprachtwerk, Makedonien und Altserbien (Wien 1889) die Beweise erbrachte. Andere Ethnographen und Statistiker behaupten, je nach ihrer Nationalität, daß die Bevölkerung dieser Länder überwiegend bulgarisch oder griechisch sei. Vgl. Professor A. Supan, Die Bevölkerung der Erde XIII (Gotha 1909) S. 118 ff. (Die Red.)

zeigte sich abermals als blindes Werkzeug in den Händen Rußlands, welches sich mit dem Gedanken trug, Österreich zu zerschmettern. Zu diesem Zwecke brachte Zazonov den bulgarischen Zaren Ferdinand im Frühjahr 1912 dahin, daß er mit Serbien einen Geheimvertrag abschloß, laut welchem dieses auf Mazedoniens Erwerbung zugunsten Bulgariens verzichtete, wogegen sich Bulgarien verpflichtete, den Serben mit 200 000 Mann bei der Eroberung Bosniens beizustehen. Nachdem dies gelungen war, suchte Rußland noch Rumänien und Griechenland zum Anschluß zu bewegen. Aber beide wollten von einem Großbulgarien nichts wissen und lehnten ab. Der griechische Ministerpräsident Venizelos aber bekam dadurch die Idee, durch Schaffung eines Balkanbundes die Lösung der Orientfrage mit Ausschaltung Rußlands und der andern Großmächte in die Hand zu nehmen. Es gelang seiner Geschicklichkeit tatsächlich, die Gegensätze auszugleichen und Serbien, Bulgarien, Griechenland und Montenegro zu einigen. Auf diese Art wurde Rußland durch den Ausbruch des Balkankriegs im Oktober 1912 ebenso überrascht wie alle andern Mächte, und zwar sehr unangenehm. Es legte deshalb auch Verwahrung gegen die Eroberung von Konstantinopel ein, weil dieses nur in russischen Besitz kommen dürfte.

Nun bestimmte aber der Geheimvertrag der vier Balkankönige, daß Bulgarien den Serben mit 120 000 Mann bei der Eroberung Mazedoniens beistehen sollte, während es in Wirklichkeit nur 20 000 Mann sandte und später im Gegenteil von den Serben noch 80 000 Mann verlangte, die Adrianopel bezwingen sollten, weil die Bulgaren dazu nicht imstande waren. Weil nun die Serben dies wirklich taten, weigerten sie sich, ganz Mazedonien den Bulgaren zu überlassen, sagend, daß dies die Entschädigung für den Ausfall von 100 000 bulgarischen Hilfstruppen und die Mithilfe von 80 000 serbischen Hilfstruppen wäre. Weil sich aber die Bulgaren dieser Anschauung nicht anbequemen wollten, sondern im Gegenteil plötzlich über Serbien und Griechenland herfielen, brach der zweite Balkankrieg aus, in dem Bulgarien in der mehrtägigen Schlacht an der Bregalnica eine vernichtende Niederlage erlitt.[1]) Eine gutberatene serbische Regierung hatte sich schon da-

[1]) Diese Zeilen geben den Standpunkt der Serben wieder. Nach der Auffassung der Bulgaren und wohl auch der meisten Angehörigen der Zentralmächte sollte Bulgarien nach dem ersten Balkankriege, in dem es militärisch die Hauptlast getragen hatte, von seinen Verbündeten mit Unrecht um den größten Teil des eroberten Gebietes gebracht werden. (Die Red.)

mals mit Österreich in gutes Einvernehmen um jeden Preis gesetzt. Aber weil Österreich Miene machte, den Bukarester Vertrag anzufechten, wurde dies von Rußland schlau benützt, gegen Österreich Stimmung zu machen und Serbien ganz auf seine Seite zu ziehen. Wie dies gelang, zeigen zwei Nachrichten: nach der ersten wurden zu Nisch im Archiv des serbischen Thronfolgers Alexander zwei Briefe und ein Telegramm des Zaren vorgefunden. In dem ersten Schreiben wurde empfohlen, daß der Kronprinz unter keinen Umständen in die von Österreich geforderte Auflösung der Narodnia Ochrana einwilligen solle. In dem Telegramm wurde der Befehl erteilt, daß die Serben das Ultimatum Österreichs ablehnen sollen, weil Rußland geneigt sei, Serbien mit Waffengewalt zu unterstützen. In dem zweiten Schreiben teilt der Zar mit, was Serbien erreichen werde, wenn es Rußlands Befehle befolge. Der Zar beruft sich auf Rußlands bewaffnete Macht, die bereitgehalten werde, und fordert Serbien auf, bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen.

Noch bezeichnender ist, was König Peter selbst in Avlona dem ihm befreundeten italienischen Abgeordneten Cassoletta sagte:

„Die russischen Versprechungen lauteten dahin, daß Österreich-Ungarn, sobald es Serbien den Krieg erklärt haben würde, mit russischen Truppen überschwemmt werden würde, so daß es gar nicht daran denken könne, gegen Serbien vorzugehen. Das von den Balkankriegen noch sehr geschwächte serbische Heer sollte überhaupt nur eine Art Reserveheer bilden. Die Vierverbandsmächte wollten eigentlich den Ausbruch des großen Krieges erst 1917 herbeiführen, weil Rußland noch bis dahin Zeit brauchte, um seine Kriegsbahnen vollständig ausbauen zu können. Die serbische Heeresleitung war im Jahre 1914 auf einen Ausbruch des Krieges gar nicht vorbereitet, es mangelte an schweren Geschützen, an Schießbedarf und an Arzneimitteln."

„Die erniedrigendste Zeit meines Lebens mußte ich durchmachen," so erzählte der König weiter, „als die Mächte einsahen, daß Bulgarien nicht gesonnen sei, das willenlose Werkzeug ihrer Balkanwünsche zu werden. Schmeicheleien und Versprechungen wechselten mit Erpressungen und Drohungen schlimmster Art ab. Es wurde von uns die augenblickliche und bedingungslose Abtretung Mazedoniens an Bulgarien gefordert, und man ließ gleichzeitig durchblicken, daß Serbien nach dem Kriege Mazedonien zurückerhalten würde, denn dann könne man Bulgarien rücksichtslos die eiserne Faust zeigen.

Alle unsere Bundesgenossen haben uns im Stiche gelassen, keine Versprechungen wurden erfüllt. Die traurigste Rolle hat dabei England gespielt. In spätern Zeiten wird es sich hoffentlich deutlich erweisen, wie schmachvoll das arme und kleine Serbien von dem stolzen und großen England belogen und betrogen worden ist." —

Das ist allerdings richtig, aber zunächst ist es wohl Rußland, das abermals zum Totengräber der serbischen Unabhängigkeit geworden ist, indem es Serbien in den Krieg hetzte. „Qui mange du Tsar en meurt."

Sachregister






3 2000 010 042 887




3 2000 010 042 887

